

Saarbrücker

HEFTE

Politische Kultur? Von Höfen und Narren, von Vettern und Wirtschaften, von Seilen und Schäften, von Presse und Einfalt, von Räubern und Pistolen, von Hintern und Gründen – **Gegendarstellungen**

Von Reichtum und Armut,
Faulheit und Arbeit
Zur sozialen Polarisierung

*Von Gastarbeitern
und Nachbarn
Italiener im Saarland*

Von Städten und Partnern
Cottbus – Saarbrücken
Eisenhüttenstadt – Saarlouis

*Von Kirchen und Sekten
Religion in der Stadt*



Vom Essen und Trinken
(G)astronomische Verluste

*Vom Rauschen und Flimmern
Kino im Saarland*

Von zeitgenössischer Musik
Gespräch mit Mauricio Kagel,
Berichte, Interviews

*Prosa, Lyrik, Rezensionen
und Kunst*

Heft 71/72
September 1994

Guul Krosch

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 71/72, September 1994

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):

Dirk Bubel, Hans Horch, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

Redaktion:

Dirk Bubel, Günter Grewer, Hans Horch, Achim Huber, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf,
Johannes Petrenz, Josef Reindl, Dietmar Schmitz, Iris Schumacher, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Dudweilerstraße 22, 66111 Saarbrücken, Telefon (06 81) 39 95 14

Verlag:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauermilchstraße 14, 66564 Ottweiler, Telefon (0 68 24) 9 00 10

Satz und Druck:

Redaktion und Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

Layout:

Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo:

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Dzermaludin Alic, Dirk Bubel, Regine Detambel, Edwin Dillmann, Stefan Fricke, Michael Grabenströer,
Norbert Gutenberg, Achim Huber, Ernst-Ulrich Huster, Joachim Jäger, Eckhardt Kauntz,
Hans-Georg Klein, Matthias Körner, Armin Kuphal, Eva Labouvie, Jörg Metzinger, Nils Minkmar, Marcella Nacci,
Bernd Nixdorf, Johannes Petrenz, Josef Reindl, Volker Roth, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Iris Schumacher,
Karl-Heinz Spindler, Volksmund, Peter Wettmann-Jungblut, Reinhard Wilhelm, Rolf Wittenbrock, Wolfgang Zwiener

Zeichnungen und Gemälde:

Dieter Krüll, Till Neu.

Fotos:

Carsten Clüsserath, Stefan Fricke, Achim Huber, Armin Kuphal, Jörg Metzinger, Missione Catholica italiana,
Johannes Petrenz, Erich Schutt, Stadtarchiv Cottbus

Titelbild:

Dieter Krüll

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken,
der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.

SAARBRÜCKER HEFTE

~~Schmutztitel~~ H 2

„Ich werde in diesem Jahr keinem erlauben, daß er leichtfertig seine schlechte Laune pflegt.“

Wirtschaftsminister Kopp, SZ, 12. 1. 1994

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	Religion	
Politische Kultur		<i>Jörg Metzinger:</i>	
<i>Josef Reindl:</i>		Religion in der Stadt	82
Kultur, Moral und Staatskunst	4	Essen & Trinken	
<i>Bernd Nixdorf:</i>		<i>Johannes Petrenz:</i>	
Das Land der tausend Könige	7	(G)astronomische Verluste	86
<i>Hans-Georg Klein:</i>		Literatur	
Die saarländische Lösung	10	<i>Régine Detambel:</i>	
<i>Norbert Gutenberg:</i>		Vélin	96
Dialog in der Öffentlichkeit?	14	Kino	
<i>Dirk Bubel:</i>		<i>Nils Minkmar:</i>	
Brasilianische Spielkultur im Saarland	19	Filmrausch an der Saar	103
<i>Karl-Heinz Spindler:</i>		<i>Achim Huber:</i>	
Der geregelte Gang der einen und die Aufgeregtheit der andern	21	Unser Multiplex	111
<i>Reinhard Wilhelm:</i>		Abenteuer	
Reduktionismus	28	<i>Bernd Nixdorf:</i>	
<i>Josef Reindl:</i>		Im Kopf des Mörders	119
Einige schlechtgelaunte Zeitgenossen	31	Musik	
<i>Peter Wettmann-Jungblut:</i>		<i>Stefan Fricke:</i>	
Im Reich des Bösen?	33	Um die Zeit zu überdauern	121
<i>Der Volksmund:</i>		<i>Stefan Fricke:</i>	
Neues aus dem „Ideenland Saarland“	40	Nächstes Jahr in...	124
<i>Michael Grabenströer:</i>		<i>Stefan Fricke:</i>	
Im Kleinsten die Größten	42	„Eine Utopie gibt es nicht“	129
<i>Eckhardt Kauntz:</i>		Fenster nach Frankreich	
Politische Kultur des Saarlandes	44	<i>Ralph Schock:</i>	
Galerie		„Von Notterdam a pjeß zum Plahs Wangdohme“	134
<i>Klaus Hardt:</i>		Rezensionen	
Aus der Computer-Serie 1992-93	46	<i>Dietmar Schmitz:</i>	
Diskussion		Verrätselt-bizarre Geschichten	137
<i>Ernst-Ulrich Huster:</i>		<i>Iris Schumacher:</i>	
Neuer Reichtum – alte Armut	51	Abenteuer eines Sanitärporzellan-Fetischisten	138
<i>Armin Kuphal:</i>		<i>Iris Schumacher:</i>	
Arbeit! Arbeit! Arbeit!	55	Weibs-Bild	141
Immigration		<i>Edwin Dillmann:</i>	
<i>Marilia Nacci/Volker Roth:</i>		Versuche, Grenzen zu durch-schauen	142
Wenn aus Gastarbeitern Nachbarn werden	60	<i>Eva Labouvie:</i>	
Lyrik		Kirchliche Grenzräume – begrenzte Kirchenräume	143
<i>Dzermaludin Alic:</i>		<i>Rolf Wittenbrock:</i>	
Gedichte aus Bosnien	68	Bürgertum in Saarbrücken auf dem historischen Seziertisch	145
Städtepartnerschaft		Abschied von Henny	148
<i>Matthias Körner:</i>		Autorinnen und Autoren	151
Cottbus – Saarbrücken hin und zurück	70		
<i>Wolfgang Zwiener:</i>			
Saarlouis – Eisenhüttenstadt	77		

Die Saarbrücker Hefte werden multiplex, multiplexer als bisher jedenfalls. Das heißt, wie man im Beitrag über das gleichnamige Kino nachlesen kann, vielfältig. Das vorliegende Heft ist weniger als seine Vorgänger auf den Themenschwerpunkt fixiert, dafür bietet es ein breites Inhaltsspektrum:

Dies reicht von den Themen Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit und Armut und Reichtum die uns stetig beschäftigen werden, über gleich drei Beiträge zur zeitgenössischen Musik, über einige Grüße aus den von Saarbrücken und Saarlouis in Partnerschaft genommenen Städte im Osten der Republik über Betrachtungen zur Religiosität in den Modernen Zeiten, über einen Rückblick auf die Anfänge des Kinos im Saarland bis zu einer Vorausschau auf sein mögliches Ende durch gewagte Experimente mit einem überdimensionierten Großkino. Und nicht zuletzt steuert ein Zugereister Beobachtungen zur Saarbrücker Gastronomie bei (das labt, wie die Redaktion einhellig schwärmt).

Im übrigen wurde auf altbewährte Rubriken nicht verzichtet. Die Galerie stellt wieder einen Künstler vor, das Fenster nach Frankreich kommt ebenso literarisch daher wie die Literaturseiten, während die Rezensionen vor allem mit Historisch-Landeskundlichem sich mühen. Wer die Nerven dazu hat, mag sich ein paar sorgenvolle Gedanken machen über die Fähigkeit unseres Abenteuer-Autors, in die Haut eines Massenmörders zu schlüpfen. Die Redaktion, deren Mitglied der sinistre Poet ist, agiert zwar gelegentlich kopflos, ist aber - soviel zur Beruhigung des Lesers - bis dato noch vollzählig.

Ob die neue Multiplexität unsere Auflage nun steigern oder lediglich den allgegenwärtigen Kopiergeräten neue Nahrung vorwerfen wird (elende Geizkrägen!), wird sich zeigen.

Der Schwerpunkt ist der Politischen Kultur im Saarland gewidmet. Zugrunde liegt die Frage, wieso eine auf allen Gebieten seit zehn Jahren erfolglose Regierung sich ungebrochener Hegemonie erfreut. Die regionale Ökonomie ist fußkrank wie eh und je, die Zahl der Arbeitslosen ist unter sozialdemokratischer Herrschaft um die Hälfte gestiegen, die Naturschützer im Lande stehen am Rande der Verzweiflung, Eltern, Lehrer und Schüler sind sich selten einig in ihrem negativen Urteil über die Bildungspolitik ... Dennoch entsteht keine ernstzunehmende Opposition, und die erklärtermaßen regierungsfeindliche Monopolzeitung ist zu dämlich (oder zu eng in ein Schweigekartell eingebunden?), um wenigstens aus der dreisten Selbstbedienungspolitik der die Regierung stützenden Jubeltruppe Kapital zu schlagen.

Mir fiel hierzu nur eine deftige Beschimpfung eines Publikums ein, das, zur Selbstregierung unfähig, am besten von Mainz aus und dazu, damit's richtig weh tut, von einem Pfälzer regiert werden sollte. Aber unsere Autoren schauen, welch ein Trost, liebe Landleute, durch die differenzierende Brille, und so kommt Ihr wieder einmal allzu gnädig davon.

Hans Horch

Kultur, Moral und Staatskunst

oder: Warum das Saarland nicht politikverdrossen ist

Von Josef Reindl

In den 80er Jahren ist etwas Seltsames geschehen. Ein Jahrzehnt hat die materialistische Grundeinsicht besiegt, daß das Sein das Bewußtsein bestimmt. Die Idee hat über die Wirklichkeit triumphiert, und es ist ihr gelungen, Besitz von den klügsten Köpfen der Gesellschaft zu ergreifen. Obwohl das Leben weiterging wie immer: mit oben und unten, mit arm und reich, mit Kapital und Arbeit, mit Macht und Ohnmacht, mit Gewalt und Politik, mit Freund und Feind, mochte es niemand mehr als solches wahrhaben. Statt dessen wurden die Härten der Existenz, die Schroffheit des Daseins und die Klüfte der Gesellschaft mit einer neuen Begrifflichkeit weichgespült. Die Termini flottierten in dieser Dekade, doch einer vermochte es, sich bleibend in das Kollektivbewußtsein einzuschreiben: KULTUR. Er tauchte nun aber nicht mehr wie früher, wo er hervorragende Leistungen des menschlichen Geistes, der menschlichen Stimme und der menschlichen Hand bezeichnete, allein auf, sondern in Verbindung mit anderen Begriffen, die eigentlich etwas Nicht-Kulturelles benennen: mit Gesellschaft, mit Stadt, mit Betrieb, mit Unternehmen, mit Arbeit, mit Organisation, mit Alltag, mit Freizeit, mit Essen und Trinken etc. Eine

ästhetische Woge überschwemmte alle menschlichen Lebensregungen, den gewöhnlichen Alltag und das gesellschaftliche Getriebe. Eine Kulturalisierung des Sozialen kam in Gang, die die unruhigen Geister der 60er und 70er Jahre sedierte und die Hoffnungslosigkeit der "negativen Dialektik" vergessen ließ.

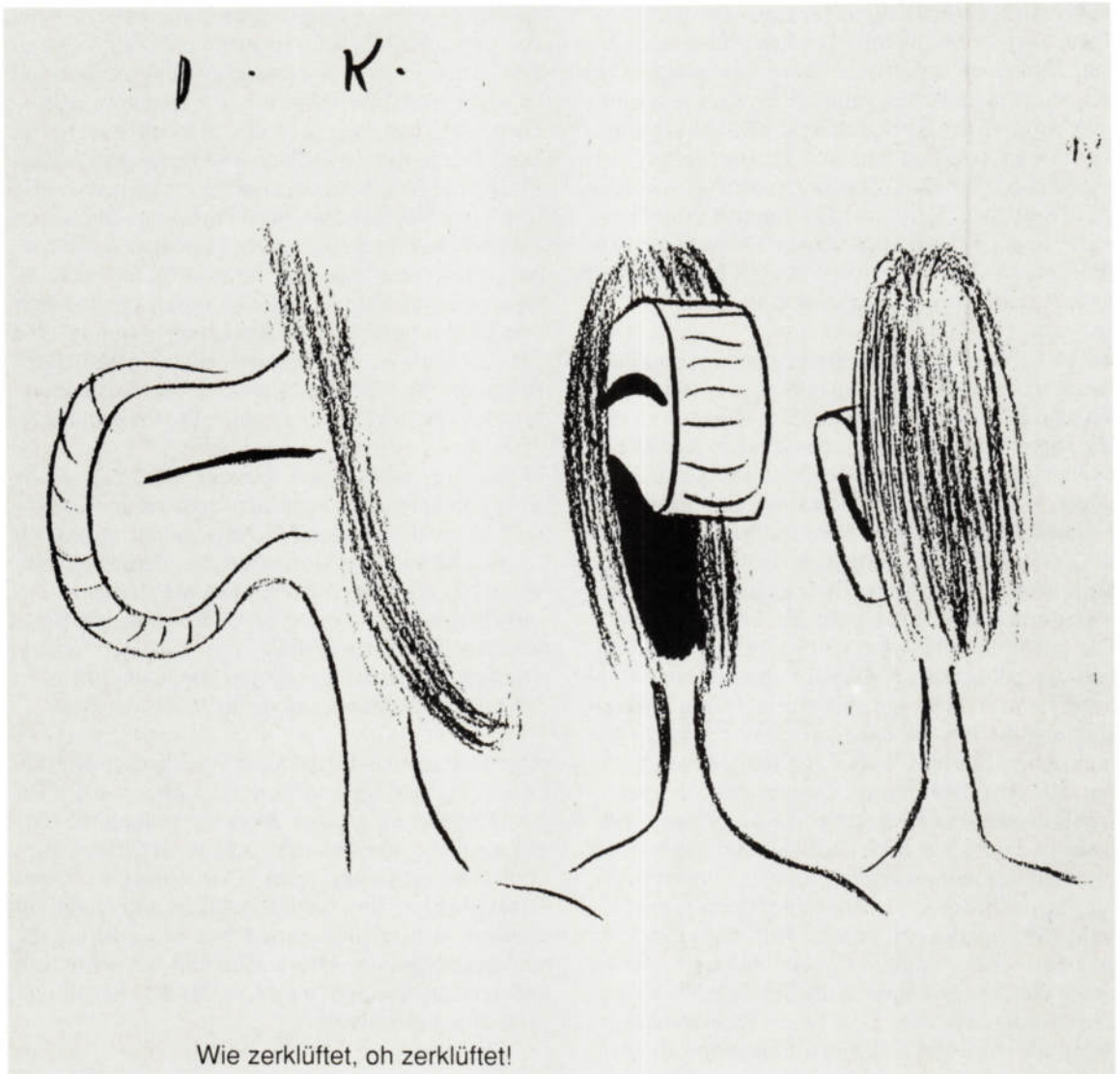
Die Folgen dieses bodenlosen Leichtsinns müssen wir heute ausbaden. Man kann nicht ungestraft Schein und Sein verwechseln; irgendwann meldet sich die Wirklichkeit mit all ihren Gemeinheiten zurück, und dann ist gegen sie kein ästhetisches Kraut mehr gewachsen. Diese notwendige Ernüchterung erlebt im Moment das wieder häßlich gewordene große Deutschland, das aber prompt die falschen Konsequenzen aus seinem Absturz in die Realität zieht. Statt sich den wirklich wichtigen Dingen des Lebens zuzuwenden, also die Wohlfahrt und das Auskommen seiner Bewohner zu sichern, schlägt diese Gesellschaft nach den kulturellen die moralische Saite an, lamentieren die Herrschenden über die verdrossenen Beherrschten und diese über ihre mißratenen Herren. Herr und Knecht mögen sich nicht mehr, weil sie sich ausgerechnet in der Stunde der Not nicht mehr nur als funktional aufeinander bezogen, sondern als moralisch ineinander verwoben entdecken müssen.

Gewiß, das Mißverständnis, die Staatsmaschine emanieren aus einer sittlichen Idee und der Wirtschaftsbürger verwandeln sich als Staatsbürger in ein moralisches Wesen, ist eine historische Hypothek der Deutschen, die ja nicht nur einen Nietzsche und einen Marx, sondern auch einen Hegel und einen Fichte hervorgebracht haben. Doch es gibt aktuelle Dreingaben, selbstverschuldete Fehlsteuerungen des Bürgers durch den Politiker und selbstverschuldete Ansprüche des Bürgers an die Herrschaft, deren Wirkungen nach hinten losgehen müssen und eine über die Maßen beleidigte Gesellschaft hervorbringen.

Nüchtern betrachtet ist dies eine ganz überflüssige Verstrickung von Herrschenden und Beherrschten in ein krankes Gefühl. Es kommt zustande, weil in Deutschland merkwürdige Vorstellungen vom politischen Betrieb herumgeistern, die in der Dekade der Kulturalisierung reichliche Nahrungszufuhr erhalten haben. Der Kulturbegriff mit seinen Expansionsgelüsten hat auch vor der Politik nicht halt gemacht und dem Mißverständnis Auftrieb gegeben, die Po-



die Welt der Pirole



litik gehöre zu den erhabeneren, wertvolleren Verrichtungen der menschlichen Spezies. Es liegt auf der Hand, daß diese Neucodierung des Politischen die Enttäuschung und den Frust im Schlepptau hat, daß das bislang folgenlose Kleinbürger-Ressentiment, "Politik ist ein schmutziges Geschäft", unter dem Vorzeichen der Moralisierung der Herrschaft zur bitteren Anklage der politischen Klasse wird. Den "Schmutz" entdeckt der moralisch entfesselte petit bourgeois bezeichnenderweise nicht im Inhalt der Politik, sondern in einem Gebaren des Herrschaftspersonals, das ihm - dem Egoisten und Mobber - so fremd nicht sein dürfte und dessen Kenntnis

ihn immer wieder von neuem dazu bewegt, von der Selbstherrschaft abzusehen und einem Leviathan die Zügelung seiner Maßlosigkeit zu überlassen. Der Kritiker des Beutestaates, der Korruption und des Skandals ist also ein ausgemachter Heuchler - egal, ob er am Stammtisch, in der Spiegel-Redaktion oder in Helmut Schmidts neuer Stiftung sitzt. Seine Doppelmoral besteht darin, einer Gesellschaftsform zu fröhnen, die das "enrichissez vous" zu ihrem Motor gemacht hat, und gleichzeitig die staatlichen Garantien dieses Prinzips ob ihrer menschlichen Schwächen abzuurteilen. Hinzufügen muß man allerdings, daß es die Politiker ihren Spöttern und ihren belei-

digten Untertanen seit einiger Zeit sehr leicht machen, über sie mit moralischer Entrüstung herzufallen. Zum einen bringen sie außer Streichorgien bei den sozial Schwachen kaum mehr etwas zustande, was natürlich den Blick auf das Nebensächliche, also auf ihren Charakter und ihre Person, lenkt. Zum anderen gefallen sie sich selber in der Beschwörung ihrer sittlichen Verpflichtung für das Allgemeinwohl, in der Feier ihrer profanen Tätigkeit als Kulturwerk, was - bedenkt man den tatsächlichen Inhalt ihrer Arbeit - böse auf sie zurückfallen muß.

Im Saarland scheint dieser psychomoralische Zirkus der wechselseitigen Denunziation von Herrschenden und Beherrschten schwächer ausgeprägt zu sein als andernorts und dies, obwohl sich die hiesige Skandalchronik durchaus sehen lassen kann. Ja, es drängt sich sogar der Eindruck auf, daß jeder neue Fehltritt eines Politikers die saarländische Gesellschaft noch mehr und enger zusammenrücken läßt. Dies liegt nur vordergründig am auswärtigen "Schweinejournalismus", der die Affären aufdeckt. Die erstaunliche Gelassenheit gegenüber dem Treiben der politischen Klasse hat ihren Grund wohl auch kaum in einer abgeklärten und illusionslosen Haltung, die um die ungeschriebenen Gesetze des politischen Betriebs wüßte und deshalb Nachsicht mit den unvollkommenen Trägern des Allgemeinwohls walten ließe. Des Rätsels Lösung besteht vielmehr in einem Akt höchster Staatskunst durch den obersten Repräsentanten des Landes. Ihm ist es gelungen, das historisch in langen Zeiträumen gewachsene "Modell Bayern" binnen Kürze im Lande zu adaptieren. Das "Modell Bayern" ist der Vorläufer des in den letzten Jahren in die Schlagzeilen geratenen "Amigo-Systems", das seine Erosion anzeigt. Seine wesentlichen Bestandteile sind eine allmächtige Staatspartei, eine starke und kantige Führungspersönlichkeit, für die Loyalität und Parteiräson Fremdworte sind, die "liberalitas bavariae", die auf einer sehr freizügigen Auslegung der katholischen Morallehre beruht, sowie die Beschwörung und Pflege landsmannschaftlichen Eigensinns. All diese Elemente finden sich fast deckungsgleich im Saarland des Oskar Lafontaine. Man erinnere sich: Der Machtantritt des neuen Mannes war auch die Geburtsstunde der saarländischen Identität. Und hat er nicht kurz darauf die Sekundärtugenden außer und das "saarvoire vivre" in Kraft gesetzt. Daß die Regierungspartei sich inzwischen wie eine Staatspartei verhält und daß ihr Chef nicht nur die Klaviatur des Machthandelns beherrscht wie kein zweiter, sondern

mindestens ebenso wirkungsvoll die PR-Trommel für sich schlagen läßt, ist weithin bekannt. Wenn man einen Unterschied zwischen dem größten und dem kleinsten Flächenstaat in der Republik ausmachen will, dann den, daß das "Modell Bayern" in Bayern auf der Grundlage einer prosperierenden Ökonomie gedeihen konnte, während es im Saarland trotz einer Notökonomie Wurzeln schlug. Doch auch auf dem Gebiete spektakulärer Standortverbesserungen scheint das Saarland langsam aufzuholen: In Bayern stürzt Vater Zwick den neuen Landesherrn und seine aufgescheuchte Regierung in immer neue Erklärungsnot, im Saarland glückt dem Regierungschef mit Sohn Zwick und reichlich Steuererlässen eine nun wirklich bravouröse Neuansiedlung.

Gegen ein politisches Urgestein, das sich solche Erfolge leisten kann, kann man nicht mit der Kolportage skandalträchtiger Machenschaften anstinken. Damit läßt sich ein Möllemann aus dem Gleichgewicht bringen, aber nicht ein Oskar Lafontaine. Ihn trägt mehr als das eigene Selbstbewußtsein und ein machiavellistischer Instinkt. Ihn trägt eine Gesellschaft, in der er auf den Spuren von Gramsci und F. J. Strauß die kulturelle Hegemonie errungen hat.

Man mag das aus Gründen der "politischen Kultur" bedauern, man mag sich an die kürzer werdenden Halbwertszeiten solcher Modelle klammern, aber eines sollte man nicht außer acht lassen: Etwas Besseres folgt selten nach, was man so schön an Italien studieren kann. Eine Gesellschaft, die sich moralisch reinigen will, gebiert Ungeheuer von einem ganz anderen Kaliber. Diese Einsicht versöhnt ein bißchen mit dem harten Los, in Oskars Günstlingswelt leben zu müssen.

Das Land der tausend Könige

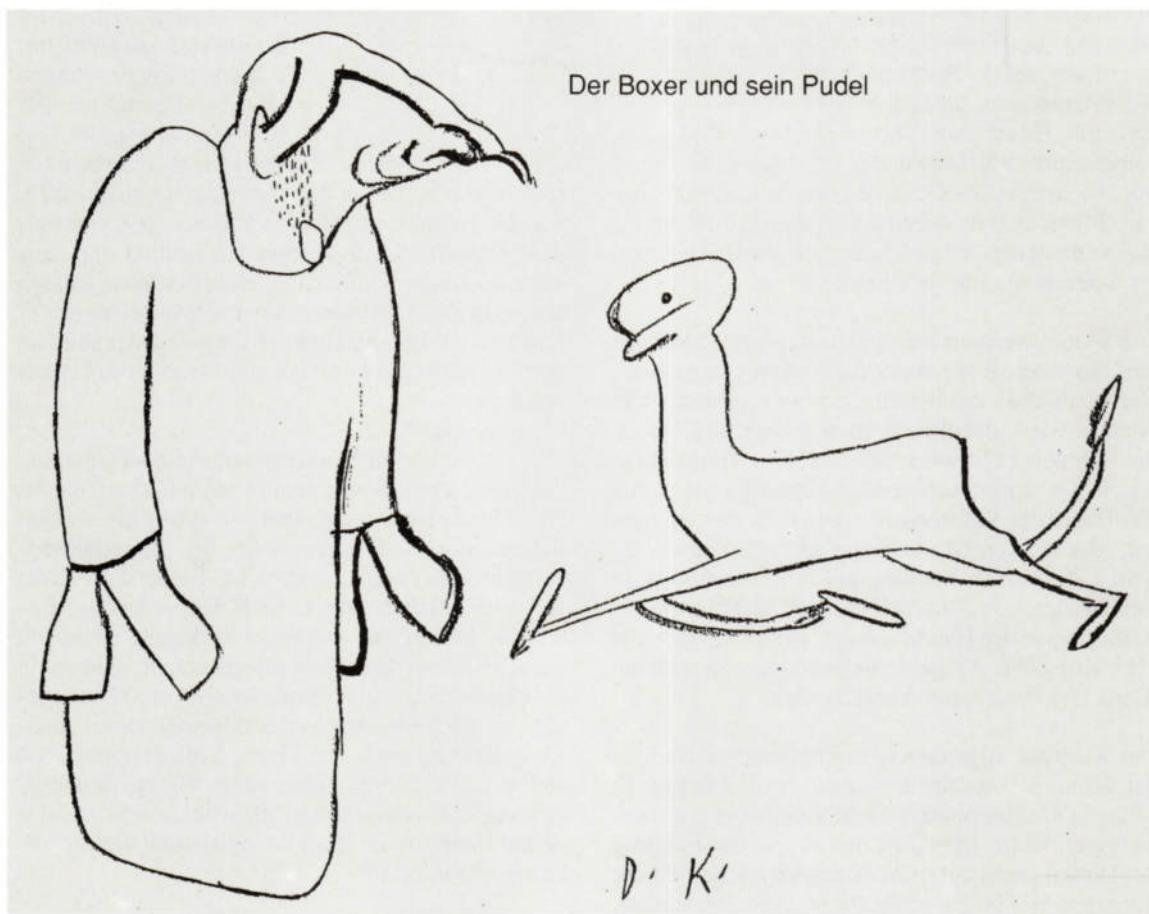
Über das Verhältnis von Klanzugehörigkeit und Staatstypus in Deutsch-Kleinsüdwestien

Von Bernd Nixdorf

Diese kleine ethnologische Studie wurde notwendig, um einmal eine Lanze zu brechen für den immer wieder strapazierten Parteienfilz, der, so ging es weltweit durch die Presse, das erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckte Deutsch-Kleinsüdwestien angeblich bis ins Mark durchdringt, überzieht, verschmiert und lähmt. Für fortgeschrittenere Teile der Welt - Amerika, Malediven oder Schleswig-Holstein - mag das wohl zutreffen, hier aber, wo eine sogenannte Parteienkultur erst auf frühester Entwicklungsstufe sich befindet, hier ist ein Filz undenkbar, zu unschuldig sind noch die politischen Blütchen, zu stark noch die Bande der Stammeszu-

(sic!) spricht, so denkt man dabei doch nur in den Kategorien des Klansystems, der Parteiname bleibt auf der Ebene des Totems.

Obwohl pure Logik keinen guten Maßstab bei der Betrachtung sozialen Verhaltens darstellt, ist zu erwarten, daß im allgemeinen die Anhänger eines Totems sich als verwandt betrachten, auch dann, wenn es sich bei dem Totem um einen reinen "Beschützer" handelt. Diese früheste aller Verwandtschaftsformen ist neben anderen auch für Frazer das Fundament unserer heutigen Kultur.



gehörigkeit, der Verwandtschaft und des Klans. Filz braucht Zeit, Filz braucht Geschichte - wichtige Faktoren, unter deren Mangel dieses Land besonders stark leidet. So stark sogar, daß man es vorzugsweise Märchenerzählern und Uhrmachern überläßt, diese Mängel wegzuerfinden. Auch wenn man hier wie selbstverständlich von Parteien, gar politischen

Unter dem Begriff "Klan" versteht der Ethnologe gemeinhin eine unilaterale, exogame soziale Gruppe, deren Mitglieder sich aufgrund einer gemeinsamen, mythisch begründeten Abstammung von einem Klanvater (z.B. hier: Saarabstimmung (erste oder zweite?)), einem Totem (z.B. Parteiname, Verein) oder anderen Wesen, die sehr wohl auch symbolisch

für einen geographischen Raum stehen können (z.B. die Tumba des Heiligen Wendelinus, der Marktplatz des Heiligen Johann) als verwandt betrachten (die geographisch bedingte Verwandtschaft bestimmt im allgemeinen in jenem Land die Personalpolitik der Ministerien und Ämter). Der Klan bietet Schutz und Hilfe und bildet einen festen Rahmen sozialer und ökonomischer Netze, innerhalb derer auch Probleme der Besitzverteilung geklärt werden. Man unterscheidet komplexe und egalitäre Klansysteme. Im egalitären Klan ist jedes Mitglied gleichberechtigt, innerhalb des komplexen Klans leiten sich Hierarchien vom Grad der Verwandtschaft zum Klanvater

ab. In Deutsch-Kleinsüdwestien liegt eine Mischform dieser Systeme vor; das auf den ersten Blick egalitär erscheinende System wird bei genauer Betrachtung immer komplexer.

Die Blutsverwandtschaft spielt innerhalb des Klans eine besondere Rolle, da sie die mythisch begründete Verwandtschaft zu instrumentalisieren gestattet. (So konnten wir z. B. beobachten, wie ein junger Mann, der sich vom politischen Totem seines Vaters abgewandt hat, aufgrund der Blutsbande gerade durch das Totem des Vaters einen schönen Posten erhalten hat, der ihn künftig vor jeglicher Arbeit bewahren wird.) Die soziale Stellung des Individuums ergibt sich aus der Altersstufeneinteilung; die Führung des Klans liegt in den Händen einiger älterer Männer, die über Krieg und Frieden, Beziehungen zu anderen Klans und Frauentausch entscheiden.

Der Klan hat allgemein einen besonderen Namen, den er meist von seinem Klanstotem ableitet (z. B. SPD, CDU, Saarbrücker Hefte); ein Dorf kann aus mehreren Klans bestehen, die sich in der Führung des Dorfes, meist aufgrund Altersschwäche oder der Tötung des Königs abwechseln, schwerwiegende Änderungen des Althergebrachten oder gar Neuerungen gehen damit allerdings nicht einher. Die uralten gemeinsamen Riten und Verhaltensregeln lassen das Dorf selbst zu einer Art "Über-Klan" werden, in dem letztlich alle um dasselbe Feuer tanzen. Dies wird vor allem in den Zeiten vor sogenannten Wahlen deutlich. Darüber hinaus scheint eine weitere politische Organisation in Deutsch-Kleinsüd-

westien nicht zu existieren, die Funktion des Über-Klans scheint ein ausreichender Politik-Ersatz zu sein. Während unseres Forschungsaufenthaltes in Kleinsüdwestien ist es uns gelungen, Einblick zu nehmen in den Tagesablauf der Kleinsüdwestier und es war uns möglich, die vielen rituellen Handlungen und festgelegten Kommunikationsmuster ("de

Schweschdermann von mei'm Kollesch hadd bei Ihne in da Strooß gebaut") zu beobachten, die den sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg oder Niedergang eines Individuums in kürzester Zeit endgültig bestimmen können. Die meisten dieser Handlungen sind so vollkommen internali-

siert, daß wir, als wir jemanden darauf ansprachen, nur das typische ungläubige und dennoch unschuldig-sympathische Eingeborenen-Lachen zur Antwort bekamen. Vielleicht aber hat er auch einfach unsere Frage nicht verstanden; die Weltoffenheit der Kleinsüdwestier, die diese seit ihrer Entdeckung an den Tag legen, verbietet bekanntlich offenes Unverständnis.

Trotz der, nach ihrer zweiten, wie viele selbst sagen, "wahren" Entdeckung, relativ schnell eingeführten Demokratie ist es erstaunlich, wie wenig Grundsätzliches dieser Staatsform bisher bei den Kleinsüdwestiern alltäglich geworden ist. Einige sich selbst als fortschrittlich und kritisch bezeichnende Einwohner behaupten, es habe sich damals sicherlich um ein Verständnisproblem gehandelt, und viele Ur-Einwohner hätten "Demokratie" mit "Demagogie" verwechselt, aber wieviel Demokratieverständnis solle man auch von einem Volk erwarten, das sich seine Diktatoren selber wählt. Wir halten das für eine starke Überzeichnung, die wohl in dem traditionellen Hang zur Selbstmythologisierung dieses Volkes ihren Grund hat.

Auffällig bleibt allerdings doch die ungewöhnlich hohe Zahl derer, die, trotz eines vermeintlich vorhandenen Königs, in den verschiedensten Bereichen als "Unter-Könige" und Besitzer schreibischgroßer Ländereien eine Herrschaft ausüben, deren Absolutheit ebenso erstaunt wie die allgemeine Anerkennung, die diese beim Volk findet. Aber auch hier wird durch das Klansystem einiges deutlich. Die

Sitzt ein Pottwal im Zug.



Macht der Unter-Könige leitet sich, stärker noch als die der offiziellen Vertreter des Landes, von den uralten Banden ab, da im Herrschaftsbereich der Unter-Könige nicht einmal die Vortäuschung einer Anerkennung demokratischer Prinzipien notwendig wird und somit eine grundsätzliche Beschäftigung mit diesen vollkommen ausbleiben kann. Zaubersprüche wie "de Kusseng von mei'm Schwaacher" oder "das wah schonn immer so" helfen dem braven Bürger, sich unauffällig seinen kurzen Weg durch das Gebüsch der Beziehungen zu bahnen.

Die genannten kurzen Wege gehören mit zu einem der auffälligsten Attribute, die Deutsch-Kleinsüdwestien sich selbst zuspricht. Da das Land noch immer um seine Existenz und weltweite Anerkennung ringen muß (es gibt sogar Stimmen, die von einer Auflösung des Landes sprechen), versucht man dort gerade seine geographisch zentrale Position für Europa zu betonen, schneller Anschluß an die wichtigsten Großstädte wird durch einen Flughafen garantiert, der allerdings nachts um zwölf Feierabend macht. Aber nicht nur mit kurzen Wegen, die aus dem Land herausführen, wird geworben (Warum sollte auch jemand ein Land besuchen, nur um so schnell wie möglich woanders hin zu kommen), sondern auch mit der Kürze der Wege innerhalb des Landes. In Wahrheit aber regeln strenge Initiationsriten Zuwanderung und Akzeptanz und nur wer eine wie auch immer geartete Klanszugehörigkeit nachweist, kann mit freundlicher Aufnahme und Unterstützung bei der Suche nach den kurzen Wegen rechnen. Ansonsten steht man in diesem Land dem Auswärtigen doch eher etwas reserviert gegenüber, und der Neuling braucht einen langen Atem, bis er die magische Formel "unser schönes Deutsch-Kleinsüdwestien" ohne Stocken und fehlerfrei aussprechen kann. Was ihm dann fast schon die Würde eines Unter-Königs einbringt. Diese wird, wie auch bei den Einheimischen, auf die Nachfahren und sonstige Verwandte und Bekannte übertragen. Öffentliche Feiern gibt es in diesem Zusammenhang selten, da eine gewisse Unklarheit über die Verteilung der Würden im Volk und unter den Königen selbst zur Erhaltung dieser eigenwilligen Herrschaftsform beiträgt (man spricht in der Ethnologie hier auch oft von der "Herrschaft der unsichtbaren Messer"). Zu allseitiger Verwirrung kann zwar das Verhalten einiger geschickter Heuchler führen, deren ständiges Auftreten in der Öffentlichkeit darüber hinwegtäuscht, daß sie eigentlich gar nichts zu sagen haben. Aber da nur in sehr seltenen Fällen tatsächlich öf-

fentlich regiert wird, schenkt man gemeinhin denen, die am lautesten reden, die geringste Aufmerksamkeit. Als eine der wenigen Ausnahmen kann vielleicht die Änderung des sogenannten Pressegesetzes aufgeführt werden, die öffentlich fast sogar diskutiert wurde (vielleicht auch nur wegen des von vornherein bestimmbaren Ausgangs der "Diskussion"). Der Ausnahmecharakter sei aber nochmals betont; im Land der tausend kleinen Könige regiert man normalerweise unauffälliger.

Da in diesem Land nur wenige Gesetze in schriftlicher Form vorliegen, hat sich eine eher "informelle" Regierungsform entwickelt, die sich vielleicht am besten als "Hörensagenkratie" umschreiben läßt, vielleicht noch mit dem Zusatz "egalitär-komplex". Mehr als einmal konnten wir beobachten, wie Mittelpersonen ohne eigenes Wissen eingesetzt wurden, indem man sie eine Aussage hören ließ, die sie mit Sicherheit der Person, für die die Aussage gedacht war, weitersagen würden. Naturgemäß läßt sich auf diese Art und Weise auch etwas weitersagen, was man angeblich gehört hat, womit man ganz eigene Ideen in Umlauf bringen kann. Auf diese Art werden meistens Baugenehmigungen erteilt und die Fragen um Stellenbesetzungen geregelt.

Vom einfachen Gerücht hebt sich dies ab, da es sich um a.) eine Methode handelt, die b.) nicht öffentlich wird und c.) von den Beteiligten ernst genommen wird.

Während die Einwohner Deutsch-Kleinsüdwestiens mit diesen Strukturen offensichtlich sehr gut zu-recht- kommen und, einer unserer Umfragen zufolge, diese auch nicht ändern wollen, stehen wir Ethnologen, die mit objektivem Blick Wahrheit zu finden hoffen, vor dem Problem, das egalitär-komplexe Zwei-Ebenen-System einer demokratischen Monarchie zu erforschen, in der tausend kleine selbstgewählte Könige nicht wissen, wer sie eigentlich sind.

Die saarländische Lösung

Hans-Georg Klein auf den Spuren eines Phantoms

Wer kennt sie nicht, die saarländische Lösung. Oder besser: Wer hat noch nichts von ihr gehört. Immer, wenn irgendwann irgendwo hierzulande ein Problem aus der Welt gebracht werden konnte, mal so, mal so, konventionell wie anderswo oder einfach durch Liegenlassen wie anderswo auch, immer heißt es "typisch saarländische Lösung". Vor allem Zugeiste, die sich erst zurechtzufinden versuchen, geraten in tiefes Grübeln, was das denn nun sei, diese typisch saarländische Lösung, stellen, weil einfach nicht dahinterzukommen ist, vielleicht sogar ethnologisch-anthropologische Untersuchungen an, verfallen in tiefstes sozialpsychologisches Nachdenken - und stellen dann, falls sie Glück haben, bei einem Kneipenbesuch folgendes fest: Da geraten sich zwei über die Politik, über Gott oder die Welt fürchterlich in die Haare, schreien sich an, beschimpfen sich unflätigst und beschließen den Disput mit den Worten "Heer uff jetzt, kumm ma trinke enna". Ist das die saarländische Lösung? Den Streit nicht bis auf die Spitze treiben zu wollen, so daß auch weiterhin miteinander geschwätzt (und einer gehoben) werden kann? Ist das vielleicht sogar etwas wie Unlust zur Entscheidung, Angst, sich endgültig festzulegen, eine Folge des Hin- und Hergerissenseins zwischen zwei Großmächten über Jahrhunderte hinweg mit allen Nachteilen (und den ganz wenigen Vorteilen), deren Spuren sich heute noch in fast jeder Familie finden? Wenn dem so sein sollte, dann müßten ja wohl auch grundlegende politische Entscheidungen auf diesem Hintergrund erklärbar sein, müßten sich als "typisch saarländische Lösungen" nachweisen lassen. Beginnen wir mit dem aktuellsten Fall:

Der Maulkorb

Da hat sich der Landesvater ganz fürchterlich über die Journalisten geärgert, weil sie in seinem Umgang herumgekrämt haben, weil sie ihm seine zeitweise wirklich merkwürdigen Einkünfte nach- und vorge-rechnet haben; da haben es Journalisten tatsächlich auch noch fertiggebracht, an seinen Kabinettsmitgliedern - Vorsicht! Nur an bestimmten! - etwas verkrumelte, gar deutlich fleckige weiße Westen zu bemerken - und das alles noch in aller Öffentlichkeit, die von dieser Spezies Mensch noch leichter zu dominieren ist als von einem Politiker. Da mußte der Landesvater doch einfach etwas tun. Zwischen Nacht und Nebel wurde ein Entwurf zur Verschärfung des Gegendarstellungsrechts im Saarland zusammengeschustert, der so hanebüchen war, daß

nicht einmal die eigene Fraktion eingeweiht wurde. Deshalb wunderte sich der Landesvater auch keineswegs über das Echo: einhellige Empörung bundesweit. Gerade dies aber bestätigte ihn in seiner Selbsteinschätzung: Er ist der Größte; er als einziger von allen deutschen Politikern wagt es, sich mit Journalisten und Verlegern anzulegen. Nachdem dies landauf, landab deutlich geworden war, war es ihm im Grunde egal, was aus dem von ihm in Auftrag gegebenen Entwurf dann wurde.

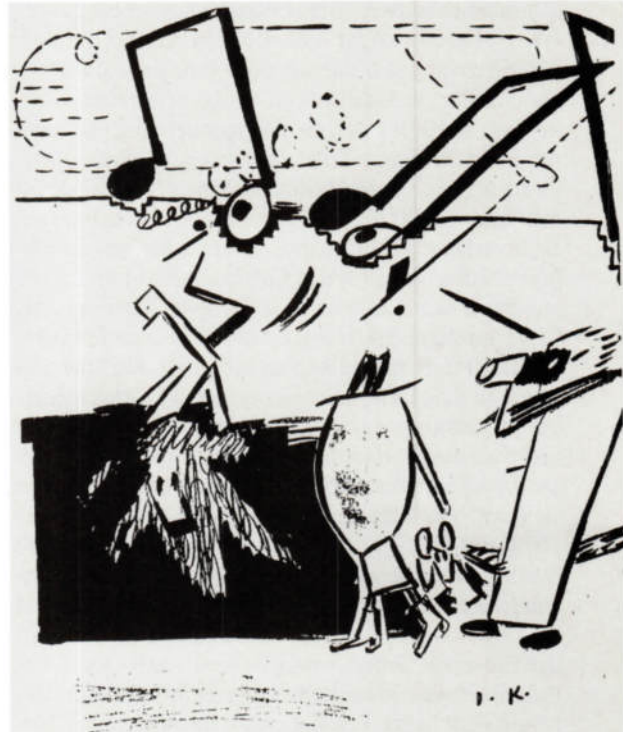
So kümmerte ihn überhaupt nicht mehr, daß seine Fraktion im Landtag unter sichtbarem Bauchgrimmen versuchte, ihn nicht im Regen stehen zu lassen und dennoch einen Gesetzentwurf zu formulieren, der die Verfassung nicht mehr offenkundig mit Füßen trat. Das Ergebnis ist hinlänglich bekannt: nicht einmal ein fauler Kompromiß! Nur noch ein dümmliches Ärgernis, das die Journalisten regelrecht auffordert, die unfreiwillig angebotenen Schlupflöcher zu nutzen. Aber eine "saarländische Lösung"? Apropos Presse:

Die Privatisierung

Von damals Regierenden gnädigst zugelassen, entstand vor über 250 Jahren in Saarbrücken eine Druckerei, aus der sich dann die inzwischen älteste deutsche Regionalzeitung entwickelte: unsere Saarbrücker Zeitung. Von Anfang an also - und sei es nur aus Dankbarkeit - auf seiten derer da oben, mußte nach dem letzten Krieg ein harter Schnitt gemacht werden: Die französische Besatzungsmacht pochte auf ihr Recht, genauso freundlich bedient zu werden wie die vorherigen Machthaber zuvor und nahm den Verlag kurzerhand in Staatsbesitz. Dies schmeckte auch den auf die Militärregierung folgenden demokratischen Politiker. Jedenfalls dauerte es bis Ende der sechziger Jahre, bis die damals größte und heute einzige Tageszeitung wieder in private Hände kam. Eine Privatisierung, die nun allerdings ganz und gar nichts von dem an sich hatte, was sich in den letzten vier Jahren die Treuhand im Osten leistet. Die Mehrheit der Gesellschaftsanteile bekam eben nicht ein mächtiger Verleger, sondern ein damals noch eher unbekannter Bücherversender aus Stuttgart, Georg von Holtzbrinck, nämlich 49 Prozent. Die restliche Mehrheit wurde fein säuberlich aufgeteilt unter - damals - politisch zuzuordnenden Banken (wie der BfG, die noch dem DGB gehörte), den drei großen Parteistiftungen und - Heiliger Marx aus Trier! - an

die Belegschaft. Zwar gehört die BfG inzwischen längst nicht mehr dem DGB, und so machte es ja auch gar nichts, daß sie ihren Zwei-Prozent-Anteil an den mittlerweile zum Zeitungs- und Zeitschriftenkonzern expandierten Holtzbrinck-Konzern verscherbelte. Hauptsache, die Banken waren noch dabei; Hauptsache, die Belegschaft war noch dabei unter Führung des jahrzehntelangen Betriebsrats-Chefs Leo Altmeyer, der erst dieses Jahr in den Ruhestand ging und genauso lang wie bei der SZ im Betriebs- und Aufsichtsrat im Gemeinderat von Püttlingen seinen CDU-Mann stand; Hauptsache aber vor allem andern, daß auch heute noch die Partei-Stiftungen jedes Jahr eifrig kassieren. Auch die der SPD. Da mag die Partei über die Berichterstattung schreiben, wie sie will, ihre Anteile aus den satten Gewinnen steckt sie Jahr für Jahr ohne Murren ein.

Typisch saarländische Lösung? Daran stört nur eines: daß ein Politiker damals, Ende der sechziger Jahre, ganz laut gegen die Übernahme des größten Anteils durch Holtzbrinck gemosert hat. Da fiel sogar das Wörtlein "Korruption", weil es wohl irgendwelche Zusagen gegeben hatte, wie z. B. den Bau einer neuen Großdruckerei mit rund 600 neuen Arbeitsplätzen. Die weiteren Vermutungen des aufmüpfigen Politikers, daß auch an eine Partei oder gar an eine Person Geld geflossen sein könnte, wurden nie deutlich ausgesprochen. Jedenfalls kam es zum Prozeß: Der damalige Ministerpräsident Franz-Josef Röder strengte eine Verleumdungsklage gegen den damaligen Landtagsabgeordneten Oskar Lafontaine an. Journalisten aus der ganzen Republik reisten an - und fuhren enttäuscht nach Hause. Beide Parteien einigten sich; Lafontaine verpflichtete sich, seinen Vorwurf nicht mehr zu wiederholen, Röder zog seine Klage zurück. Saarländische Lösung? Oder hing dies nur damit zusammen, daß der damalige Regierungschef sich ein herablassendes Wohlwollen gegenüber dem aufbrausenden Jungpolitiker erlauben konnte, zu dem der heutige Ministerpräsident in seinem Verfahren gegen Peter Jakoby einfach (noch) nicht fähig ist? Saarländische Lösung? Bleiben wir in der Zeit:



Der Samen-Dalon ist ein stacheliger Stadtquirl, ein städtischer, sehr geselliger Quirl, ein Stadtstiel mit einem stacheligen Quirl, der sehr gesellig ist, die ganze Stadt ist voller Gesellen namens Samen-Dalon.

Die (saarländische) Gebiets- und Verwaltungsreform-Lösung

1974 war es soweit: Nach mehrjähriger Vorarbeit, heftigsten Diskussionen landauf, landab wurde die Gebiets- und Verwaltungsreform Gesetz. Aus früher rund 350 selbständigen Gemeinden wurden zunächst genau fünfzig mit eigenen hauptamtlichen Bürgermeistern; die Amtsvorsteher und ihre Amtsverwaltungen, die zuvor die Verwaltungsarbeit für die Amateure zu leisten hatten, wurden abgeschafft. Größter Brocken war dabei jedoch ein neuer Zuschnitt für die Landeshauptstadt Saarbrücken. Hauptargument auf allen Seiten damals: wir müssen eine Groß-Stadt schneiden, die bei einer bevorstehenden Länderneugliederung auf jeden Fall Bestand haben wird, mit Städten wie Mainz und Koblenz, mit

Mannheim, Karlsruhe und Wiesbaden Schritt halten, sie vielleicht sogar überflügeln kann. Länderneugliederung war damals noch eine ganz unbefangene Selbstverständlichkeit in der politischen Diskussion, weil sie noch als zwingender Auftrag sogar mit Fristsetzung im Grundgesetz stand. Und so plädierte die SPD lauthals für eine wirkliche Groß-Stadt mit rund 400.000 Einwohnern; alles, was heute zum Stadtverband gehört, sollte Saarbrücken zugeschlagen werden; der Rest des Landes in drei Landkreise aufgeteilt werden statt in sechs, wie dann von der CDU durchgesetzt. Heute ist der SPD-Innenminister geradezu froh, daß seine Partei damals den kürzeren gezogen hat. Denn inzwischen ist das Grundgesetz längst geändert, Länderneugliederungen sind zwar nicht ausgeschlossen, sondern noch möglich, wenn zwei wollen, aber auch nicht mehr - und man stelle sich vor, wir hätten heute Gemeindestrukturen wie 1974 von der SPD geplant: eine Eisenstadt mit ein bißchen drumherum. Da wäre es schon fast zwingend, daß der Ruf nach Neugliederung von der Saar ausginge. Davor hat uns Ludwig Schnur bewahrt, der für seine Gebiets- und Verwaltungsreform viel Prügel bezog und deshalb als Innenminister den Hut nahm. Halbherzigkeit hat ihm damals die SPD vorgeworfen - oder auch eine "typisch saarländische Lösung". Heute wuchert sie mit den Pfunden dieser saarländischen Lösung: "Bei uns daheim", warb sie im Kommunal-Wahlkampf. Was immerhin beweist, daß sogar die SPD zuweilen lernfähig ist. Manchmal ist es allerdings schwer, das auch zuzugeben:

Der Als-ob-Kanal

Die Pläne sind nun wirklich uralt, über 250 Jahre: Das Saarland braucht einen Wasserstraßenanschluß. Zunächst wurde daraus die immer noch brauchbare Verbindung an das französische Kanalnetz, damit bis ans Mittelmeer und über Straßburg oder Belgien an die Nordsee. Aber das genügte den saarländischen Montanindustriellen ganz und gar nicht, alles zu umständlich und zu zeitraubend. Eine direkte Verbindung sollte es sein, zunächst über die Mosel und nach dem letzten Krieg direkt durch die Pfalz an den Rhein. Franz-Josef Röder träumte sogar öffentlich von der Achse Saarbrücken, Rhein, Main, Donau bis ans Schwarze Meer. Nur bezahlen konnte das im Saarland keiner und außerhalb wollte niemand. Und so ganz heimlich gab es ja auch Murren. An der Saar von Unternehmern, die dem frommen Spruch von der "raumfüllenden Kraft des Kanals" zutiefst

mißtrauten, weil sie durch die Neuansiedlung von Betrieben eine Verteuerung der Arbeitskraft befürchteten (aus demselben Grund wurde ja auch Opel vom Saarland ferngehalten und landete in Kaiserslautern); und in der Pfalz, weil man dort schon zu Zeiten, als von Grünen und sonstigen Umweltbewegten noch gar keine Rede war, verständlicherweise etwas dagegen hatte, die ganze Landschaft umpflügen zu lassen. Die Sache mit dem Kanal zog sich also hin, blieb Planung. Doch die saarländische Montanindustrie drängte, verwies auf die inzwischen ausgebaute Mosel, die den lothringischen Hütten Vorteile bescherte, zeigte an die Ruhr, die über den Rhein billig bedient werden konnte. Wem letztlich die Erleuchtung kam, liegt im Dunkeln, doch die Idee war genial: Wir machen einfach so, als ob. Als ob wir einen Kanal mit billigen Frachttarifen hätten, dann muß auch die Bundesbahn mit ihren Tarifen herunter! Doch falsch: nicht dann MUSS die Bundesbahn billiger werden, dann DARF sie billiger werden. Denn so streng sind nun einmal die Regeln der Brüsseler Hüter der alles andere als freien Marktwirtschaft: Sondertarife für die Saar wären als Subvention gewertet worden und damit erst einmal unzulässig. Auf die Fiktion des gar nicht vorhandenen Kanals jedoch ließen sich die Brüsseler Bürokraten ein, allerdings nur auf beschränkte Zeit. Und so kam es denn zur Kanalisierung der Saar. Nicht "als ob", sondern ganz real. Und deshalb wurden dafür auch viele schöne Milliarden Mark verbuddelt. Schade, daß inzwischen die Bedeutung der Montanindustrie so stark zurückgeht, daß der Jahrhundertbau gar nicht mehr benötigt wird, real nicht und nicht "als ob". Eine saarländische Lösung - im Sand vergraben? Das Fragezeichen ist überflüssig, sie graben immer noch und graben und graben und graben ...

Palazzo Prozzo

Zugegeben, es wirkte wie ein Schock: Da ging die Regierung des noch nicht einmal teilschuldeten Saarlandes hin und kaufte in Paris ein Haus, dazu in bester Lage, ein paar Schritte vom Arc de Triomphe im 16. Arrondissement. Sechs Etagen, ganz oben auch noch eine Kneipe. Die Opposition machte sich ein Spaßchen daraus, spekulierte, ob des Landesvaters Koch aus der Bonner Saarvertretung jetzt an die Seine übersiedeln müsse, ob da vielleicht sogar noch irgendwelche Gemächer für den damals gerade Unverehelichten eingerichtet werden sollten. Alles nur der schiere Neid! Denn in Wirklichkeit handelte es

sich beim Erwerb dieser Immobilie sozusagen um einen "Als-ob-Kauf". Wie beim Als-ob-Kanal steckt dahinter eine Subventionierung der heimischen Stahl-industrie. Saarstahl war nämlich mal wieder in akuten Finanznöten, alle genehmigten staatlichen Unterstützungsleistungen waren aufgezehrt, der Bedarf aber immer noch nicht gestillt. In dieser Situation fiel dem Finanzminister dann der Dreh mit dem Gemäuer in Paris ein: Wenn wir Euch schon was 'rüberschieben, schiebt Ihr aber etwas zurück! Nachdem schon zuvor die wunderschöne "Luxemburger Villa" der ARBED in Malstatt verscherbelt worden war, blieb auf diese Weise wenigstens noch ein Restchen vom alten Tafelsilber im Landesbesitz, ohne daß die Brüsseler Subventionswächter moseern konnten. Und bei genauem Hingucken hätte eigentlich auch die saarländische Opposition nicht meckern dürfen, denn in dem angeblichen Palazzo Prozzo sind keinerlei Repräsentationsgemächer zu finden. Allerdings wurde mit der "Sozialisierung" des Hauses in der Rue Galilée halb-öffentlich, was sich der frühere Boss der Völklinger Hütte als berufliches Refugium in Paris eingerichtet hatte: Hoch über den Dächern von Paris hatte sich der Freizeit-Seefahrer und spätere Chef der ehemaligen DDR-Werften in Rostock eine richtig schnuckelige Kom-büse zugelegt. Und so kann man heute noch see-

krank werden, wenn man da oben an der Theke steht und den Eiffelturm durch ein Bullauge betrachtet. Dies ist nun gewiß keine saarländische Lösung. Das soll die Saarländer aber keineswegs hindern, das Maison de la Sarre mit Zähnen und Klauen zu behalten. Notfalls legen wir halt zusammen und kaufen dem Land die Buddik ab - dann nämlich, wenn die Pläne der FDP zur Länder-Neugliederung Wirklichkeit werden sollten, das Maison de la Sarre als Quartier fürs Exil.

Und damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt: den Fluchtpunkt sichern, ein Hintertürchen offenhalten, deshalb nie bis aufs Messer eine Sache ausreizen, lieber vorher einmal einlenken - ist das die typisch saarländische Lösung? Oder drückt die sich vielleicht in den zwei Wörtchen aus, mit denen ein Saarländer seinem Gegenüber sein Erstaunen mitteilt: "Geh komm!" Aber das ist schon fast etwas für Tiefenpsychologen - und damit nichts für Saarländer!

Saarländische Lösung

Gesund werden auf neuen Wegen

"Viviane" gab den Anstoß

... Man würde es nicht vermuten: Dieses großartige Projekt erlebte seine Geburtsstunde durch die Verwüstungen, die der Sturm "Viviane" im Frühjahr 1990 über große Fichtenreinbestände des Landschaftsschutzgebietes "Saarschleife und Leukbachtal" gebracht hatte. "Vivianes" Naturgewalt schuf Raum für eine Reha-Klinik in einem einzigartigen Naturdenkmal. Diese Gelegenheit nutzte Dr. med. Johannes Zwick, Bauherr und Betreiber dieser medizinischen Einrichtung, um hier Reha- und Präventivmaßnahmen anbieten zu können, die sich grundlegend von dem üblichen Niveau abheben. Rechtlich gesehen handelte es sich zum damaligen Zeitpunkt um eine Waldfläche im Landschaftsschutzgebiet, daher lagen baurechtliche Voraussetzungen nicht vor. In einem zügigen und unter allen Beteiligten abgestimmten Verfahren wurden in kürzester Zeit die Rechtsverordnung Landschaftsschutzgebiet und der Flächennutzungsplan geändert, der Bebauungsplan aufgestellt und beschlossen sowie die Baugenehmigungsplanung erstellt. In eineinhalb Jahren waren die Verfahren komplett ausgeführt, und die Baugenehmigung lag vor. (...) Seitens der Genehmigungsbehörden wurden hohe Auflagen gemacht, denn es handelte sich um einen nicht unerheblichen Eingriff in Natur und Landschaft. Für Dr. Zwick war es eine Selbstverständlichkeit, eine standortgerechte Aufforstung mit entsprechendem Laubholzanteil und die Pflege des bestehenden Baumbestandes zu unterstützen und zu fördern....

Aus: "Gesund werden auf neuen Wegen. Rehaszentrum und Rehaklinik Saarschleife, Orscholz." In: "Architektur & Wirtschaft", Journal Saarbrücken und Saarland, S. 22.

Dialog in der Öffentlichkeit?

Boshafte Impressionen zur Medienrhetorik und politischen Kommunikation (1)

Von Norbert Gutenberg

1. Impression

Wie frei ist die Rede in den Medien? Die Moderator/inn/en der Tagesthemen schauen freimütig in die Kamera. Ihr Blick ins Fernsehauge des Zuschauers suggeriert freies Formulieren. In Wirklichkeit haftet ihr Auge gebannt am Teleprompter, auf dem der vor der Sendung fertig geschriebene Text in großen Buchstaben abläuft. Sie tun so als ob, sie haben als 'Leselehre' eine Technik gelernt, die es möglich macht, Geschriebenes partnerorientiert und sinnhaft vorzulesen.

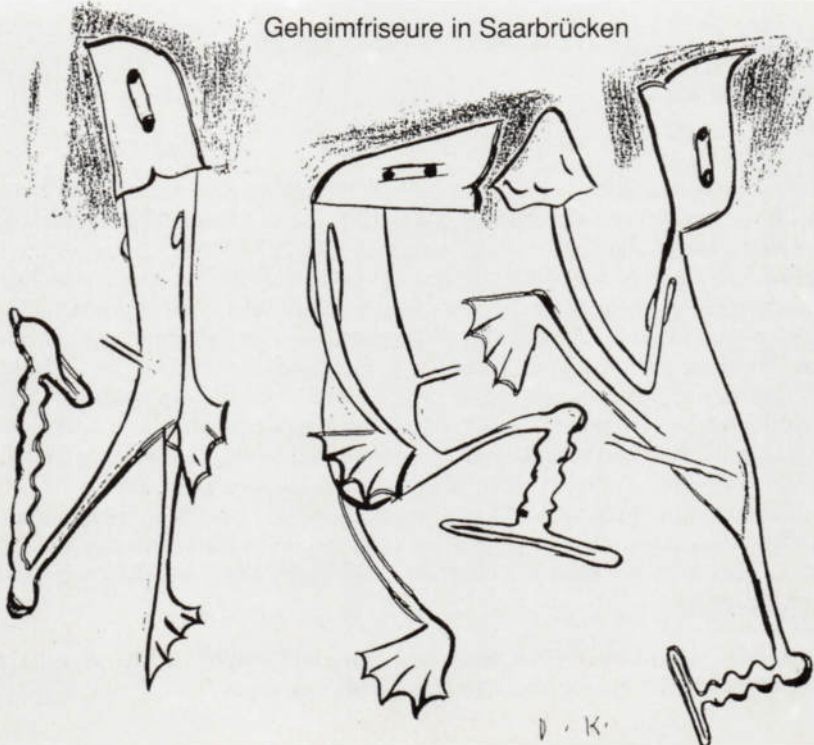
Allerdings ist der Gedanke, das Vorlesen möge sich selbst verstecken, es müsse so realisiert werden, daß Adressaten den Eindruck freien Formulierens hätten, der Leselehre fremd. Daß Vorlesen die Methode wird, das Geschriebene zu dissimulieren, die Existenz spontaner Sprechhandlungen vorzutäuschen, ist mit der Technik der Medien real wohl machbar. Aber es begründet Ideologieverdacht. Der geht zunächst darauf, der damit simulierten Spontaneität zu mißtrauen. Wer weiter fragt, deckt schnell auf, daß die vorgetäuschte 'freie Rede' Indiz für die vorge-täuschte Redefreiheit ist: nur Schriftliches kann von

den politisch tonangebenden Medienchefs kontrolliert, zensiert, genehmigt werden. Nicht-Vor-Geschriebenes wäre unkalkulierbar in der Gemengelage des Binnenpluralismus. Es gibt nur wenige Ausnahmen (Sportschau, Talkshows, Unterhaltung) von der Regel, daß in den öffentlich-rechtlichen Medien nichts gesprochen wird, was nicht vorher gegen-gelesen wurde, obwohl "keine einzige Sendeform" aus immanenten Gründen "Schreibdenken nötig machte" (Geißner, 1988a, 177). Dies wird dem Publikum aber nur bei den Nachrichten eingestanden. Ansonsten erkennt man an der Pseudo-Spontaneität der Magazine die Pseudo-Meinungsfreiheit, an der Schriftlichkeit die Unmündigkeit der Redakteure.

2. Impression

Die Zuschauer sind Publikum. Publikum gehört zur Republik. Das 'Publikum' impliziert die Öffentlichkeit eines Kommunikationsprozesses zwischen einem oder wenigen 'Akteuren' vor einer Mehrheit von 'Spektateuren' (auch *für* sie?), womit das weite Feld 'öffentlicher Ansprache' vom Zirkus übers Theater bis zur 'Rede in der Öffentlichkeit' gegriffen ist.

Geheimfriseure in Saarbrücken



Das 'Publikum' ist gleichzeitig der 'Pöbel' oder der 'populus', je nachdem, ob man es patrizisch oder plebeisch buchstabiert. Immerhin vereinten sich *senatus populusque romanum* in der *res publica*, schon damals ein widersprüchliches Gebilde aus feindlichen, aber einander bedürftenden Gesellschaftsschichten, die aber dennoch politisch so miteinander verfahren, daß wir heute noch, eingedenk des Anspruchs, nicht der erbärmlichen Wirklichkeit der römischen *Respublica*, unsere Staaten Republiken nennen; schon die erste französische hat gezeigt, daß die Einheit von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch in der Neuzeit nur Anspruch geblieben ist: der Wohlfahrtsausschuß suspendierte die Freiheit und skandierte *terreur, égalité, fraternité*. Die 2., 3., 4., 5. Republik und ihre europäischen und amerikanischen Verwandten schworen dem Traum von Brüderlichkeit im Interesse politischer (und für einige: ökonomischer) Freiheit und juristischer Gleichheit ab.

Wie der Wohlfahrtsausschuß so suspendierten auch diejenigen die Freiheit, die mit dem Epitheton 'Volks-' demonstrieren wollten, daß in der 'Lager'-Republik die Plebejer herrschten. Die Kader-Patrizier zeigten aber, daß die Republik als REPUBLIK nicht funktioniert ohne die Freiheit. So war, wie unter den Cäsaren, Feudalherren und Faschisten, die Öffentlichkeit der realsozialistischen Nomenklatura von imperativem Charakter. So ist die Freiheit in der Republik an eine wechselseitige Publizität gebunden, in der die Rollen von Publikum und Rhetor wechseln können, in der nicht immer nur das 'Volk' den 'Patriziern' die Zuschauer abgibt, vor denen sie Öffentlichkeit inszenieren.

Was ist das Hauptstilmittel der Inszenierung von Politik in der medialen Öffentlichkeit? Es heißt 'Personalisierung'. Brecht beschreibt sie schon lange vor der massenhaften Verbreitung des Fernsehers für die Rhetorik der Faschisten. Die Verkürzung von Politik auf Personen und ihre 'Dramen' findet ihre Entsprechung in der Veröffentlichung des Privaten, nicht nur der VIPs, sondern in den Unterhaltungssendungen und den Sendungen mit telephonischer oder leibhafter Hörer-/Zuschauerbeteiligung. Doppelte 'Privatisierung' wäre also eventuell eine zutreffende Bezeichnung. Privatisierung ist das, was neben anderem wie Schein-Authentizität durch Action, Plastizität, Geschwindigkeit, überscharfe Unmittelbarkeit vor allem das Fernsehen zu einem Medium der

"Infantilisierung" (Geißner, 1991a, 120) macht und Sucht erzeugt.

Das 'Alltagsleben' wird zum Thema der Medien, das Medium bekommt zunehmend 'Tagesordnungsfunktion' für das Alltagsleben. Es bestimmt Alltagskommunikation auch thematisch, indem es Gesprächsstoff liefert. Materielle Produktion und 'Bewußtseinsindustrie' sind vollkommen aufeinander abgestimmt: die "Phantasietätigkeit" der Menschen bietet "den Rohstoff" (Negt/Kluge, 69), nachdem diese Phantasie durch den Konsum gespeist wurde.

Die im Pluralismus glorifizierte Pseudo-Vielfalt von Themen und Meinungen läuft auf 'totalitäre Demokratie' (Marcuse 1965/66, 1970) hinaus. Die moderne, inszenierte Öffentlichkeit personalisierter Politik und publizierter Intimität bedeutet die "Hegemonie" (Gramsci nach Kebir, 1991, 73) der Bewußtseinsindustrie. Sie verkörpert den 'Konsens' über Freizeit und Konsum, sie ist die 'Gewalt' der veröffentlichten, nicht der öffentlichen Meinung, die 'Gewalt' der Überredung durch permanente Reklame, sei es für Waren, Personen, Parteien, Institutionen und letztlich für das Medium selbst.

3. Impression

'Öffentlich' sind die Medien im 'Dialog mit dem Publikum'. So behaupten sie zumindest. Der 'Dialog mit dem Hörer' findet dort statt, wo ganz öffentlich schriftfrei (auch vor-schrifts-frei?) geredet wird. Wie dialogisch sind aber die Gespräche mit dem Hörer und vor der Kamera wirklich?

Vom 'Dialog' der medialen Öffentlichkeit gibt es zwei Spielarten, die beide real mündlich sind: die eine ist der auch von den Machern selbst so genannte 'Dialog mit dem Hörer' (vgl. dazu schon Geißner, 1969b). Dieser hat zum Teil als Realisierungsform die zweite Spielart: die Sendung von realen Gesprächen, die nicht schriftlich vorgeformt sind. Zu diesen gehören auch solche, die nicht gleichzeitig Publikumsbeteiligung sind, sondern in Politiker-Runden, Prominenteninterviews und Talk-Shows real-transitorische Sprechhandlungen vorführen.

Der Pseudo-Mündlichkeit der monologischen Sendeformen wie Magazine u.ä. gesellt sich hier eine Pseudodialoghaftigkeit zu. Ihr Pseudocharakter liegt



ebensosehr am rituellen Charakter des vorgeführten Small-talks wie am 'Fenster-Effekt' des Redens-um-der-Vorführung-willen'. Dieses existiert auch bei 'ernsthaften' Schau-Podien (Bonner Runde etc.) nachweisbar bis in die Feinheiten des körperlichen Ausdrucks. Sprachlich manifestiert sich der Pseudo-Dialog in der Schriftgeprägtheit der Formulierungen vor allem der Politiker, in ihrer zwar mündlichen, aber überwiegend formel- und phrasenhaften Sprache, in der mitunter krampfigen Munterkeit und gewollter Lockerheit vor teilnehmendem 'Publikum' und Moderator/in: kaum ein Sprach-Witz gelingt, Kalauer überwiegen das Wortspiel. Die Podien haben ihren Pseudocharakter darüber hinaus in der nur scheinhaften Argumentation im Binnenverhältnis, in dem in Wirklichkeit nichts strittig ist, niemand einander zu überzeugen sucht, nur sich nach außen zu profilieren. Im Fenster-Effekt liegt darum ihr manipulativer Charakter.

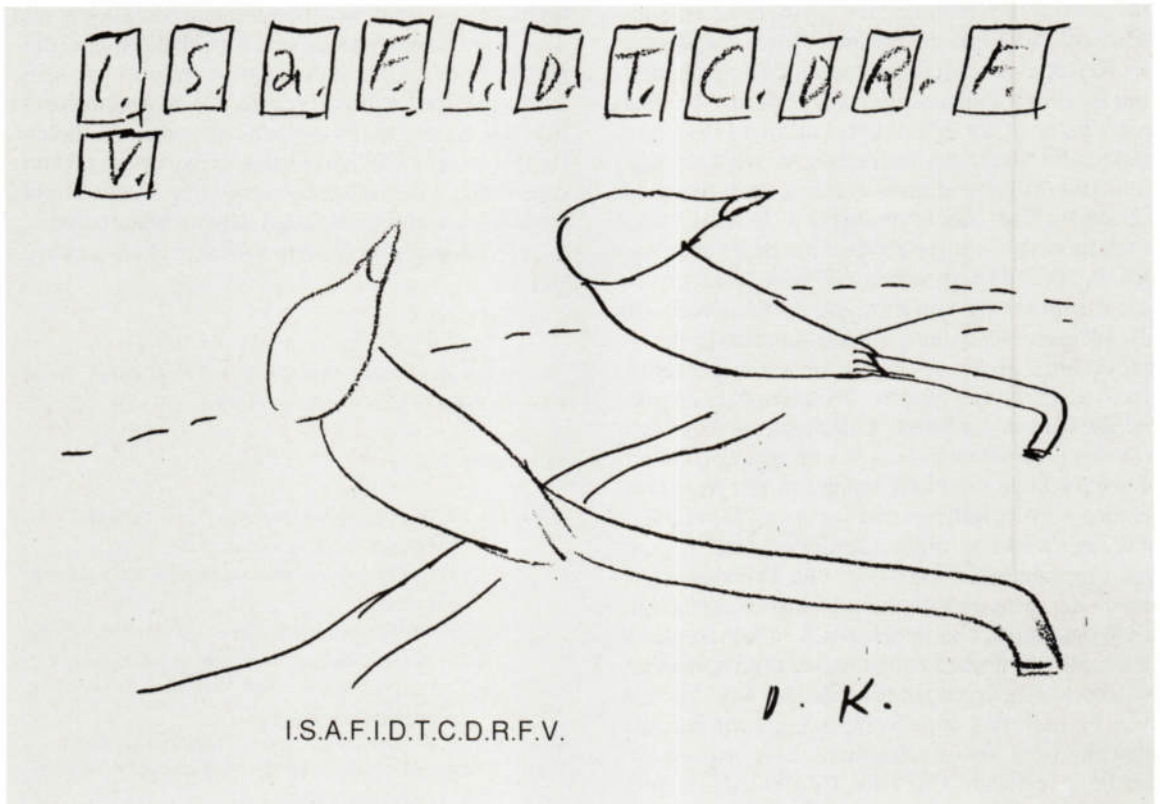
Einen imperativen Charakter der Selbstgerechtigkeit und Un-Angreifbarkeit hat häufig jene Sorte von vorgeführtem Dialog, in der Politiker nicht einander,

sondern einem 'Publikum' Rede und Antwort stehen. Paradebeispiel dafür ist Kohl, sogar wenn er Journalisten Interviews wie Audienzen 'gewährt'. Die Außenrichtung des vorgeführten Binnendialogs geben 'Abstimmungssendungen' wie Pro und Contra offen zu. Ihr Pseudostatus zeigt sich in der Ritualisierung der Debatteprozedur und der Gebetsmühenhaftigkeit der Argumentationen.

Pseudo-Dialoge sind all jene vorgeführten Gespräche auch darum, weil sie in der personalen Dimension zutiefst unverbindlich sind. Sogar wenn sie Existentielles thematisieren, sind sie durch und durch geprägt vom narzißtischen Exhibitionismus einer sorgfältig inszenierten Aufrichtigkeit. Exemplarisch dafür und für die auf die Spitze getriebene Privatisierung, für den verkehrten Begriff von Öffentlichkeit, der darunter nur noch das Bekanntwerden des Intimen versteht, war eine Talk-Show über Homosexualität mit (überwiegend) homosexuellen VIPs am 31.1.1992 in Nord 3, die den selbstentlarvenden Titel trägt: "Im Interesse der Öffentlichkeit? - Privates im Rampenlicht". Unter der scheinbar kritischen Fragestellung ob 'Outing' legitim sei, wurde das 'Ge-Outete' genüßlich zelebriert.

Nicht nur zwischen Medium und Konsument, auch in den vorgeführten Dialogen selbst erweist sich das Fernsehen als "Kommunikationsverhinderungsmedium" (Geißner, 1991a, 187), das nur den "Schein des Mitredenkönnens" (134) erzeugt; die Pseudo-Dialoge vom Hörertelefonat über die Politikerrunde bis zur Talk-Show summieren sich zum "riesigen inszenierten Spektakel einer permanenten Podiumsdiskussion" (Münch, 98).

Die Privatisierung im vorgeführten Dialog ist eine der Formen, in denen sich die Personalisierung der Politik abspielt. Wird die Politik zum 'Showgeschäft', so wird die Show um so politischer. Auch dies ist eine der Nahtstellen, an denen sich zeigt, daß die Klassifikation der Programmacher in Information, Meinung, Unterhaltung reine Ideologie ist. Gerade wegen der Personalisierung ist die Politik unterhaltsam und dadurch manipulativ; im Zeitalter des 'Infotainment' geschieht mit den Nachrichten und Magazinen mit denselben Mitteln dasselbe. Und weil sie das 'Alltagsbewußtsein' rituell vorführen und damit den informativen und kommentierenden Sendeformen das unterhaltsame Strickmuster liefern, sind auch die angeblich rein unterhaltssamen 'personality shows' politisch.



Die inszenierten Gespräche sind in doppeltem Sinne nicht dialogisch (weder befördern sie die Dialoge mit dem Hörer, noch sind sie selber welche). Auf der personalen Ebene sind sie unverbindlich, in der Unverbindlichkeit der Personalisierung reduzieren sich "Konflikte" - sachlich Strittiges - "auf die Ebene persönlicher Reibereien" (Habermas, 1971, 198).

So werden Unterhaltungen zum Geschwätz, persönliche Auseinandersetzungen und sachliche Klären-Streiten-Prozesse zu Zank und Kampfgespräch. Damit ist nicht nur der 'Dialog mit dem Hörer', sondern sind schon die Medienspektakel "Scheinargumentationen in Scheingesprächen, mit denen sich ein Scheinkonsens erlangen läßt in einer Scheindemokratie" (Geißner, 1986, 10).

Genau wie Geschwätz, Zank und Kampfgespräch im Alltag ist auch das diese inszenierende Pseudogespräch monologischer als jede Rede. Ein Beispiel von inszeniertem Gespräch war 'Explosiv' in RTL-Plus am 14.4.1992 über Herbert Gruhls Buch "Die Erde ist nicht mehr zu retten" mit dem Autor auf dem 'heißen Stuhl'. Diese Diskussionssendung zeigte ex-

emplarisch, daß es überhaupt nicht um die Austragung des in diesem Fall existentiell Strittigen ging. Dabei schienen die Debatte-Teilnehmer subjektiv vollkommen engagiert. Die Moderation aber, mit z.T. imperativ durchgesetzter Gesprächstechnik, zusammen mit den rituellen Telefon-Abstimmungen des Spektatoriums, fragmentierte das Gespräch derart, daß kein Teilnehmer *mit* einem anderen reden konnte, sie stützte die Beiträge auf plakative Kürzest-Reden, sie stellte sie nicht in Bezug *zu*-, sondern isolierend *nebeneinander*, reduzierte die Problematik auf den Kontrast subjektiver Anschauung, privatisierte, indem sie durch Fragen und höhnische Kommentare das Problem zu einem von Charakter und Lebenslauf machte, und bagatellierte in der Abmoderation die Streitfrage zu einem Thema von Science Fiction und Saurer-Gurken-Presse. Verwunderlich bei all dem nur, daß die Zuschauer überhaupt zum Abstimmen (immer vor dem Werbeblock!) anriefen. Aber wir erfuhren keine absoluten, nur Prozent-Zahlen!

Das Irritierende ist nun aber nicht so sehr der (manchmal durchaus vorhandene) Zynismus der

einzelnen Programmacher. Irritierend ist vielmehr, daß auch ehrenwerte subjektive Intentionen von Redakteuren, Moderatoren und Mitmachpublikum an der Grundtendenz nichts ändern. Dies liegt an der Technik, der Produktions- und der Programmstruktur des Mediums, auch wenn Anstaltshierarchien nicht korrigierend intervenieren, auch wenn die 'Schere im Kopf' der Journalisten nicht ausreichend geschmiert ist. Immer raffiniertere Bild- und Ton-technik, die zum Schwelgen in Großaufnahmen und Schnitzaubereien verführt, die Handlichkeit der EB-Anlagen (sendefähige Videokameras), die ein Dabeisein-Life-im-Schützengraben gestattet, gleichzeitig immer engere Produktionsbedingungen, die auf standardisierte Lösungen, auf Auswechselbarkeit, vor allem auf rasches Fertigwerden drängen, schließlich die Konkurrenz um die Werbeeinnahmen, die die Beiträge, die nur noch Werbeträger sind, der Werbung immer ähnlicher machen, und eine Programm-Ideologie, die den Umfrageergebnissen der Massenkommunikationsforschung und den Wünschen der parteibeherrschten Rundfunkräte gleichzeitig hinterherhechelt und es mit niemandem verderben will, erzeugen als Prototyp des "interaktiven Fernsehens" den Western, bei dem von den Schießkünsten des Rezipienten der Fortgang der Handlung abhängt (SPIEGEL 15, 1992, 277). Noch ist 'Mad Dog McCree' nur eine Mischung von Spielfilm und Videospiel. Kommt er erst einmal ins Fernsehen, wird nicht einmal mehr Biolek gebraucht. Dann wird auch die inszenierte Unmittelbarkeit der Gesprächssendungen überflüssig.

4. Impression

Es bleibt dann aber immer noch die Vorführung von Politik als Unterhaltungssendung. Zum Beispiel der Bundestag: Dieses 'Gesprächsforum' exerziert die formale Legitimation durch deliberative Prozeduren für Entscheidungen, die absolut un-öffentlich nach einem Verfahren gefallen sind, das der Kommerzosphäre entstammt, der Verhandlung. Dieses Verfahren zur Aufteilung von Gütern bei widersprüchlichen Interessen und wechselseitigem Aufeinanderangewiesensein ist offenbar so obszön, daß es per definitionem hinter verschlossenen Türen stattfindet, auch wenn es legal institutionalisiert ist. Jenes Legalisierungsverfahren, das so sehr Ritual ist, daß es auch mal im Zeitraffer durchlaufen werden kann, oder slow motion, wenn kein Handeln erwünscht ist, wird nun von den berufsmäßigen Kom-

munikatoren dem konsumierenden Publikum als Kampf der Titanen inszeniert. An Scheidewegen der Politik ist sein Unterhaltungswert so groß wie sein politischer Bildungswert gering ist. Die Akteure sind sich des Sachverhalts bewußt. Der veröffentlichte Dialog ist zum Schein-Dialog degeneriert. Wenn dann noch geschäftsordnungswidrig Manuskripte vorgelesen werden, so fallen Schein-Mündlichkeit, Schein-Dialog und Schein-Öffentlichkeit zusammen.

(1) Stark gekürzte Fassung von "mündlich - öffentlich - dialogisch", in: Rhetorik für Europa, hrsg. von Raimund Dahmen, Albert Herbig, Eva Wessela, Berlin, 1993, 53-80.

LITERATUR:

- Geißner, H. 1969 Gespräch und Demokratie. Formen des Gesprächs, in: Film, Bild, Ton 19, 10, München, 11-19.
1986 Über die Doppelstruktur des Argumentativen, in: Sprechen II, 4-14.
1988 Mündlich : schriftlich. Sprechwissenschaftliche Analysen 'freigesprochener' und 'vorgelesener' Berichte. Frankfurt/M.
1991 Vor Lautsprecher und Mattscheibe. Medienkritische Arbeiten 1965-1990. St. Ingbert.
- Habermas, J. 1971 Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied, Berlin.
- Kebir, S. 1991 Antonio Gramscis Zivilgesellschaft. Alltag. Ökonomie. Kultur, Politik. Hamburg.
- Marcuse, H. 1965/66 Kultur und Gesellschaft. 2. de. Frankfurt/M.
1970 Der eindimensionale Mensch. Neuwied, Berlin.
- Münch, R. 1991 Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt/M.
- Negt, O.; Kluge, A. 1973 Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt/M.

Brasilianische Spielkultur im Saarland

Von Dirk Bubel

Die Fußballweltmeisterschaft ist vorbei. Die deutsche Mannschaft hat gewonnen oder verloren, das weiß ich schon gar nicht mehr. Das ist ja auch völlig egal! Der Spielbetrieb geht trotzdem weiter. In vier Jahren sind schon wieder Weltmeisterschaften. Der Rhythmus ist derselbe wie bei Bundestagswahlen. Landtagswahlen dagegen sind seltener. Sie finden nur alle fünf Jahre statt. Und was können wir daraus schließen?

Das liegt klar auf der Hand! Landtagswahlen sind qualitativ besser. Besser als Bundestagswahlen und besser als Fußballweltmeisterschaften. Die Vorbereitungszeit dauert nicht nur länger, sondern sie ist auch intensiver. Jedes Punktspiel ist ein gnadenloses Regionalderby, ein erbittertes Gerangel um Stammplätze. Einen Heimvorteil gibt es schon deshalb nicht, weil alle Spiele in der gleichen Arena stattfinden. Trotzdem kommt keine Langeweile auf. Alle Akteure sind besonders motiviert. Sie geben jedes Mal das Letzte. Selten läuft einer ins Abseits. Die jeweiligen Spielführer behalten die Übersicht. Sie foulern, treten und spucken. Und kämpfen bis zur Erschöpfung. In diesen Derbys, die über die Qualifikation zur nächsten Landtagswahl entscheiden, zeigt sich die wahre Größe des Sports. Die grandiose Dimension des Wettkampfes Mann gegen Mann. Grenzenlose Dribblings auf engstem Raum im Rahmen der freiheitlich demokratischen Grundordnung. Der Ball ist rund, und die nächste Landtagsdebatte ist immer die schwerste.

Die Mannschaften halten sich genau an ihre Taktik. Die einen kommen mehr über die Flügel, die anderen preschen voll durch die Mitte. Auf den Ersatzbänken macht sich gelegentlich Unruhe breit. Diese genialen Spielzüge werden fünf Jahre lang immer und immer wieder nachgespielt, geübt und geprobt. Die dadurch erzielte Perfektion beweist gigantisches Können und Ausdauer der Spieler. Sie nehmen Volleys aus der Luft und zaubern mit der Hacke. Beim Fallrückzieher fallen sie sich manchmal gegenseitig in den Rücken. Sie geben keinen Ball verloren und schlagen am liebsten ganz weite Pässe.

Alle Punktspiele laufen nach diesem Schema ab. Statt der Trillerpfeife hat der Landtagspräsident eine Klingel zur Hand. Doch viel furchterregender ist seine bellende und knurrende Stimme, die selbst den abgebrühtesten Elfmeterschindern das Blut in den Adern gefrieren läßt. Wenn der Opposition trotzdem mal ein Freistoß zugeschnarrt wird, dann baut die

Mehrheitsfraktion eben eine Abwehrmauer auf. Umgekehrt natürlich genauso. Tore werden auf diese Art und Weise nicht erzielt, Eigentore dafür um so häufiger. Was lernen wir daraus?

Null zu null ist ein ähnliches Ergebnis wie 127 zu 127. Alle Landtagsdebatten enden eigentlich unentschieden und haben doch einen Sieger. Das scheint ungewöhnlich, aber der Sieg ist eine Sache des Kopfes, der geistigen Frische, der Mentalität, des Umfeldes, der inneren Ausgeglichenheit, der richtigen Ernährung, des geregelten Stuhlgangs etc.

Nein, nicht das Ergebnis zählt, sondern allein die Qualität der Spielkultur. Man muß das live erleben. Die Scheinwerfer sind fest installiert, die Fernsehkameras laufen, keine störende Bandenwerbung. Da wird ein Fußballspiel auf einer Theaterbühne inszeniert. Welch' ein synergetischer Versuch, die verfeindeten Brüder der Leibesübungen und der schönen Künste fünf Jahre lang sowohl mit publikumsfesselnden als auch öffentlichkeitswirksamen Handschellen traut zu vereinen. Welch' eine immense Anstrengung aller beteiligten Parteistatisten. Fünf Jahre lang gehorchen sie unter der Ägide des jeweiligen Chefdramaturgen dem Fraktionszwang. Da kann sich sogar Lothar Matthäus noch eine Scheibe davon abschneiden. Was lernen wir daraus?

Die Fußballweltmeisterschaft ist ein Dreck gegen das, was alltäglich in unserem Landesparlament stattfindet. Im diffizilen Spannungsfeld zwischen 'unwichtig' und 'unverständlich' wogen die Debatten hin und her. Hören wir doch einmal rein oder "schaumermal": "Lassen Sie mich einmal ausreden. Ich will Ihnen das schon sagen. (...) Hierfür gibt es nicht den geringsten Anhaltspunkt. Wenn Herr Müller dies hier behauptet, dann ist das schlicht aus der Luft gegriffen. Ich sage Ihnen, das ist Finkenart, solche Behauptungen aus der Luft zu greifen." Ich darf Sie versichern, daß der im Zitat genannte Name weder von der Redaktion verändert worden ist, noch daß es sich bei der angesprochenen Person um den legendären Gerd Müller handelt, der zwar auf engstem Raum mit einer kurzen Körperdrehung seine Gegner verblüffen konnte, aber mit Vögeln nichts am Hut hatte. Was entnehmen wir diesem kleinen Beispiel?

Der Besuch einer Landtagsdebatte lohnt sich aus dreierlei Gründen: aus fachwissenschaftlichen der unterschiedlichsten Art (z. B. ornithologischen),

sportlichen sowieso und (das habe ich bislang zu wenig betont) natürlich aus künstlerischen Gründen. Ungemein wichtige Fragen des menschlichen Daseins werden gekonnt in Szene gesetzt. Das zeitgenössische Gegenwartsdrama lebt. Da fragt zum Beispiel einer mit unverhohlenem Pathos in der Stimme; offensichtlich völlig besinnungslos im Tackling, von der Sinnfrage in der eigenen Sinnhaftigkeit so bedrückt, daß er das eigene Sein als das Fremde gar zu gern in sich selbst erkennen würde: "Ist denn die Kultur in diesem Hause schon so verworfen, daß Sie bei jedem unterstellen, er würde zu seinen Gunsten etwas drehen? Was läßt denn das für Rückschlüsse auf Ihre Geisteshaltung zu?" Natürlich fühlt sich keiner der Akteure berufen, diese Frage zu beantworten. Erstens versteht die gegnerische Mannschaft überhaupt nichts von Psychoanalyse und zweitens war die Frage falsch gestellt. Es hätte "unsere" Geisteshaltung heißen müssen. Nur dann hätten sich die Angesprochenen angesprochen gefühlt. So einfach ist das. Aber der richtige Gebrauch von Personalnomina will ähnlich geübt werden wie das Treten von Eckbällen.

Wir Fußballfans kennen die Tragik des Sports. Die eine Mannschaft stürmt unentwegt, und der anderen eröffnen sich unerwartete Konterchancen. Das ist ungerecht, und der Landtag weiß sich durch die eigene Hervorhebung der Unzulänglichkeit hinreichend zu helfen: "Der Gesetzgeber ist unvollkommen; ein Vorwurf ist ihm hieraus nicht zu machen. Ebenso ist aber auch eine Verurteilung derjenigen, die dann einen Vorteil haben, nicht möglich." Das Zitat bezieht sich auf das Ruhestandsgehalt von Oskar Lafontaine, aber weil Lafontaine nicht im Ruhestand ist und doch so tut, lassen wir das jetzt. Was folgern wir aus all diesem?

Das, was im Saarland Kunst genannt wird, hinkt weit hinter der Wirklichkeit her. Herr Schildknecht kann Herrn Lafontaine das Wasser nicht reichen. Ich habe an einer Landtagsdebatte teilgenommen und ein wahrhaft avantgardistisch-populistisches Theater-Fußballspiel erlebt. Vor allem nach dem Pausentee, der von den Akteuren in Form eines dreigängigen Menüs samt hochprozentigen Beilagen eingenommen wurde. In der zweiten Halbzeit erlebte ich eine spannungsgeladene Mischung aus wohliger Verdauungsträgheit und atemberaubender Disziplinlosigkeit. Dieses Schauspiel zerstörte gnadenlos meine bisherigen Sehgewohnheiten und Wahrnehmungsmuster. Eine künstlerisch überzeugende und höchst

konsequente Räusper-, Raschel-, Wühl- und Flüstercollage wurde gekonnt entfaltet. Türen gingen auf und zu. Leute kamen und gingen. Wenn sie das nicht taten, wechselten andere nur aus Spaß ihren Sitzplatz. Abgeordnete sind eben auch nur Fußballspieler. Was folgern wir daraus?

Das zeitgenössische Theater findet im Landtag statt. Lassen Sie sich nicht abschrecken. Es sieht ja fast niemand, und es kostet auch nichts. Ungewöhnlich ist lediglich, daß auf Ihrer Eintrittskarte zu lesen ist: "Sie werden höflich darauf aufmerksam gemacht, daß den Zuhörenden Zwischenrufe, Beifalls- und Mißfallens-äußerungen untersagt sind." Denn das ist den Schauspielern in der Arena alleine vorbehalten. Mal klatscht die eine Mannschaft, mal die andere. Und gelegentlich wagt einer einen Einwurf mitten aus dem Getümmel. Das Protokoll verzeichnet dann einen Zwischenruf. Von einem Ball ist jedoch nie die Rede. Ich bezweifle, ob überhaupt jemals im saarländischen Parlament ein wirklicher Ball gespielt worden ist. Vielleicht hat im High-Tech-Land die Virtual Reality bereits Einzug gehalten. Auf den leeren Zuschauerbänken komme ich mir fast so vor. Der Redner am Pult hält einen einsamen Monolog. Alle übrigen Akteure auf dem Spielfeld sind ehrfürchtig und inbrünstig mit den unterschiedlichsten Tätigkeiten beschäftigt. Der Monolog, so will mir scheinen, handelt von Verzweiflung und Tod in einer chaotischen Welt. Im nachhinein belehrt mich das Protokoll, daß vom Ausbau der A 8 nach Luxemburg die Rede war.

Der geregelte Gang der einen und die Aufgeregtheit der anderen

Von Karl-Heinz Spindler

Vorbemerkung: Der folgende Text ist ein Ausschnitt aus einer größeren Erzählung, in der u.a. auch Politiker und Bürokraten vorkommen. Adrian Frey, die Hauptfigur der Erzählung, ein arbeitsloser Lehrer, landet eines Tages bei seinem Bemühen, wieder Arbeit zu finden, im "Ministerium der Umwelt". Hier soll er im Rahmen einer AB-Maßnahme in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eingesetzt werden. An seinem neuen Arbeitsplatz, dem Amt des Ministers, lernt Adrian nicht nur den Arbeitsalltag und das Personal des Ministeriums kennen, sondern auch die politische Führungsmannschaft: Theodor Tädlich, den Minister, und seine Prätorianergarde, die Referenten Karl-Heinz Bäuerle, Eckehart Weinstein, Hans-Horst Hahmann und Alex Köller. Zusätzlich gehören zum Personal der Erzählung: Clara Woll, die Sekretärin des Ministers, div. Leitende Ministerialräte, Ministerialräte, Ministerialdirektoren, Regierungsdirektoren, Oberregierungsräte u.a.m. Ähnlichkeiten der Personen der Erzählung mit lebenden Personen sind selbstverständlich rein zufällig.

Das Landes-Wir-Fest versetzt die Beamten in Aufruhr

Sitzungen, darüber läßt sich nicht streiten, gehören heutzutage zu den Hauptaktivitäten einer Verwaltung. Ja, man kann sagen, sie sind das Rückgrat jeder geregelten Verwaltungstätigkeit. Ohne ihr hochentwickeltes Sitzungswesen wären die meisten Verwaltungen schlechterdings nicht denkbar. Sie würden in sich zusammenfallen wie ein Kartenhaus. Sie würden zu einem unscheinbaren Rest zusammenschnurren wie ein Luftballon, aus dem man die Luft herausläßt. Am weitesten fortgeschritten ist das Sitzungswesen zweifellos ganz oben, an der Spitze der Verwaltungspyramide, in den Ministerien und den obersten Landesbehörden. Sie stellen so etwas wie die Avantgarde der Entwicklung dar, in ihnen hat sich das Sitzungswesen zu höchster Blüte entfaltet.

Auch Adrians Ministerium konnte mit einem prächtig entwickelten Sitzungswesen aufwarten. Abteilungsleitersitzung, Referatsleitersitzung, Personalrats-sitzung, Kantinenausschußsitzung, Abteilungssitzung in verschwenderischer Fülle breiteten sich die Sitzungen in allen Etagen des Hauses aus. Zu den Sitzungen mit den Mitarbeitern des eigenen Hauses kamen die Sitzungen mit Teilnehmern von außerhalb, mit Vertretern anderer Behörden, mit ehrenamtlichen Mitarbeitern, Bürgerinitiativen, Verbandsfunktionären, Wirtschaftsfachleuten. Bachpaten hatten ein Recht auf Sitzungen ebenso wie Naturschutzbeauftragte, die Gesellschaft für das Abwasserwesen genauso wie der Ring deutscher Heilkräuterfreunde. Auch überregional war das Ministerium auf zahlreichen Sitzungen vertreten. Solche Sitzungen - sie waren so etwas wie die Oberklasse des Sitzungswesens - hießen Tagungen oder Konferenzen und fanden in Bonn, Berlin, Davos oder Den Haag statt.

Während also die eine Hälfte des Ministeriums in Sitzungen saß, war die andere Hälfte damit beschäftigt, die Folge- und Nachbereitungsarbeiten von Sitzungen zu erledigen. Jede Sitzung zieht ja eine geradezu majestätische Beschäftigungsschleppe hinter sich her. Sitzungsteilnehmer fertigen Protokolle und schreiben Vermerke für ihre Abteilungsleiter. Abteilungsleiter sehen sich zu Erläuterungen, Klarstellungen, Rückfragen veranlaßt: Nach oben, Richtung Amtsleiter bzw. Spitze des Hauses, und nach unten, in Richtung Abteilung, Referatsleiter und Sachbearbeiter. Der ersten Nachbereitungswelle folgt eine zweite: Die Vermerke, Sachstandsberichte, Stellungnahmen machen neue Schriftsätze erforderlich, Begehungen vor Ort werden notwendig und vieles mehr. Die zweite Welle stößt unweigerlich eine dritte an. Zusätzlichler Sachverstand von außerhalb muß jetzt hinzugezogen werden, Stellungnahmen von Bundes- und Landesämtern, Wirtschaftsverbänden u.s.w. Und am Ende aller Nachbereitungsaktivitäten steht zwangsläufig eine neue Sitzung!

Wer die überragende Bedeutung des Sitzungswesens für die moderne Verwaltung in Zweifel zieht oder wem das bisher Gesagte maßlos übertrieben vorkommt, der rufe doch einfach eine Behörde seiner Wahl an und frage nach Herrn Abteilungsleiter X oder Frau Sachbearbeiterin Y. Eine freundliche Sekretärin wird sich melden und ihm verkünden: "Es tut mir leid, Herr Meyer-Ellenbogen befindet sich gerade in einer Sitzung! Kann ich was ausrichten, oder wollen Sie später nochmal anrufen?" Diese Auskunft gibt darüber hinaus aber auch Gelegenheit, auf einen Aspekt des Sitzungswesens hinzuweisen, von dem bisher überhaupt noch nicht die Rede war: Sitzungen können auch erfunden werden! Und erfundenen Sitzungen kommt im Alltag der Verwaltung eine ähnliche Bedeutung zu wie nicht erfundenen! Womit könnte man private Erledigungen wäh-

rend der Dienstzeit besser kaschieren als mit erfundenen Sitzungen? Man hinterläßt bei der Sekretärin einfach die Nachricht, man sei in einer Sitzung. Das kann außer dem Referatsleiter sowieso niemand überprüfen. Und auch der kann es genaugenommen nicht, denn er ist selbst dauernd in Sitzungen! Wie lassen sich lästige Telefonanrufer besser abwimmeln als mit dem Hinweis auf eine Sitzung? Öffentliche Verwaltungen werden mit Anrufen ja nur so überschüttet. Eine ganze Armada von Schwachköpfen scheint mit nichts anderem beschäftigt zu sein,



als der Verwaltung Fragen zu stellen und von ihr Auskünfte zu verlangen! Was liegt da näher, als die Sekretärin immer mal wieder zu beauftragen, diesen Anruferstrom ins Leere laufen zu lassen?

Trotz ihrer überragenden Bedeutung im Öffentlichen Verwaltungsgeschehen wird die Sitzung keineswegs so geschätzt, wie es ihr eigentlich zukommt. Schlimmer noch: Alle Beteiligten haben ein ausgesprochen gestörtes Verhältnis zu ihr. Auf der einen Seite empfinden sie Sitzungen als langweilig und ineffizient. Sie finden es entsetzlich, dem Gelaber und den Profilierungsverrenkungen der Kollegin oder des Kollegen schutzlos und über Stunden ausgeliefert zu sein. Auch in den Büros und auf den Fluren von Adrians Ministerium nahmen die Klagen kein Ende! Auf der anderen Seite aber: Wehe, ein einziger Regierungsrat wird einmal übergangen! Wehe, ein einziger, der teilnahmeberechtigt ist, wird einmal nicht eingeladen! Sofort wird aus der langweiligsten Sitzung eine Staatsangelegenheit, sofort

hat der Übergangene allen Grund, gekränkt und verärgert zu sein.

Auch die Sitzung, in der Adrian Frey gerade saß, verlief bis jetzt eher langweilig. Es war einer von diesen bleiern-trüben Nachmittagen, an denen man glaubt, das Leben hänge einem wie abgestandener Tabakrauch in den Kleidern. Im Sitzungszimmer, einem grau-grünen Wartesaal im obersten Stock, war schon die Neonbeleuchtung eingeschaltet. Seit über einer Stunde versuchte Reg.Dir. Willig, der Sitzungsleiter, die anwesenden Herren auf Kurs zu bringen. Sein Auftrag war klar: Die Landesregierung hatte, um Tatkraft und Volksnähe zu demonstrieren und weil sie sich Sorgen um das "Wir-Gefühl" im Lande machte, beschlossen, in diesem Jahr erstmals ein zentrales Volksfest, eine Art "Landes-Wir-Fest" auszurichten. Darunter stellte sie sich eine bunte Mischung aus Kirmes, Kultur, Sport und Spektakel vor, ein Fest, das auch ihr, der Regierung, ausgiebig Gelegenheit geben sollte, sich bei der Bevölkerung ins rechte Licht zu rücken. Willig hatte den Auftrag, die Aktivitäten des Ministeriums bei dieser Veranstaltung zu organisieren und zu koordinieren. Der Minister persönlich hatte ihn - worüber Willig sehr geschmeichelt war - mit dieser Aufgabe betraut. Doch Karl-Heinz Willig hatte sich festgefahren. Alle seine Bemühungen, den Kollegen - eingeladen waren die Leiter aller Abteilungen bzw. deren Vertreter - die Absichten der Regierung schmackhaft zu machen, waren erfolglos geblieben. Die Herren saßen da und brüteten vor sich hin. Willigs Augen wanderten suchend, ja beschwörend in der Runde hin und her. Doch niemand war bereit, seinen Blick aufzunehmen und zu erwidern, niemand war bereit, auf das, was Willig vorgetragen hatte, zu antworten. Der erste, der das Schweigen beendete und die Sprache wieder fand, war Viktor Scharf, geschäftsführender Beamter von Abt. T. "Herr Willig", begann er, "wenn ich ihre Ausführungen richtig verstanden habe, kommt im Zusammenhang mit dem Projekt der Regierung ein ganzes Bündel zusätzlicher Arbeit auf die Mitarbeiter unseres Hauses zu. Sie haben jedoch bisher mit keinem Wort darüber gesprochen, wie dieser zusätzliche Einsatz unserer Beamten vergütet werden soll. Ich fürchte, das werden unsere Beamten so nicht akzeptieren! Ich fürchte, die Beamten unseres Hauses sind nicht bereit, sich dieses Mal wieder - und ich betone das 'wieder' ausdrücklich - hinhalten und verträsten zu lassen. Damit haben wir nur schlechte Erfahrungen gemacht." Scharf lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Mit einem

Gesichtsausdruck, der keinen Zweifel daran ließ, daß er tief besorgt und außerordentlich beunruhigt war, blickte er in die Runde.

Die Kollegen aus den anderen Abteilungen nickten beifällig. Willigs Strategie, die "Vergütungsproblematik" erst einmal auszuklammern und die Sitzungsteilnehmer behutsam um diesen heiklen Punkt herumzumanövrieren, war fehlgeschlagen. Die Kollegen spielten da nicht mit. Die Vergütung, das war der wunde Punkt! Aber der Minister hatte Willig dazu überhaupt keine Zusagen mit auf den Weg gegeben. Über Vergütungen hatte er nicht gesprochen. Er hatte lediglich gesagt, das Projekt komme direkt aus der Staatskanzlei. Sie sei in dieser Angelegenheit federführend, und sie werde schon alles regeln. Und Willig hatte von sich aus natürlich auch nicht nachgehakt. Er wollte schließlich noch was werden im Ministerium. Jetzt, wo endlich "seine Leute" an der Regierung waren! Er hielt es für besser, klar und deutlich "ja" zu sagen und sich nicht durch unangenehme Fragen und bedenkliches "ja, aber" in Mißkredit zu bringen. Aber jetzt saß er in der Tinte!

"Das ist uns schon zu oft passiert mit dieser Regierung, Herr Willig", hakte Scharf von Abt. T. noch einmal nach. "Als diese Regierung ihr Amt antrat, hat sie uns aufgefordert, konstruktiv mitzuarbeiten. Über Parteigrenzen hinweg! Das haben wir getan. Wir haben nicht nein gesagt, wir haben Sonderaufgaben übernommen, wir haben Überstunden gemacht. Und das Ergebnis? Sie wissen es selbst! Man hat uns mit Versprechungen abgespeist. Man hat uns ausgenutzt, wo man nur konnte! Nein, Herr Willig, Sie wissen so gut wie ich, daß das so nicht weitergehen kann. Die Spitze des Hauses kann nicht verlangen, daß die Kollegen ein ganzes Wochenende einfach nur so, ad maiorem dei gloriam, Dienst schieben - - Und es ist nicht einmal sichergestellt, ob es mittags eine warme Erbsensuppe gibt!" "Herr Scharf hat ganz recht", meldete sich jetzt auch Ministerialdirektor Just von der Abteilung Z. zu Wort. "Wir machen schon genug Überstunden, die uns kein Mensch bezahlt. Es geht ja hier nicht um eine Mittagspause oder um eine Zusatzstunde nach Feierabend, sondern um ein ganzes Wochenende! Ich habe das in unserer Abteilung zur Sprache gebracht. Und soll ich Ihnen was sagen? Ausnahmslos alle waren dagegen!" Regierungsdirektor Münzel von der Abt. U stieß ins gleiche Horn: "Die Ausführungen von Herrn Just kann ich nur unterstreichen. Wir kriegen

unter diesen Umständen keine Leute zusammen. Herr Willig, ich bitte Sie, ich kann die Leute doch nicht zwingen! Was glauben Sie, was das böse Blut in der Abteilung gibt." "Mir gefällt das auch nicht", gab jetzt auch Ministerialrat Lage sein Schweigen auf. "Es gefällt mir überhaupt nicht! Wenn die Regierung sich präsentieren will, dann soll sie auch für die Kosten aufkommen. Dem Herrn Minister oder wem auch immer zuliebe, das ist völlig ausgeschlossen!"

Jetzt fehlte nur noch Oberregierungsrat Sauer vom Straßenbau: Adrian kannte Herrn Sauer ganz gut. Er hatte schon einige Male - dienstlich - mit ihm zu tun gehabt. Auch wenn er für Sauers politische Ansichten seine Hand nicht ins Feuer legen wollte, hatte er ihn als ruhigen und besonnenen Fachmann schätzen gelernt. "Wenn das Land kein Geld hat, um seine Beamten zu bezahlen", erklärte Gerhard Sauer, "dann soll es die Finger davonlassen. Ich bin das leid, daß sich die Herren Politiker immer auf unserem Rücken profilieren wollen. Ich bitte Sie, Herr Willig, bevor Sie von unseren Beamten Sonderleistungen verlangen, klären Sie erst einmal ab, wie das bezahlt werden soll. Solange dieser Punkt nicht geklärt ist, sieht sich meine Abteilung außerstande, irgendwelche Zusagen zu machen." Sitzungsleiter Willig atmete tief durch. Verweigerung auf der ganzen Linie! Er würde in größte Schwierigkeiten kommen. Was sollte er dem Minister berichten? Es standen ihm schwere Wochen bevor. Aber so schnell wollte er sich nicht geschlagen geben. Allein schon wegen dieses Scharf nicht, der das alles angezettelt hatte! Er kannte diesen Heuchler nur zu gut: Auf der Ministeretage schleimt er sich ran, was das Zeug hält, aber hier hetzt er die Kollegen auf und spielt sich als Anwalt der unterdrückten und ausgebeuteten Beamten auf. Ausgerechnet der!

"Meine Herren", nahm Karl-Heinz Willig einen neuen Anlauf, "ich versichere Ihnen, die Landesregierung wird eine Regelung finden. Der Minister hat sich auch in diesem Sinne geäußert. Da habe ich Zusicherungen! Aber vergessen Sie bitte nicht die Öffentlichkeit. Sie wird wenig Verständnis dafür haben, wenn sich herausstellt, daß sich die Beamten für alles und jedes bezahlen lassen wollen. Anderswo wird auch vieles ehrenamtlich auf die Beine gestellt. Bei jedem Trachtenverein ist das selbstverständlich. Wir sollten..." Direktor Willig gelang es nicht, den Satz zu Ende zu bringen. Die Wörter "Trachtenverein" und "ehrenamtlich" hätte er unter

keinen Umständen benutzen dürfen! Die Herren gerieten außer sich. Die Sitzung eskalierte. Alle redeten wild durcheinander. "Nein, nein, nein", ereiferte sich Viktor Scharf und seine Augen sprühten vor Empörung. "Wir sind hier nicht das Rote Kreuz oder die Suppenküche der Heilsarmee, schon gar nicht irgendein Trachtenverein! Wir sind immer noch Angehörige des Öffentlichen Dienstes. Mit allen Rechten und Pflichten! Ich bitte Sie, Herr Willig, dafür zu sorgen, daß wir die Zusicherung erhalten, daß jede zusätzlich geleistete Arbeitsstunde vorschriftsmäßig abgerechnet wird." Die anderen Herren standen wie ein Mann hinter ihm. Man lasse nicht länger auf sich herumtrampeln, war zu hören, von der "Arroganz der Macht" war die Rede und davon, daß man von Parteibuch-Karrieristen, die sich als Handlanger des Ministers und der Regierung betätigten, die Nase gestrichen voll habe. Karl-Heinz Willig war blaß geworden. "Ich werde die Angelegenheit dem Herrn Minister noch einmal vortragen", stammelte er, nachdem sich die Aufregung etwas gelegt hatte. Er packte seine Papiere zusammen. "Wir treffen uns dann in der nächsten Woche wieder." Auch Adrian sammelte seine Unterlagen ein und verließ schleunigst den Saal.

Hilfskanonier Adrian

Adrian konnte sich in den folgenden Wochen über mangelnde Arbeit nicht beklagen. Die neue Ausgabe des "Mitarbeiter-Infos", der Hauspostille des Ministeriums, mußte fertiggestellt werden: Die Kurzportraits der "Neuen" im Ministerium und in den nachgeordneten Dienststellen waren zu vervollständigen, das Minister-Vorwort war noch zu schreiben und der Textentwurf, den die "Zentralen Labordienste" geliefert hatten, mußte umgeschrieben werden. Für die Naturschutzgesetze-Sammlung mußte eine Einleitung geschrieben werden. Der Text, den die Abteilung für die neue "Wasserbroschüre" geliefert hatte, mußte redaktionell noch einmal gründlich überarbeitet werden. Auch bei der Produktion der täglichen Presseerklärungen des Ministeriums wurde Adrian zunehmend eingesetzt. Minister Tädlich legte großen Wert darauf, in den Medien "angemessen" präsent zu sein. Also deckte die Presseabteilung Freund und Feind mit einem wahren Hagel von Presseerklärungen ein. Sie schoß auf Spatzen ebenso wie auf Elefanten. Sie schoß mit schwerem Geschütz genauso wie mit Knallfröschen und Knallerbsen. Herr der Geschosse und Geschütze war Sprengmei-

ster Weinstein. Er behielt sich das Abfeuern der dicksten Böller - der politisch wichtigen und brisanten Erklärungen - natürlich selbst vor.



Adrian dagegen war für die kleinen Kaliber zuständig. Das PR-Kleinvieh sozusagen. Adrian teilte der Welt mit, daß Minister Tädlich für die Aktion "Die Zukunft ist grün oder gar nicht" drei Bäume gepflanzt habe, daß der Minister das Naturschutzgebiet Schwarzdorf-Hellbruch seiner Bestimmung übergeben habe und daß Minister Tädlich den ersten Spatenstich für die Umgehung von Meusweiler getan habe. Adrian meldete zehntausend Mark Zuschuß für eine Häckselmaschine, achttausend Mark für die Kompostieranlage in Grünberg, fünftausend für das Komitee "Rettet den Frosch" und fünfzehntausend Mark für die Lärmschutzwand in Krachenthal. Auf Feinheiten, etwa die Frage, ob die Gelder, die der Minister lauthals verteilte, überhaupt Leistungen seines Ministeriums waren oder schlicht und einfach Bundesmittel, konnte bei dieser Schlacht natürlich niemand Rücksicht nehmen. Der Minister sollte in die Medien gebracht werden, und da galt es, jede

Gelegenheit zu nutzen! Auch der politische Gegner mußte damit rechnen, daß mit ihm kurzer Prozeß gemacht wurde. So nannte Weinstein im Namen seines Ministers den Abgeordneten Weibel einen "Quacksalber und Lügner", behauptete in aller Öffentlichkeit, Volksvertreter Weibel "könne nicht bis drei zählen" und verpaßte - verbal selbstverständlich - der kompletten Geschäftsleitung eines Betriebes der Holzverarbeitenden Industrie eine "schallende Ohrfeige". Auch Adrian stieß notgedrungen in dieses Horn und bezeichnete im Auftrag von Minister Tädlich den Geschäftsführer des Zentralverbandes der Energiewirtschaft als "trübes Licht" und seine Äußerungen als "blanken Unsinn."

Neben seiner Tätigkeit als Weinsteins Hilfskanonier sorgte sich Adrian nach wie vor an seinem Umwelttelefon um das Wohlergehen der ratsuchenden Bevölkerung. Frau A.'s Prozeß gegen den Nachbarn war jetzt in ein entscheidendes Stadium getreten. Alle paar Tage rief Frau A. an und hielt Adrian auf dem laufenden. Frau B. teilte Adrian mit, daß sie in ihrer Sache mit dem Geruch, der aus der Leitung in ihrer Wohnung strömte, immer noch nicht weitergekommen sei. Sie versprach aber, Adrian über dieses Phänomen, das sie sehr beunruhigte, regelmäßig zu informieren. Auch Herr P., der gerade dabei war, sich für ein Leben nach der Atomkatastrophe zu verproviantieren, berichtete Adrian regelmäßig über den Fortgang seiner Aktivitäten. Ursprünglich hatte er ja unbedingt den Minister sprechen wollen. Nachdem er jedoch eine Woche vergeblich versucht hatte, ihn persönlich ans Telefon zu bekommen, hatte er sich mit Adrian, einem Experten des Hauses - wie man ihm versicherte - zufrieden gegeben. Ihn rief er jetzt alle paar Tage an und unterrichtete ihn über die Problematik des Überlebens in einer atomar verseuchten Welt im allgemeinen und über die Fortschritte seiner Vorbereitungsmaßnahmen im besonderen.

Keine Regel ohne Ausnahme

Sicher mit Recht gelten öffentliche Verwaltungen nicht gerade als Brutstätten zügellosen Fleißes und hektischer Betriebsamkeit. Staatsdiener, also Beamte und Angestellte im Öffentlichen Dienst, so die allgemeine Auffassung, arbeiten sich nicht tot. Diese Einschätzung gilt nicht nur für Verwaltungen, die der Bürger aus eigener Anschauung kennt, sondern auch für solche, die - wie Adrians Ministerium - vom

Publikumsverkehr weitgehend befreit sind und eher im Verborgenen wirken. Auch in Adrians Ministerium arbeitete sich niemand tot. Auch hier versahen die Beamten ihren Dienst eher unauffällig und mit einer gewissen Art von Behutsamkeit, die darauf aus war, jede unnötige Hektik zu vermeiden. Sie, die prüften, genehmigten und verwarfen, was die unteren Behörden ihnen zuarbeiteten, und die im übrigen für die große Linie und die übergeordneten Gesichtspunkte zuständig waren, legten Wert darauf, daß ihre verantwortungsvolle Tätigkeit nicht durch ungebührliche Eile beeinträchtigt wurde. Sie saßen hinter ihren Schreibtischen und wachten darüber, daß alles seinen geregelten Gang ging und kein lautes Wort und keine hastige Bewegung ihr Tun störten.

Doch wie man weiß, ist keine Regel ohne Ausnahme. In Adrians Ministerium war das Amt des Ministers diese Ausnahme. Es schien, als ob in diesem Amt alles nachgeholt werden sollte, was an anderer Stelle des Hauses versäumt wurde. Es schien, als ob im AdM das gesamte Lärm-, Hektik- und Betriebsamkeitsdefizit der anderen Abteilungen wettgemacht werden sollte. Im AdM herrschte permanent Hochbetrieb. In den Büros saßen von morgens bis abends irgendwelche Besucher herum: Journalisten, Verbandsfunktionäre, Parteimitglieder, Beamte aus dem Haus. Unablässig läuteten Telefone, rasselten, hämmerten, schnarrten, tickerten Fotokopierer, Schreibautomaten, PC-Drucker oder das Faxgerät. Irgendwo war immer jemand am Diktieren, am Abhören, am Eingeben, irgendwer rannte immer ganz entnervt umher auf der Suche nach Papieren, Vorgängen, Aktenordnern. Da alle Zimmer in einer Flucht lagen und die Türen zwischen den Zimmern so gut wie immer offen standen, wogte das Geschehen ungebremst hin und her, schwappte ungehindert durch alle Räume. Ein Schwarm Spatzen im Busch konnte nicht mehr Lärm veranstalten als das AdM.

Auch Adrians Arbeitsplatz lag mitten in diesem Getümmel. Die ersten Tage waren fürchterlich. Sich auf einen Text, einen Artikel, auf irgendetwas zu konzentrieren, war für ihn völlig unmöglich. Ständig wurde er unterbrochen, gestört, abgelenkt. Ständig mußte er ans Telefon und sich mit cholerischen Dezernenten und wichtigtuerschen Bürgermeistern herumschlagen. Fast immer war alles ganz eilig. Am Anfang dachte er, dies sei ein Ort für Verrückte, ein solches Durcheinander könne kein normaler Mensch aushalten. Doch bekanntlich ist der Mensch ein Gewohnheitstier. Und schon nach kurzer Zeit hatte

Adrian sich mit dem täglichen Trubel an seinem Arbeitsplatz arrangiert - auch mit der Tatsache, daß er öfter abends einen dicken Kopf mit nach Hause nahm.

Diadochenkämpfe im Amt des Ministers

Das Amt des Ministers war der Führungsstand des Ministeriums, die Schaltzentrale, die Schleuse, durch die alles hindurch mußte. Alles, was von draußen kam und Richtung Minister wollte, lief über das AdM, und auch alles, was nach außen ging, zu den Bürgern, in die Öffentlichkeit, mußte durch diese Schleuse. Die Schleusenwärter, diejenigen, die das Rein und Raus beaufsichtigten, organisierten und kontrollierten, waren die Referenten. Sie konnten bremsen, stoppen, ignorieren, sie konnten aber auch fördern, beschleunigen, unterstützen. Und wie zu jeder Schleuse gehörte auch zum AdM ein Schleusenmeister, jemand, der das Amt führte und die Referenten beaufsichtigte. Doch dieser Posten - die Stelle des Ministeramtsleiters - war zur Zeit vakant. Daß dies so war, schien den Minister selbst jedoch am wenigsten zu beunruhigen. Mit der Neubesetzung der Stelle jedenfalls hatte er es überhaupt nicht eilig. Beunruhigt dagegen waren die Referenten. Jeder von ihnen sah sich nicht nur als geeigneten Kandidaten für diesen Posten, sondern auch als aussichtsreichen. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß schon bald ein heftiges Gerangel unter ihnen um die Nachfolge einsetzte, so ein nervöses Scharren in den Startlöchern, so ein Umeinander-herum-Schleichen mit Angriffen und Abwehr, mit Drohgebärden und Machtdemonstrationen. Mochten sie auch sonst noch so verschieden sein, in ihrem Wunsch, unbedingt nach oben zu kommen und Karriere zu machen, waren sie alle gleich.

Der Mann mit der besten Ausgangsposition in diesem Rennen war zweifelsohne Karl-Heinz Bäuerle, der Persönliche Referent. Als Schildknappe des Ministers war er fast immer an dessen Seite, sah alles, bekam alles mit und hatte - was noch wichtiger war - jederzeit Gelegenheit, sich ins rechte Licht zu rücken. Außerdem war Bäuerle ein erfolgreicher Parteifunktionär der jüngeren Generation und ein ehemals führendes Mitglied der Jugendorganisation seiner Partei. Es gab niemand von Bedeutung in der Partei, den er nicht persönlich kannte. Wenn es darauf ankomme, kalkulierte Bäuerle, würden ihm die-

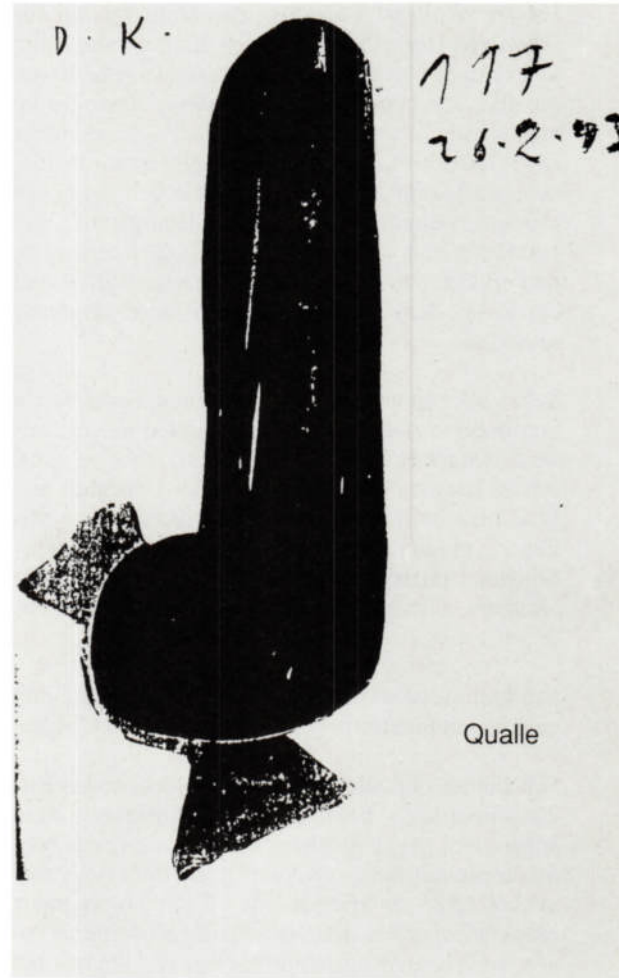
se Kontakte schon das nötige Übergewicht verschaffen.

Der zweite Mann im Kreis der Bewerber war Hahmann, der Kabinettsreferent. Regierungsdirektor Hahmann war vom Minister persönlich aus der Hauptstadt abgeworben worden. Ehrgeizig, zupackend und durchsetzungsstark, so war er dem Minister empfohlen worden. Ein Mann, der auch vor Grausamkeiten nicht zurückschreckte; ein Mann aber auch, der mit allen Wassern der Verwaltungspraxis gewaschen war. Hahmann gehörte zum Kreis von ehrgeizigen Verwaltungsjuristen, die sich in den letzten Jahren in ihrer Partei endemisch ausgebreitet hatten und überall an die Schalthebel der Macht drängten. Der Minister hatte Hahmann engagiert, weil er jemand brauchte, der, wie Tädlich es ausdrückte, "sich mit den Beamten auskennt und ihnen die Daumenschrauben ansetzen kann". Hahmann hatte von Anfang an gewisse Andeutungen des Ministers dahingehend gedeutet, daß er ein aussichtsreicher Kandidat auch für die Leitung des Ministerbüros sei. Nach einer gewissen Übergangszeit, so hatte er den Minister verstanden, werde der Posten an ihn vergeben. Im übrigen war Hahmann der Auffassung, und ein Blick in die Runde der Mitbewerber konnte ihn darin nur bestärken, daß er sowieso der einzige sei, der für diese Aufgabe in Frage komme.

Wo zwei sich streiten, freut sich bekanntlich der Dritte. Er hieß Alex Köller. Auch er machte sich Hoffnungen. Mehr noch, er war überzeugt, nur er und kein anderer komme als zukünftiger Chef des Ministerbüros in Frage. Alex, oder Lex, wie er überall genannt wurde, war das, was man einen Mann von der Basis nennt, einen Mann aus dem Volk. Schon sehr früh hatte er erkannt, daß die Möglichkeiten eines Beamten im gehobenen Dienst - Lex übte bei der Bundesbahn die Tätigkeit eines Inspektors aus - seinen Ansprüchen und seinen Fähigkeiten in keiner Weise gerecht wurden. Also war Lex "in die Politik" gegangen, wie es so schön heißt. Dort wollte er nachholen, was ihm in seinem Beruf versagt geblieben war. Und seine Rechnung war aufgegangen! Als Hans Dampf in allen Gassen war es ihm mit Fleiß, notorischer Betriebsamkeit und Rund-um-die-Uhr-Einsatzbereitschaft in kurzer Zeit gelungen, zum Vorsitzenden seines Ortsvereins aufzusteigen. Ob Parteiversammlung, Stammtisch, Wahleinsatz oder sonst etwas, Lex stand immer in der ersten

Reihe, Lex kam immer als erster und ging als letzter. Und Lex zeichnete noch etwas aus: Lex wußte, wie man mit den Leuten umgeht! Egal, was anstand und mit wem er es zu tun hatte, Lex hatte für jede Gelegenheit das passende Gespräch auf Lager. Sein Repertoire an Witzen und Anekdoten, Lebensregeln und Bauernweisheiten war unerschöpflich. Seine Fähigkeit, jedem das Gefühl zu geben, verstanden zu werden, ebenso. Dennoch behielt Alex Köller bei allem, was er tat und was passierte, seinen eigenen Vorteil fest im Auge. Als es das Schicksal wollte, daß Theodor Tädlich eines Tages den heimischen Wahlkreis übernahm, in seiner Gemeinde ein Haus kaufte und sich in seinem Ortsverein anmeldete, erkannte Lex sofort, daß dieser Mann keine Konkurrenz für ihn war, sondern eine Chance. Er heftete sich augenblicklich an seine Fersen und überall, wo Ted Tädlich auftauchte, war von Stund an auch Lex zur Stelle. Und als Tädlich Minister wurde, dauerte es gar nicht lange, bis auch Lex im Ministerium saß. Er war dort als so eine Art Wahlkreissekretär des Ministers tätig. Seine Aufgabe war es, die Wahlkreisarbeit des Ministers zu organisieren und dafür zu sorgen, daß der Minister in der Partei, aber auch bei Firmen, Organisationen und in der Presse möglichst erfolgreich in Erscheinung trat. Da für eine solche Tätigkeit verständlicherweise im Ministerium keine Planstelle vorhanden war, war Lex offiziell als Öffentlichkeitsreferent eingestellt worden.

Auch Alex Köller bereitete sich also mit Macht darauf vor, Bürochef zu werden. Doch während die beiden anderen Kandidaten ihrem Ziel quasi hinter vorgehaltener Hand näherzukommen trachteten, während sie vorsichtig agierten und sich kaum aus der Deckung wagten, war das bei Lex ganz anders. Lex's Bemühungen waren für jedermann mehr als erkennbar. Man konnte beinahe mitsingen, so unverhohlen operierte er. Lex's Strategie sah ungefähr so aus: Punkt 1: Mach dich dem Minister unentbehrlich. Wenn der Minister dich braucht, stehe jederzeit zu seiner Verfügung. Punkt 2: Ziehe so viele Kompetenzen wie irgend möglich an dich. Warte nicht, bis dir Kompetenzen zugeteilt werden. Nimm sie dir! Punkt 3: Sorge dafür, daß möglichst viele Leute dich für wichtig halten! Es kommt nicht darauf an, daß du der engste Vertraute des Ministers bist, es kommt darauf an, daß du dafür gehalten wirst! Punkt 4: Kämpfe nicht gleichzeitig gegen alle Rivalen! Schließe Bündnisse und bekämpfe einen Rivalen nach dem anderen! - - - Der einzige, der sich im AdM



am Wettlauf um die Macht nicht beteiligte, war Eckehart Weinstein, der Pressereferent. Weinstein zog mit erkennbarem Abstand zu dem Gerangel und den Aufregtheiten der anderen seine Bahn.

Reduktionismus

Von Reinhard Wilhelm

Unsere Welt ist komplex, der Umgang mit ihr schwierig. Deshalb hat jeder von uns individuell und jede Gruppe von Menschen Strategien, mit der Komplexität der herrschenden Umstände umzugehen; man schaut durch eine ideologische Brille oder über einen Katechismus hinweg und kriegt so nur Bruchteile der Realität zu Gesicht; man läßt sich von einem charismatischen Leithammel die Komplexität wegerklären; man legt sich eine gepflegte Paranoia zu und erklärt, daß an der ganzen Misere (wahlweise) der Russ', der Ami, das Ozonloch oder das Atom schuld sei.

Selten aber bietet sich die Gelegenheit, ein Geflecht von äußerst komplexen Sachverhalten auf ein äußerst einfaches Objekt, nämlich eine Zahl zu reduzieren. Ich meine die Gesamtheit der Umstände, die Studenten dazu bringen, mehr als das absolute Minimum an Studiendauer an ihrer Universität zu verbringen. Und das Objekt, zu dem all diese Umstände reduziert werden, ist die durchschnittliche Studiendauer.

Schärfen wir also mal wieder den Lästergriffel und geißeln mit unerbittlicher Strenge diese Schuldigen.

Seit Jahren sind alle verantwortlich denkenden Bildungspolitiker - besonders in Wahljahren - dazu angetreten, das angebliche Problem der zu langen Studienzeiten, dieses obskure Objekt ihrer Begierde, in den Griff zu kriegen. Die Waffen sind meist bürokratischer Art, neue verschärfte Studienordnungen, verordnete Regelstudienzeiten und androhte oder vollzogene Zwangsexmatrikulationen. Reduktion der durchschnittlichen Studiendauer um Semesterbruchteile gilt als Leistungsnachweis.

Unsere ungeduldige Gesellschaft

Ist es denn nicht ungehörig, daß sich die meisten Bereiche menschlicher Entwicklung schnöde allen Versuchen der Beschleunigung entziehen? Da hat die Evolution schon mal versagt, indem sie dem Menschen vergleichsweise lange Fristen zu seiner Entwicklung auferlegt hat. Das kann eine ungeduldige Gesellschaft wie die unsere nicht tolerieren. Schließlich feiern wir Produktivitätsgewinne und phantastische Leistungssteigerungen als Siege im Kampf um die internationale Wettbewerbsfähigkeit; dank des erhöhten Automatisierungsanteils rollen

jetzt viel mehr neue Golfs pro Tag auf die Halde. Laut angeblich geklauten Plänen will Opel dies noch bei weitem übertreffen. Aber nicht nur die Industrieproduktion liefert uns eindrucksvolle Beispiele; dank BST-Doping wird die in den letzten 20 Jahren schon verdoppelte Jahresmilchleistung der deutschen Kuh noch mal etwa 25% zulegen. Den Hühnerfarmern gelingt es, durch künstliche Beleuchtung ihren Legehennen einen beschleunigten Tages-Nachtwechsel vorzugaukeln und sie damit zu erhöhter Eierlegeleistung anzutreiben. Dann sollte es, sagten sich die Bildungspolitiker, doch auch gelingen, den Studenten durch die Einführung von Trimestern eine erhöhte Schein-Legeleistung abzuwingen (Als Experiment an den Bundeswehrhochschulen gescheitert). Durch neue Nutzpflanzenzüchtungen und durch Kunstdüngereinsatz hat sich die Produktivität der Landwirtschaft dramatisch steigern lassen. Daß man diesen so gedopten, neuen Nutzpflanzen bei ihrer erhöhten Empfindlichkeit mit Fungiziden und Pestiziden etwas beisteht, ist ja klar. Daß dabei die Kornblume, der Mohn und weiteres buntes Gewächs auf der Strecke bleiben, muß man wohl in Kauf nehmen. Stromlinienförmige Rahmenprüfungsordnungen sollen auf dem Felde der universitären Bildung als Kunstdünger wirken. Man sollte sich nicht zu sehr darüber grämen, daß Zwangsexmatrikulationen als begleitendes Fungizid eben auch manch exotisch buntes Blümchen von den Gefilden der höheren Bildung vertreiben werden. Aber widerstehen wir dem Reduktionismus und schauen uns die Gründe für lange Studienzeiten näher an!

Gute und schlechte Gründe

Es gibt Gründe, die die Universität zu verantworten hat, überfrachtete Studienordnungen, schlecht organisierte Studiengänge, nicht angebotene oder zuzugs beschränkte Pflichtveranstaltungen, mangelnde Betreuung, fehlende Beratung, didaktische Katastrophen und hohe Durchfallquoten. Diese entsprechen, um im Bild zu bleiben, der eingerosteten Melkmaschine und der verstopften Giftspritze.

Diese sind ärgerlich und die einzigen, die zu ändern es sich lohnt.

Es gibt auch gute Gründe, an denen schwer etwas zu ändern ist, zumindest nicht von den betroffenen Studenten, meist auch nicht von den Hochschulen.



Da muß das Studium ganz oder teilweise durch Jobs finanziert werden. Abhilfe, ein erweitertes Stipendienangebot, derzeit utopisch. Diese Art der studentischen Nebentätigkeit hat meiner Beobachtung zufolge nicht nur finanziell positive Auswirkungen. Sehr viele Studenten absolvieren während dieser Zeit ihre berufliche Orientierungsphase und finden dabei ihren späteren ersten Arbeitgeber; das ist einer mehr als viele Uniabsolventen mittelfristig derzeit überhaupt erhoffen. Ich erspare es mir, eine Analogie zum bäuerlichen Nebenerwerbsbetrieb zu ziehen.

Diese sammeln wertvolle Erfahrung, haben einen Arbeitsplatz sicher, aber - fatal, fatal! - ihre Studiendauer steigt.

Je nach Studiengang fehlt eventuell die Motivation, fertig zu werden, da doch nur die Arbeitslosigkeit wartet und als Alternative ein durch Gelegenheitsjobs finanziertes Studentendasein mit einigen sozia-

len Privilegien eindeutig attraktiver aussieht. Abhilfe auch klar, Aussicht noch utopischer.

Diese kosten keinerlei Betreuungskapazität; sie verderben fatalerweise nur die Statistik.

Es gibt, Hochschulpolitiker können sich das allerdings nicht vorstellen, sogar Studenten, die nicht auf der schmalsten aller Spuren durch ihr Studium sausen wollen, sondern durchaus mit einem erweiterten Horizont ihre Alma Mater verlassen wollen (für Schnellstudenten: das ist irgendeine archaische Bezeichnung für ihre Universität). Fatalerweise ist letztere Versuchung natürlich um so größer, je interessanter das Studienangebot ist. Dem wird man leicht mit der Einführung einer Bildungsquote (in Analogie zur EU-Milchquote) beikommen, indem man dem einzelnen Studenten eine Höchstgrenze für die vom ihm belegbaren Veranstaltungen verpaßt. Es ist allerdings zu befürchten, daß sich gleich anschließend ein florierender Handel mit nicht ausgenutzten Bil-

dungsdeputaten entwickelt, "Studienabbrecher bietet 12 Deputatsstunden vergleichende orientalische Religionswissenschaften gegen ein Jahresabonnement der Saarbrücker Hefte, ein Jahresuniparkticket gegen ein gut erhaltenes Mountainbike".

Daß Reife und Studiendauer korrelieren können, möchte ich am Beispiel des Studiengangs Informatik an der hiesigen Universität demonstrieren. Die durchschnittliche Studiendauer beträgt 12,7 Semester, im mittleren Bereich der deutschen Informatikfachbereiche. Eine interessante Beobachtung dabei ist, daß sich die durchschnittliche Studiendauer mit dem wachsenden Erfolg des Fachbereichs verlängert hat. Es gibt dafür eine recht natürliche Erklärung. Mit dem zunehmenden Erfolg wurden die Wissenschaftler des Fachbereichs an immer mehr Forschungsprojekten beteiligt. In diesen Projekten fallen oft Teilprobleme an, die im Rahmen einer Diplomarbeit gelöst werden können. Das ist für den Studenten einerseits motivierend, da er weiß, daß seine Ergebnisse gebraucht werden und nicht für den Papierkorb produziert werden. Außerdem arbeitet er im Team, lernt und übt Teamarbeit und Kommunikationsfähigkeit, welches ihm - egal in welcher Umgebung - später sehr von Nutzen sein wird. Andererseits kostet ihn die Tatsache, daß seine Ergebnisse, z.B. seine Programme, in einen vorgegebenen Rahmen passen müssen, zusätzlichen Aufwand. Den kann man aber aus Projektmitteln honorieren. Gegenüber einem Kommilitonen, der ein sehr gut isoliertes Thema bearbeitet, mag unser Teamarbeiter ein Semester länger brauchen. Er hat in der Regel gerade an nichttechnischen Fähigkeiten einiges mehr zu bieten. So haben wir die wundersame Situation, daß alle Beteiligten zufrieden sind, keinerlei Leidensdruck existiert, das Ergebnis, sprich die Reife des Absolventen besser ist, aber diese Situation unbedingt geändert werden muß, da sie die Studiendauer verlängert.

Diesen würde sogar geschadet, wenn etwas geändert würde; aber auch sie verderben die Statistik.

Eine bizarre Diskussion

Zwischen Universitäten und Bildungspolitikern spielt sich eine bizarre Diskussion ab. Die Universitäten reklamieren erhöhten Finanzierungsbedarf wegen erhöhter Zahlen eingeschriebener Studenten; die Minister drehen an den bürokratischen Daumen-

schrauben (s.o.), um die Studenten in möglichst kurzer Zeit durch die Universitäten zu schleusen. Der Student, der einen mehr oder weniger guten Grund hat, an der Universität zu bleiben, schreibt sich in einem zugangsfreien Zweitfach ein und liefert damit der Universität die begehrte Argumentationsgrundlage. Er wird natürlich dort keine einzige Lehrveranstaltung belegen und nicht den geringsten Betreuungsaufwand verursachen.

Ich weiß nicht, weshalb die Ministerien die offensichtlich faule Argumentationsbasis der Universitäten akzeptieren. Wahrscheinlich, weil sie gegenüber den Finanzministern etwas mehr Druck verschafft.

Für mich stellt sich eine ehrliche Berechnungsmethode etwa folgendermaßen dar: Jede Studien- bzw. Prüfungsordnung legt die Anforderungen an den Studenten und damit auch im wesentlichen den notwendigen Betreuungsaufwand durch das Lehrpersonal fest. Bezeichnen wir ihn in einem betrachteten Studiengang mit b . Bei n Anfängern eines Jahrgangs kann der Studiengang bei einem ermittelten Schwundfaktor s mit einem Betreuungsaufwand von etwa bns rechnen. Man legt zur Sicherheit noch 10% wegen wiederholter Veranstaltungen drauf. Wenn die Anfängerzahlen nicht gerade gewaltig schwanken, kann man so den aktuellen Betreuungsaufwand des Studiengangs ermitteln. Das macht man uniweit, legt noch mal 10 - 20% für echte Zweitfachstudenten drauf und hat vermutlich eine recht gute Annäherung an den Betreuungsbedarf. Diesen sollte man (vernünftig) finanzieren und nicht durch Verordnungsaktionismus Nebel werfen und durch zusätzliche Bürokratie wichtige Ressourcen verschwenden.

Jetzt haben wir den Versuchungen des Reduktionismus mannhaft widerstanden und sogar einen konstruktiven Abschluß gefunden. Es bleibt uns nur noch, auf das heftigste zu dementieren, daß mit der hier erstmals vorgeschlagenen sensationellen Neuerung der Grundstein für eine bildungspolitische Karriere gelegt werden soll.

Einige schlechtgelaunte Zeitgenossen

Politische Kultur und das Einmaleins

Von Josef Reindl

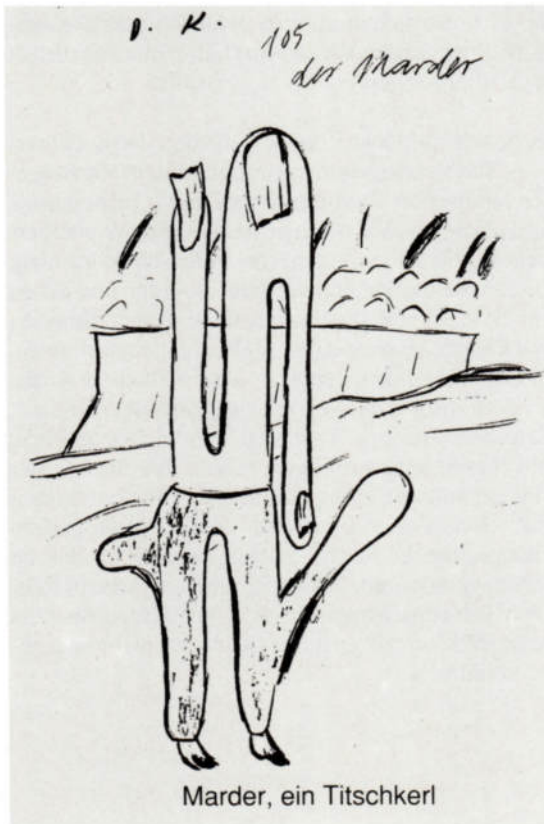
Daß der Analphabetismus ein ernsthaftes Problem unserer regierenden Klasse ist, können nur ganz elitäre Zeitgenossen behaupten, für die der Kulturmensch erst mit dem Lesen eines guten Buches beginnt. Daß Syntax und Semantik nicht gerade die Stärken der herrschenden Politiker sind, können nur Leute meinen, die den Unterschied zwischen einer Landtags-Debatte und einem Universitäts-Kolloquium nicht begriffen haben. Daß die Logik nicht auf der Regierungsbank Platz genommen hat, kann nur weltfremden Geistesriesen einfallen, die an das Spiel der Macht und das Wirken des Leviathan den Maßstab der Vernunft anlegen. Aber daß die allereinfachste Arithmetik - das Zusammenzählen und

die ihr mageres Salär mit der üppigen Revenue politisch ab- und finanziell aufgestiegener ehemaliger Kollegen vergleichen und sich durch den Griff ins Staatssäckel Gerechtigkeit widerfahren lassen.

So weit, so gut. Unsere Regierung ist also nicht von Aphasie, von Otosklerose, von Legasthenie, von Demenz, von Sprech- und Rechenneurosen befallen. Es ist eine ganz normale, gewöhnliche Regierung, die im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte ist. Nicht besser und schlechter als andere Regierungen. Eine Regierung halt.

Bis gestern hatte diese beruhigende Diagnose noch Gültigkeit. Doch heute sind wir uns nicht mehr so sicher. Es gibt Indizien, nein, es gibt Beweise, daß den Landesherren jüngst eine elementare Fertigkeit abhanden gekommen ist und daß sie über diesen Verlust auch noch ihre "mental health" zu verlieren drohen. Ausgerechnet die zumindest für ihren Privatgebrauch am höchsten entwickelte Qualifikation - das Zusammenzählen - versagt neuerdings im öffentlichen Gebrauch ihre Dienste. Und dies kann fatale Folgen für ein Land haben, das nur durch die Überzeugungskraft seiner Zahlenakrobaten (Teilschuldung!) vorläufig noch am Leben ist.

Was ist geschehen, was läßt uns an der Zukunft dieser Regierung und dieses Landes zweifeln, was erfüllt uns mit Sorge? Das Corpus delicti ist eine jener buntigen, adrett gemachten Broschüren, mit denen unser Wirtschaftsminister glaubt, für den Standort Saar werben zu müssen. Sie trägt den sinnigen Titel "Neue Investitionen. Neue Arbeitsplätze", und sie verbreitet den Kalauer, Unternehmer würden investieren, um Arbeitsplätze zu schaffen. Doch um das wirtschaftspolitische Einmaleins unserer Regierung soll es heute nicht gehen, wir wollen auf dem Grundschulniveau, bei den Grundrechenarten, bleiben. Das Ministerium hat über die SZ die Broschüre bekannt gemacht und angekündigt, dort kämen rund 50 (!) Firmen zu Wort, die sich seit 1991 im Saarland niedergelassen haben und die ein Investitionsvolumen von 1,3 Mrd DM repräsentieren. Man merkt, der seit 1991 residierende neue Wirtschaftsminister will damit sein segensreiches Wirken bilanzieren. Die 50 Firmen und die 1,3 Mrd DM sind ihm ein klarer Beweis dafür, daß der Wirtschaftsstandort Saar "im Kosten- und Innovationswettbewerb zahlreiche Trümpfe auf der Hand hat" (Kopp). Diese Mitteilung muß jeden halbwegs Informierten zunächst überraschen, weiß man doch, daß



das Vergleichen von Mengen - nicht zu den geläufigen Kulturtechniken im hiesigen Regierungslager gehört, solchen Humbug können nur übelwollende Misanthropen in die Welt setzen, die gleichzeitig mit unfäßbarer Naivität geschlagen sind. Wir wissen doch alle, daß die vielen Raffskandälchen im Lande - die aufgedeckten und die noch schlummernden - sich den hohen Rechenkünsten der Eliten verdanken,

der Ansiedlungsstrom bereits seit Beginn der 80er Jahre versiegt ist. Wir waren neugierig und haben das Edelprodukt der "Pro Marketing Kommunikation" eingesehen. Was müssen wir da entdecken: Schwerste Mängel in der Beherrschung der Grundrechenarten! Trotz mehrmaligem Durchzählen und trotz Validierung durch Expertenurteil und Gegenproben kam nach 33 Firmen das Aus. Ein weiterer Abgrund tat sich auf, als wir nach der Grundauszählung das Produkt genauer inspizierten und uns dem Text zuwandten. Wir trafen da unter den seit 1991 neu angesiedelten Unternehmen lauter alte Bekannte wie Saarberg, Ford, ZF, Festo, Columbus, Fresenius, Praktiker, Walter Becker, Ludwig Schokolade, Marquardt, Hydak, Autosound etc. Ist der Analphabetismus unter den Regierenden vielleicht doch weiter verbreitet, als wir eingangs vermutet haben? Und noch ein Fehler ist uns aufgefallen, der aber unseren Wirtschaftsminister, der fälschlicherweise im Rufe eines Großsprechers steht, schon wieder sympathisch macht. Mit viel Understatement rechnet er die sich aus den Firmenporträts ergebende Investitionssumme von 5,3416 Mrd DM herunter auf 1,3 Mrd DM. Zu seinen Bemühungen, im Gegenzug den Arbeitsplatzeffekt dieser Investitionen hochzurechnen, sagen wir ihm zuliebe besser nichts. Wer sich im übrigen angesichts der lahmen Wirtschaftstätigkeit über die Zahlenungetüme wundert, mit denen hier jongliert wird, möge bedenken, daß der Wirtschaftsminister grundsätzlich alles glaubt, was ihm die Unternehmer erzählen, daß er auch vage Investitionsabsichten bereits unter das Investitionsvolumen verbucht und daß zahlreiche Neugründungen bereits im betagten Alter stehen und ihr Leben lang investiert haben. Da kommt für einen Meister der retrospektiven und antizipativen Mathematik einiges zusammen.

Man muß dem Wirtschaftsminister - um der Gerechtigkeit Genüge zu tun - zugute halten, daß beim Bewegen solch großer Zahlenmengen Fehler passieren können. Man soll da nicht zu beckmesserisch urteilen. Solches Verständnis kann allerdings unser Ministerpräsident nicht für sich reklamieren, der offensichtlich schon an der einfachsten Addition, nämlich $1 + 0$, scheitert. Er verkündet im Vorwort der besagten Broschüre, daß der "Standort Saar auch in Zeiten gedämpfter wirtschaftlicher Entwicklung (eine elegante Umschreibung für die Krise des Arbeitsmarktes und den Boom der Aktienkurse - die Verf.) Anziehungskraft ausübt. Von neun größeren Investitionen, die im vergangenen Jahr in Deutsch-

land vorgenommen wurden, kamen drei an die Saar." Vergangenes Jahr war 1993, und da gab es an der Saar nur eine größere Investition, über deren Schicksal wir jetzt nicht unken wollen: die "EB Präzisionsguß GmbH". Wie kommt er nur auf drei? Wir haben zwei Deutungen parat: Entweder freut sich der Pachtener Bub so über die Verschönerung seiner Heimatwiesen und -auen durch ein Aluminiumwerk, daß er diese Ansiedlung mit drei multipliziert, oder er hat die mathematische Formel für die jüngste Ansiedlungspolitik seines Wirtschaftsministers gefunden, die da hieß: "EB Präzisionsguß GmbH" (1) + "Mazda" (0) + "Timken Company" (0) = "attraktiver Standort" (3). Gleichviel, welche Interpretation nun stimmt, bedenklich stimmt uns, daß dieser Mann sich anschickt, demnächst das Zahlenwerk einer ganzen Volkswirtschaft (Bundeshaushalt und Bruttosozialprodukt) zu verwalten.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein derartiges Schulversagen der politischen Leistungsträger der politischen Kultur unseres Landes nicht gerade förderlich ist. Wir machen deshalb zur Wiederherstellung derselben einen konstruktiven Vorschlag: Lassen Sie das mit den Werbebroschüren und geben Sie das dafür aufzuwendende Geld denen, die wirklich zählen, sich einteilen und vergleichen müssen. Damit wäre allen geholfen: den Armen und den Investitionsopfern, weil sie eine gewisse Zeit nicht zwischen Aldi und Saarbaser vergleichen müßten, und Ihnen, weil verborgen bliebe, daß Sie mit der Mathematik auf Kriegsfuß stehen. Wir befürchten aber - Realisten, die wir sind -, daß diese großartige Chance, die politische Kultur unseres Landes zu heben, vertan wird. Wahrscheinlich hat unser High-Tech-Wirtschaftsminister die Überzähligen bereits ausgezählt, so daß er ihnen gar nichts mehr auszahlen könnte.

Im Reich des Bösen?

Ketzerische Anmerkungen zur Schlagzeilenpolitik eines Lokalblattes im Kampf gegen Kriminalität und für innere Sicherheit

Von Peter Wettmann-Jungblut

Wie es um die politische Kultur eines Landes bestellt ist, das zeigt unter anderem ein Blick in die ortsansässigen Medien. Von den relevanten Medien hat das Saarland je eines zu bieten: nämlich einen Rundfunk und eine Tageszeitung. Die Regionalnachrichten im saarländischen Fernsehen zeichnen sich dadurch aus, daß die Verlautbarungen der Staatskanzlei mehr oder weniger geschickt mit Bildern unterlegt sind. Manchmal haben diese Bilder was mit dem Thema zu tun, manchmal wagen die Nachrichtenredakteure filmisch-feuilletonistische Experimente, die in reizvollem Gegensatz zum verlesenen Text stehen. Wird zum Beispiel ein neues Wohnungsbauprogramm der Landesregierung angekündigt, dann sieht man dieselbe Baustelle im Bild, die man schon beim Thema "Krise in der Bauwirtschaft" gesehen hat. Nur diesmal zoomt die Kamera beim Stichwort 'Sozialwohnungen' in Nahaufnahme auf ein paar herumpickende Stadtauben.

Überhaupt spielen die Tauben eine große Rolle in den saarländischen Medien. In der Saarbrücker Zeitung tobt eine heiße Kontroverse zwischen Taubengegnern und Taubenbefürwortern. Da das Ergebnis dieses erbitterten Kampfes nicht abzusehen ist, möchten wir auf dieses Thema nicht näher eingehen. Statt dessen präsentieren wir Ihnen einen Beitrag, der einen anderen Schwerpunkt in der Berichterstattung der Saarbrücker Zeitung untersucht. Krimi-Stories und Kriminalitätsstatistiken boten schon immer reichlich Stoff, um ordentlich Stimmung zu machen. Was das alles mit der politischen Kultur dieses Landes zu tun hat, überlassen wir gewohnheitsmäßig dem Leser und der Leserin.

Am 19. Februar 1994 enthüllt die "SZ" mittels der Polizeilichen Kriminalstatistik 1993 einen "traurigen Rekord" für das Saarland: die Kriminalität stieg im Vergleich zum Vorjahr um fast 9 Prozent. Als besonders böser Bube entpuppt sich der Kreis Neunkirchen; die Ausgabe vom 22. Februar outet ihn mit einem überdurchschnittlichen Anstieg von mehr als 11 Prozent. Doch auch das Reich kriegt sein Fett weg, am 4. März erfahren alle Saarländer via Headline: "Mehr Mord und Totschlag in West-Deutschland", die dort 1993 um über 17 Prozent zulegten, und - alles Schlechte kommt von drüben - "dramatisch steigende Verbrechenzahlen im Osten". Davon unbeirrt, vielleicht auch ein wenig irritiert, verlassen am 8. März etwa 350 von 400 Zuschauern eine Theatervorstellung im Neunkircher Bürgerhaus unter unzweideutigen Mißfallensäußerungen. Stein des Anstoßes war eine Szene des Schauspiels "Gerettet" des englischen Dramatikers Edward Bond, in der ein Baby von einer Jugendbande barbarisch zu Tode gebracht wird. Knapp drei Wochen später holt die Realität die empfindsame saarländische Seele ein: Am Abend des 27. März entdecken spielende Kinder in der Nähe des Neunkircher Zoos einen Rucksack mit der Leiche eines Neugeborenen, das kurz nach der Entbindung erdrosselt und neben drei Wertstoffcontainern entsorgt wurde.

Die geschilderten Ereignisse berühren zwei neuralgische Punkte moderner Gesellschaften. Da ist zum einen das Phänomen Kriminalität, das hohe individuelle und soziale Folgekosten verursacht und ge-

eignet ist, Furcht und Verunsicherung auch (oder gerade) bei seiner fiktiven Darstellung zu generieren. Zum andern die Verarbeitung und Präsentation von Kriminalität in den Massenmedien, die ich in der Folge ebenfalls der Kategorie 'fiktive Darstellung' zurechnen werde. Denn es sind gerade die Medien, die gesellschaftliche Vorstellungen bezüglich des Ausmaßes, der Gefahr oder Wandlungen abweichenden Verhaltens auf entscheidende Weise prägen und beeinflussen und eine zweite Realität schaffen, die oft wenig Gemeinsamkeiten mit dem alltäglichen Erfahrungshorizont des einzelnen besitzt, zugleich aber dessen Wahrnehmungen der ersten Realität unbewußt steuert.

Die große allgemeine Verunsicherung

Die "SZ" nimmt sich wie viele andere Printmedien gerne des Themenbereichs Verbrechen und innere Sicherheit an - Nervenkitzel muß sein und verkauft sich gut; allein zum Komplex Kriminalitätsanstieg, bedrohtes Sicherheitsgefühl, Polizeireform und ähnliches habe ich zwischen dem 19. Februar und 29. April 1994 insgesamt 23 größere Artikel im Hauptteil und Neunkircher Lokalteil gezählt. Auf diesem weiten Feld, wo die Politik versagt oder Entwicklungen verschläft, läßt sie überparteiliche und unabhängige Experten berichten, verschafft mittels Leserumfragen Volkes Stimmung Gehör und kocht ihr meinungsbildendes Süppchen. Kein Wunder, daß Redaktionsmitglied Michael Jungmann in einer dreitei-

ligen Bilanz zur "Kriminalität im Saarland" schonungslos die ganze Wahrheit aufzeigt und politische Versäumnisse anprangert: "Am hellen Tag stehen Ganoven in der guten Stube", "Im Sonderangebot: Sicherheitsgefühl gegen Bares" und "Die Gegenseite kriegt mit, was läuft" (9./10., 11. und 12. April).

Hier reiht sich Zahl an Zahl, soll das numerische Faktum das Nachdenken ersetzen und fragwürdige Thesen stützen. "Alle acht Minuten ereignet sich eine Straftat", "die Angst vor dem Verbrechen steigt, und das Vertrauen in die Polizei sinkt", Kriminalität wird "nur noch verwaltet", zwischen Kriminellen und Polizei herrscht "in Sachen Technik und Logistik in weiten Teilen keine Waffengleichheit". Wo die Magie der Zahl nicht greift, hilft der kenntnisreiche Autor dem unbedarften Leser selbst auf die Sprünge. So wittert er die Gefahr bei der "organisierten Kriminalität" mit ihrem "winzigen Bruchteil (...) in der Qualität und Brutalität dieser Verbrechen und der enormen kriminellen Energie der Täter". Und weil wohl niemand weiß, ob organisierte Kriminalität erst bei der Mafia oder schon beim Parteiklüngel anfängt, verortet er mit ungewollter (?) Ironie, aber zur hellen Freude aller Rotlicht- und Amigo-Verdrossenen, "OK-Strukturen (...) überall dort, wo Geld und Macht winken". Gibt es endlich einmal etwas Positives zu berichten, dann weist er belehrend darauf hin, daß der Rückgang der Rauschgiftdelikte durch die - empirisch zwar unbewiesene - "direkte Verknüpfung zwischen Drogenkriminalität und Diebstahl" mehr als aufgewogen werde.

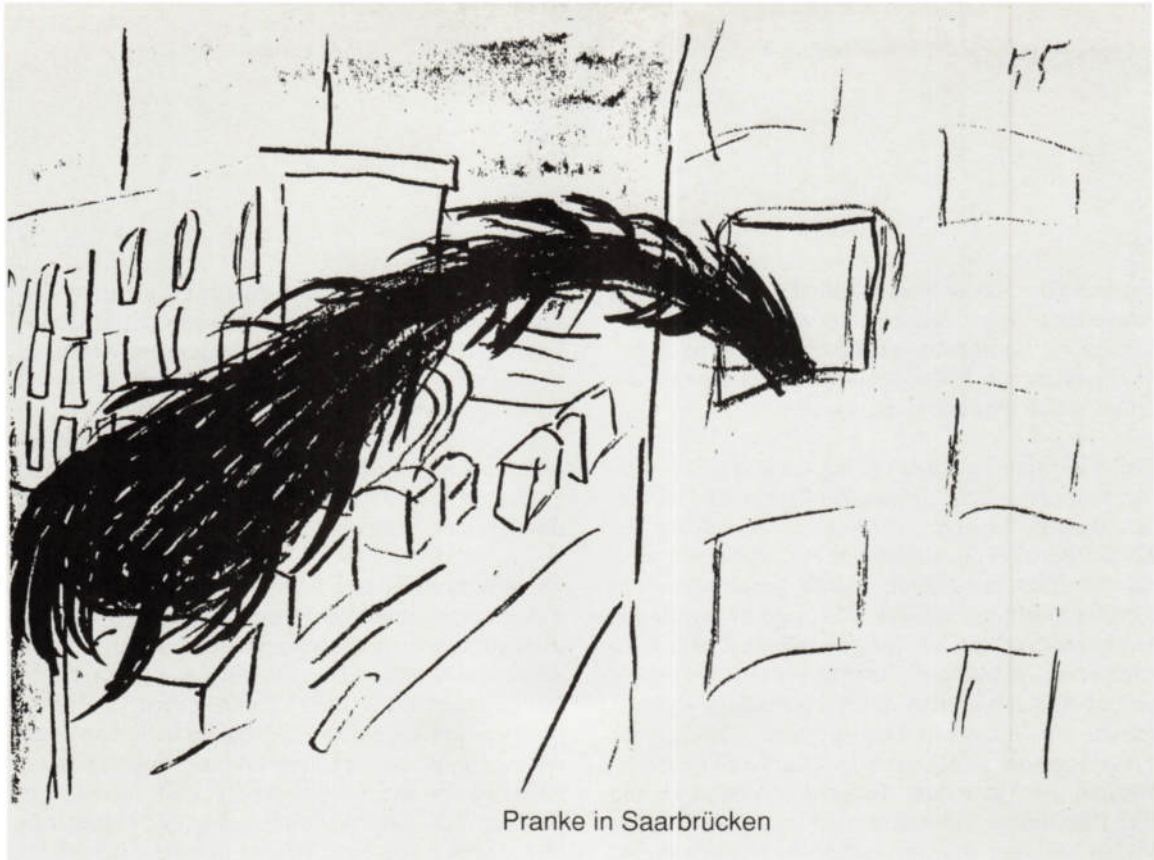
Steigende Kriminalitätszahlen können sicherlich weder wegdiskutiert noch von der "SZ" herbeigeschrieben werden. Wenn man jedoch wie die "SZ" die absolute Monopolstellung auf dem saarländischen Zeitungsmarkt genießt, dann sollte man sich seiner ungeheuren Einflußmöglichkeiten bewußt sein und verantwortungsvoll damit umgehen. In der Berichterstattung der letzten Monate war davon nichts zu spüren. Stattdessen macht sich die "SZ" bereitwillig zum Apologeten einer auf vielfachen Fehldeutungen beruhenden law-and-order-Politik, die nolens volens der Propaganda rechtsradikaler Parteien in die Hände spielt. Mit der unreflektierten kausalen Verkettung von statistischem 'Beweismaterial', Folgen der Polizeireform, unfähigen und uneinsichtigen Politikern, gesellschaftlichem Werteverfall etc. beschwört sie ein politisch-kulturelles Klima herauf, das angeblich durch eine ubiquitäre Gefahr gekennzeichnet ist, zugleich aber eine ernst-

hafte Auseinandersetzung mit jenem sozialen Gefährdungspotential unmöglich macht und letztendlich auf das reinigende Gewitter des "starken Staates" wartet. Sie reduziert den Staat - in seltsamem Widerspruch zu konservativen Forderungen nach Deregulierung und Rückzug des Staates auf wirtschafts- und sozialpolitischem Gebiet - auf den reinen Machtstaat, dessen Existenzberechtigung allein auf dem Kampf gegen die 'inneren Feinde' gründet, der die Sicherheit (und die Kontrolle) des einzelnen gewährleistet, während dessen materielles Wohlergehen dem freien Spiel der Kräfte und der Eigeninitiative der Bürger überlassen bleibt.

Die argumentative Taktik der "SZ" folgt dabei einem einfachen Strickmuster: bestimmte Tatsachen werden schlaglichtartig erhellt, andere, nicht weniger evidente hingegen verschwiegen oder ausgeblendet, um dann das partielle Ganze auf die Leinwand einer mythisch verklärten Vergangenheit - "so etwas hat es früher nicht gegeben" - zu projizieren. Den Lesern wird erstens suggeriert, daß sie in einer Zeit nie dagewesener Anomie und Unsicherheit leben (Ergebnis einer Telefonaktion: "Ein Großteil der Saarländerinnen und Saarländer fühlt sich in unserem Bundesland nicht mehr sicher") und weiterhin leben müssen, falls der mit dem Monopol legitimer Gewaltsamkeit ausgestattete Staat jenes Monopol kampflös preisgibt. Damit ist zweitens die monoton wiederholte Behauptung verbunden, mehr Polizei sei automatisch mit mehr (subjektiver und objektiver) Sicherheit und größerer Abschreckung potentieller Straftäter gleichzusetzen. Und schließlich wird Kriminalität zum genuinen Produkt gesellschaftlicher Außenseiter gemacht, unter denen - die letztjährige Asyldebatte läßt grüßen - überproportional viele Ausländer vertreten seien.

Die Mär vom verlorenen Idyll

Diese unheilige Trinität leugnet jeglichen Zusammenhang zwischen soziokulturellen Entwicklungen und spezifischen Kriminalitätsmustern; als Moralunternehmer beschwört die "SZ" eine gesellschaftliche Moral und einen Normen- und Verhaltenskonsens, die früher nie existierten und zumal in einer modernen pluralistischen Gesellschaft nie existieren können. Die dörflichen Idyllen vorindustrieller Zeiten mit ihrer guten, gesetzestreuenden Bevölkerung und dem gestrengen, respektheischenden Dorfpolizisten sind ein schimärisches Phantasieprodukt moderni-



Pranke in Saarbrücken

tätsmüder Konservativer, üben aber auf das Publikum eine scheinbar unwiderstehliche Anziehungskraft aus. So kamen im Großherzogtum Baden der Biedermeierzeit, jener epochalen Verkörperung bürgerlicher Ruhe und Ordnung im Geiste des Nachwächterstaates, zwischen 1835 und 1846 im jährlichen Durchschnitt allein 260.000 Forst- und Holzfrevler zur Anzeige; bei einer Einwohnerzahl, die in etwa der heutigen saarländischen gleichkommt, ergibt sich nur aus diesem Delikt eine Kriminalitätsbelastung, die diejenige des Saarlandes des Jahres 1993 um ein Vielfaches übertrifft.

Da fünf Generationen später Heizenergie primär aus der Fernwärmeleitung kommt, tendiert Holzdiebstahl hier wie dort gegen Null. Gleiches gilt für die gerne als Heldentaten verklärten Kohleklaue- und Schmuggelaktionen der Nachkriegszeit, die von den Tätern nicht weniger 'kriminelle Energie' und Vorausplanung erforderten als die nunmehr dominierenden Kaufhaus- und Autodiebstähle. Die innere Sicherheit und Ordnung Deutschlands sind darüber nicht zusammengebrochen und werden es heute nicht tun. Erstaunlich ist allerdings, daß eine Gesellschaft, die zwar die Primärbedürfnisse der einzelnen weitgehend befriedigt, aber die Fetische Konsum und Auto auf ihr Banner geschrieben und zu symbolischen Elementen ihres Zugehörigkeitsgefühls gekürt hat, in tiefe Ratlosigkeit und Hysterie verfällt, wenn die konstant steigende Masse jener Bürgern,

die daran nicht teilhaben können, ihre überlebenswichtige, weil identitätsstiftende Zugehörigkeit mit illegalen Mitteln unter Beweis stellen will.

Auch bezüglich der Entwicklung der Gewaltdelikte ist Stimmungsmache fehl am Platz. Geschickt unterschlägt die "SZ", daß die Statistik bei Mord und Totschlag stets auch Versuche mitzählt, daß, worauf der Kriminologe Christian Pfeiffer jüngst hingewiesen hat (Die ZEIT vom 20.5.94), etwa die Zahlen für Berlin auch eine Vielzahl von im Jahr 1993 abgeschlossenen Untersuchungen zu Todesschüssen an der DDR-Grenze zwischen 1951 und 1989 beinhalten. Wir leben nach wie vor in einer im Vergleich zu früher relativ friedfertigen Gesellschaft, was deren latente und allem Anschein nach wieder im Steigen begriffene Gewaltbereitschaft nicht beschönigen kann. Denn der zivilisatorische Firnis ist dünn, er blättert nicht nur in Nordirland und dem ehemaligen Jugoslawien ab, sondern zeigt auch in Deutschland Risse. So wenig bestritten werden soll, daß interpersonale Tötungsdelikte im Dritten Reich oder der Nachkriegsära weniger häufig waren, so sehr sei vor denjenigen gewarnt, die daraus eine Verwilderung der Sitten und Überlegenheit vergangener Ordnungsstrukturen herleiten. Ihnen sei bescheiden ins manchmal bräunliche Stammbuch geschrieben, daß in besagten, oft sagemunwobenen Zeiten das Gros der männlichen Jugendlichen und Erwachsenen, die gewöhnlicherweise für die Mordsgaudi gedrillt wer-

den und ihr mit oder ohne staatlichem Segen frönen, entweder bei der Vorbereitung und Durchführung legalen, millionenfachen Tötens gebraucht oder aber als Insassen von Massengräbern an ihrem weiteren unheilvollen Tun gehindert wurden.

Daß Konflikte nach wie vor mit Gewalt gelöst werden und oft - darin ein exaktes Spiegelbild gesellschaftlicher Machtverhältnisse - zu Lasten der Schwächeren (Frauen, Kinder, etc.) gehen, ist traurige Realität, aber kaum durch personalstärkere Mordkommissionen oder den vielbeschworenen Dorfpolizisten, der im übrigen meiner Erinnerung nach in den Saarbrücker Arbeitervierteln der 1960er und 1970er Jahre nicht durch übermäßige Präsenz glänzte, zu verhindern. Der 'typische' Mörder oder Totschläger ist keineswegs der eiskalte Mafiakiller, sondern der Mann oder die Frau von nebenan, die das Beziehungs- und Familiendrama auf blutige Weise beenden. Tötungsdelikte sind überwiegend Affekttaten und haben gerade deshalb die höchsten Aufklärungs- und die geringsten Rückfallquoten. Hier gilt es, gesellschaftliche und individuelle Sozialisationsdefekte aufzudecken und abzubauen und die Menschen zu befähigen, ihre Krisen und Auseinandersetzungen ohne Gewaltanwendung durchzustehen. Die "SZ" neigt stattdessen sensationslüstern zu stereotypen Zerrbildern und scheint nicht willens, ihren Lesern einmal eine einfühlsame, nach Ursachen und nicht nach Monstern oder Sündenböcken suchende Gerichtsreportage zu präsentieren, wie sie sich z.B. in der "Süddeutschen Zeitung" vom 17. Mai anlässlich des Bamberger Kindermordprozesses fand.

Ebensowenig tritt sie dem weitverbreiteten Vorurteil entgegen, die ausländische Bevölkerung sei mit ein Grund, wenn nicht *der* Grund für hohe Kriminalitätsraten. Es ist schon mehr als infam, wenn die Herren Jungmann, Müller und Schön dem saarländischen Innenminister beim Thema Ausländerkriminalität die Frage stellen: "Halten Sie das eher für eine emotionsbeladene Angelegenheit?" und damit andeuten, daß sie jenseits aller Emotionen um dessen gefährliche Wahrheit wüßten. Kein Wort fällt dagegen zu dem Umstand, daß der hohe Anteil von Ausländern in der Polizeilichen Kriminalstatistik durch spezifische Faktoren bedingt ist: der selektive Zugriff der Polizei, sogenannte Statusvergehen (Verstöße gegen das Ausländergesetz etc.), die nur von Ausländern oder Asylanten begangen werden können, der überproportionale Anteil von 16-25jäh-

rigen Männern sowie das durchweg niedrige Bildungs- und Einkommensniveau unter der ausländischen Bevölkerung, die auch bei der vergleichbaren deutschen Bevölkerungsgruppe zu einer stärkeren Kriminalitätsbelastung führen. Kein Wort zu der Tatsache, daß sich die angeblich höhere Kriminogenität von Ausländern im Lichte anderer Statistiken (Verurteilte, Strafe Verbüßende) dennoch fast auf das deutsche Normalmaß reduziert.

So verschwendet die "SZ" wenig Gedanken darauf, daß bei dieser sensiblen Thematik nicht nur das von Bedeutung ist, was geschrieben und gedruckt wird, sondern auch das, was in ihr leider stets ungeschrieben und ungedruckt bleibt. Kann es da noch Erstauen hervorrufen, daß der Saarländer im festen Glauben an die Wahrheit seiner Zeitung einen "Zusammenhang von Kriminalität und der Zahl von Asylbewerbern und Übersiedlern" sieht (22. März), daß Herr Ulbrich aus Saarbrücken in einem Leserbrief vom 26./27. Februar darauf insistiert, den fremdenfeindlichen Straftaten "fairerweise (!) die Zahl der von Ausländern begangenen Straftaten" entgegenzuhalten? Wer solch untadeligen Sportsgeist beweist, der hat sicher keine Probleme damit, erstere Straftaten nicht als solche, sondern als "eine sicher falsche Reaktion auf die extreme Überflutung Deutschlands mit Ausländern, die gerne auf Kosten anderer leben", zu interpretieren

Mythos Polizei

Über all den unzähligen Meldungen zu Strafprozessen und geklärten oder ungeklärten Straftaten (ein Beispiel von vielen: Die Seite "Das Saarland und seine Nachbarn" vom 11. April, die es bei 13 Artikeln auf eine Brandstiftung, eine Messerstecherei, einen Raub, eine Sexualstraftat, zwei Leichenfunde und ein totes Mädchen im Schwimmbad bringt) thront unübersehbar der Anspruch der "SZ", treue Sachwalterin der Sicherheit und des Sicherheitsgefühls saarländischer Bürgerinnen und Bürger zu sein. Bedenkenlos wird die Meinung verbreitet, die Mehrheit der Bevölkerung fühle sich bedroht, verängstigt, zu Selbstschutzmaßnahmen genötigt, und durch hausinterne Leserumfragen (22. März) zum Axiom erhoben; wer sich da nicht einreicht, muß entweder blind oder kein gewissenhafter Leser oder beides sein. Gelegentlich geht einmal ein Schuß nach hinten los, etwa wenn eine Umfrage bei 450 Passanten in der Neunkircher Innenstadt ergibt, daß

sich 64 Prozent der Befragten nicht bedroht fühlen, daß nur 13 Prozent (einschließlich ihrer Familienmitglieder) innerhalb der letzten drei Jahre Opfer einer Straftat wurden, wobei Sachschäden mit 90 Prozent überwogen. Solch ungereimte Erkenntnisse werden dann als "interessant" (neudeutsch für: 'schön zu wissen, aber belanglos') eingestuft und durch die im März/April veröffentlichten, höchst repräsentativen Leserbriefe (Tenor: "Die Polizeireform hat uns rund 10.000 Straftaten mehr gebracht", "Es stimmt, daß die Menschen hier an der Saar Angst haben") gehörig zurechtgerückt. Kann es da noch Erstaunen hervorrufen, daß sich vor allem ältere Frauen bedroht fühlen, die zwar rein empirisch unter den Verbrechensopfern deutlich unterrepräsentiert sind, aber bekanntlich viel Zeit darauf ver(sch)wenden, die einschlägigen Stellen (und die noch beliebteren Todesanzeigen) der "SZ" zu studieren?

Dieselbe Intention verfolgt die einfache Gleichung: mehr Polizei = weniger Kriminalität und mehr Sicherheit, die freilich von der historischen Realität völlig unbelekt ist. Der staatliche, zentralisierte Polizeiapparat in Deutschland kann auf eine knapp 200 Jahre alte Geschichte zurückblicken, die zugleich die Geschichte seiner stetigen Expansion ist: Die Polizeidichte stieg von 1:3000 Bürgern in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts über 1:1000 in Preußen um die Jahrhundertwende auf mittlerweile 1:360 (in West-Berlin vor der Wiedervereinigung gar auf 1:130). Dieser Expansion entspricht kein eindeutiger historischer Trend bezüglich der Zu- oder Abnahme von Kriminalität; die Statistiken der etwa seit den 1830er Jahren amtlich registrierten Kriminalität dokumentieren vielmehr Phasen fallender als auch steigender Kriminalität. Wenn man schon eine Verbindung zwischen den beiden Phänomenen herstellen will, dann scheint es näherliegend, daß mehr Polizei mit mehr angezeigten Vergehen, die nicht zwingend mit den tatsächlich begangenen korrelieren müssen, gleichzusetzen ist. Mit einem immer größer werdenden Polizeiapparat rückte die Staatsgewalt näher an die Bürger heran und zog vorher informell gelöste Konflikte an sich. Und während sich die Polizei noch im 19. Jahrhundert über die mangelnde Kooperationsbereitschaft der Bevölkerung beschwerte, jammert sie heute paradoxerweise über die herbeigerufenen Geister, da die Bürger nun zu viel von ihr fordern und zu viele Lappalien an sie herantragen.

Die Polizei entstand auch keineswegs als der große 'Freund und Helfer' aller Bürger; ihr in der 2. Hälfte

des 19. Jahrhunderts forcierter Aufbau gründete vielmehr auf dem Umstand, daß die Regierenden ein im wahrsten Sinne des Wortes 'schlagkräftiges' Instrument zur Lösung gesellschaftspolitischer Konflikte, zur Niederschlagung von Streikbewegungen und Volksunruhen benötigten, wozu die Polizei entgegen den Warnungen mancher Polizeigewerkschaftler auch heute noch mißbraucht wird. Daß wir vom Polizeistaat, wie ihn Teile der Linken seit Jahren menetekelhaft beschwören, trotzdem noch ein gutes Stück weit entfernt sind, liegt an der bisher vorherrschenden Einsicht, daß die Polizei keine Verbrechensverhinderungsanstalt, sondern bestenfalls eine von vielen Institutionen zur Aufrechterhaltung der prekären gesellschaftlichen Ordnung sein kann. Selbst eine hundert- prozentige Aufklärungsquote würde daran nichts ändern und nicht das uralte Klageglied der Polizei verstummen lassen, ihre personelle Stärke, ihr rechtliches und technologisches Instrumentarium reichten nicht aus, um sie (und damit die ganze Gesellschaft) im Wettlauf mit der Unsicherheit als Sieger hervorgehen zu lassen. Denn jene Elegie ist Teil des beständigen Zwanges bürokratischer Apparate, ihre Existenz zu legitimieren. Befremdlich bleibt dabei allenfalls, daß gerade die "SZ", die ansonsten mit herber Kritik an der unfähigen saarländischen Beamtenschaft nicht geizt, in der Polizei ihr Hätschelkind entdeckt hat, dessen Effizienz sie allein durch finstere Mächte torpediert sieht.

Die ungleiche Sehkraft der Medienbrille.

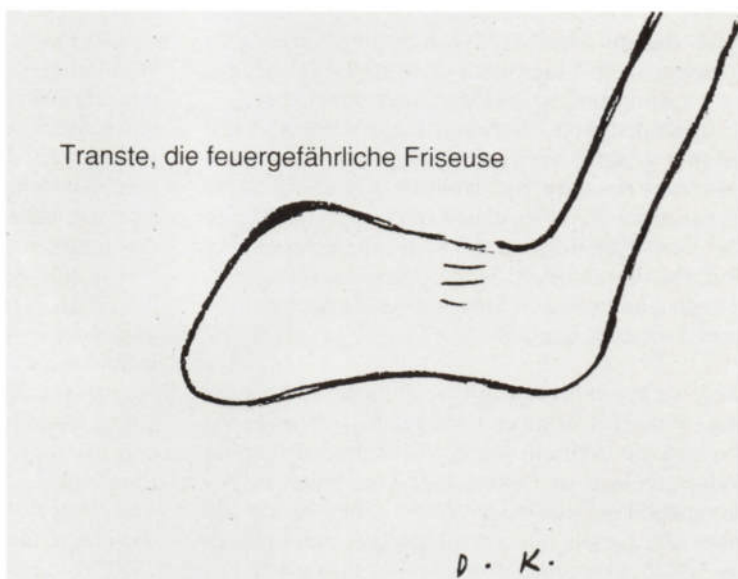
Es stünde der "SZ" gut zu Gesicht, nähme sie ihren unermüdlichen Einsatz in den Bereichen, in denen "es um Gefahren für Leib und Leben von Menschen geht", wirklich ernst. Am 24. Februar fand sich lediglich eine versteckte, einspaltige Miniaturmeldung zur saarländischen Unfallbilanz 1993 auf der Titelseite, die auf Seite 4 durch einen Bericht über die "unangenehmen Begleiterscheinungen" und "Schicksals-schläge" des Straßenverkehrs ergänzt wurde. 83 Tote und über 6000 Verletzte - ein Vielfaches dessen, was registrierte interpersonale Gewalttaten an Opfern forderten - sind der "SZ" schlichtweg schicksalhaft. Es findet sich kein Hinweis darauf, daß etwa im Jahr 1991 drei Fünftel aller wegen Tötungsdelikten abgeurteilten Personen sich wegen fahrlässiger Tötung im Straßenverkehr zu verantworten hatten oder ein knappes Drittel aller

Aburteilungen wegen Körperverletzung auf fahrlässige Körperverletzung im Straßenverkehr entfiel; kein Redakteur rührt sich zum Kampf gegen den kollektiven Gewaltakt Individualverkehr oder geißelt dessen größtenteils ungehinderte Entfaltung als unerträgliches Sicherheitsrisiko.

Stattdessen nimmt man ihn gelassen hin und interpretiert ihn je nachdem als dem Fortschritt zu entrichtenden Blutzoll oder als Gottes Willen. Wo beim Thema Verbrechen lauthals nach schnellstmöglicher Abhilfe via verstärkter, auch Grundrechte einschränkende Kontrolle und Prävention gerufen wird, dominieren beim Thema Straßenverkehr angestrengtes Schweigen, die Forderung nach "Freier Fahrt für freie Bürger" und Widerwille gegen die schwer erträgliche Zumutung, daß Gesetzesverstöße mit dem Auto, jener mittlerweile gefährlichsten und lethalsten Waffe der westlichen Zivilisation, manchmal härter bestraft werden als der die Gesellschaft fraglos am Lebensnerv treffende Ladendiebstahl eines Heranwachsenden. Dabei wäre es so einfach, diesen Unsicherheitsfaktor zu beseitigen, und die saarländische Volksseele hält schon ein Patentrezept bereit: "Was aber der Gesundheit schadet, muß abgestellt werden", schrieb Herr Zimmer aus Uchtelfangen Ostern 1994 anläßlich der Diskussion um die Polizeireform; es wäre zu wünschen, daß er dabei auch an den Motor seines Wagens dachte.

Kriminelles Verhalten abzustellen und allgemeine Sicherheit sich einstellen zu lassen, ist freilich ein weitaus schwierigeres Unterfangen, das sich bis heute gegen alle Lösungsversuche gesperrt hat. Es ist zugleich ein alter Menschheits Traum, von dem nach wie vor zwei Hauptvarianten existieren. Die eine schwebte Marx und Engels vor, als sie davon träumten, daß in einer künftigen, Ungerechtigkeit per se ausschließenden sozialistischen Gesellschaft die Notwendigkeit des und der Zwang zum Verbrechen wegfallen würden und der Staat mit all seinen Organen absterben würde. Heute wissen wir, daß ihre realsozialistischen Enkel und Urenkel nicht besser als ihre westlichen Artgenossen waren, daß deren

Regierungen ihnen prinzipiell mißtrauten, die staatlichen Organe nicht absterben, sondern ausbauen ließen und die zweite, konservative Variante des wohlgeordneten, allgegenwärtigen Polizeistaates in puncto Repression und Härte weit hinter sich ließen.



Jede der beiden Varianten enthält ein Körnchen Wahrheit: eine sozial gerechte, integrative Gesellschaft könnte, diese positive Utopie sei weiterhin erlaubt, eine der Ursachen abweichenden Verhaltens an der Wurzel packen und es auf ein Mindestmaß reduzieren. Sie bedürfte dennoch weiterhin eines gesunden Mißtrauens in die nicht immer hehre Gesinnung der Nachbarn, in denen uns nicht mehr und nicht weniger als unser eigenes Spiegelbild begegnet, das stets auch von Begierden, Haß, Mißgunst, Zorn und Feindschaft gezeichnet ist. Denn in jedem von uns steckt der nicht nur potentielle Gesetzesbrecher; die alltägliche Steuerhinterziehung, der kleine Versicherungsbetrug, die innerbetriebliche Sackarbeit oder das 'Ausleihen' von Material, das in der Firma unnütz herumliegt, während es zuhause so dringend gebraucht wird, verursachen fraglos Schäden, die den offiziell bekanntgewordenen Straftaten in nichts nachstehen. Die meisten von uns sind nur so geschickt, daß sie sich dabei nicht erwischen lassen, so angesehen, daß ihnen niemand die böse Absicht zutraut, oder so konform mit den Verhaltensstandards der anderen, daß ihr Tun als Gewohnheits(un)recht gebilligt wird. Wer hätte zudem nicht schon einmal mit dem Gedanken gespielt, den Kon-

trahenten eine reinzuhauen, wem ist nicht schon einmal die Hand oder mehr ausgerutscht, wenn die eigenen oder fremde Kinder die Nerven blanklegten; daß unsere Hemmschwelle glücklicherweise sehr hoch liegt, ist nicht primär unser eigener Verdienst, sondern der des sogenannten guten Elternhauses oder eines sozialen Umfeldes, das physische Gewaltanwendung ächtet und verfeinerte Methoden der Auseinandersetzung entwickelt hat.

Und sind wir doch einmal ehrlich: ohne das durch und durch ambivalente Faszinosum Verbrechen wäre unsere westliche Kultur um einige Highlights und Kristallisationspunkte ärmer. Macbeth hätte nicht seinen König Duncan erschlagen, Faust niemals seinen Mephistopheles getroffen und Philip Marlowe nicht sein heruntergekommenes Büro in Los Angeles bezogen; die BILD-Zeitung müßte ohne Titelseite erscheinen, deutsche Stammtische würden ohne eines ihrer Lieblingsthemen verelenden, und Michael Jungmann suchte für seine "SZ"-Stories vergebens nach dem Stoff, aus dem Alpträume sind. Ist das die Utopie, von der wir alle träumen? Wer darauf vorschnell mit einem eindeutigen Ja antwortet, der überlege sich gut, daß das Verbrechen bis jetzt stets die gesellschaftliche Normalität, mit der wir leben müssen, und nicht der Ausnahmefall war, daß die Gesellschaft mit dem von ihm stets aufs Neue entfachten Diskurs über Recht und Unrecht die notwendigen Grenzen zwischen Erlaubtem und Verbotenem, zwischen Gut und Böse markiert.

Damit dieser leidvolle Diskurs hinfällig und die Utopie, von deren Widersachern wir uns teils schweren, teils freudigen Herzens trennen würden, machbar wird, brauchen wir nicht mehr Bürger und Schäferhunde in Uniform, die schon immer ein untaugliches Mittel im Kampf gegen die Masse der Alltagskriminalität waren. Für die wenigen Verbrechen, die den Rahmen lebensweltlicher Praxis und Handlungskompetenz transzendieren, reichen die heute vorhandenen Beamten vollkommen aus. Was wir aber brauchen, sind Bürger und Bürgerinnen, die Verantwortung übernehmen und nicht an die Staatsgewalt delegieren (was nicht mit Bürgerwehren, Volksbewaffnung oder Lynchjustiz verwechselt werden darf), die ihre einigermaßen heile Welt nicht als selbstverständlich betrachten und ein klein wenig Verständnis für die zunehmende Armut und zahllosen Härten des Lebens jenseits ihres Jägerzaunes zeigen; die nicht wegsehen und das Eintreffen des Einsatzkommandos abwarten, wenn der nette Junge

von nebenan seinen Frust an Ausländern abreagiert, die nicht den Fernseher lauter stellen, wenn aus der Nachbarwohnung Hilfeschreie dringen, die ihren Kindern vorleben, daß der Schein des Habens trügerisch ist und der Lust des Habenwollens einige Grenzen gesetzt sind, und die diejenigen, die sich am Leib und Gut ihrer Mitmenschen vergehen, nicht als monströse Mißgeburten brandmarken und aus der Gesellschaft ausschließen.

Der Diskurs über Kriminalität und Sicherheit wird trotz aller vorgeblichen Rationalität stets von unterschwelligen Emotionen geleitet und an sie appellieren; ob diese Emotionen und Ängste real oder eingebildet, berechtigt oder unberechtigt sind, muß letztendlich jeder für sich selbst entscheiden. Beschämend bleibt allerdings, daß mit der Urangst der unzähligen kleinen Rotkäppchen vor dem bösen Wolf, der unübersehbar das Antlitz des Fremden trägt, im Schatten des Superwahljahres Politik gemacht wird, die geflissentlich ignoriert, daß Rotkäppchen die größte Gefahr nicht im finsternen Wald, sondern in seiner vertrauten Umgebung droht. Beschämend bleibt ferner, daß jene Partei, die von der "SZ" bevorzugt des "Schönredens" geziehen wird, dieselbe Angst mit Plakaten und Werbespots auf perfide Art zu nutzen sucht. Während es einfach ist, all denen, die zur Besonnenheit mahnen, zu unterstellen, sie schoben "das Problem Verbrechen (...) in falsch verstandener Liberalität einfach auf die Seite" ("SZ" vom 1.6.94), ist es schlichtweg unmöglich, den notwendigen, vielleicht einmal finalen Kampf im Reich des allzu menschlichen Bösen zu gewinnen, ohne die Banalität des Bösen zuerst an und in sich selbst zu entdecken. Für die politische Kultur unseres Landes wäre es schon mehr als eine kleine Katastrophe, wenn die unfehlbaren Jedi-Ritter des Holzbrinck-Imperiums, die dem Stimmvieh des Jahres 1994 unmerklich und - so steht zu hoffen - wider besseres Wissen und Gewissen einflüstern, seine eigenen Schlächter zu wählen, ihn in ihrem Sinne entschieden.

Neues aus dem »Ideenland Saarland«

Es geht das Gerücht, daß ...

...der SPIEGEL gewissen Amigo-Flügen eines prominenten saarländischen Politikers auf der Spur sei. Bei Asko und Makler Professor Dr. Eichholz wird angeblich schon an Dementis gearbeitet;

...genannter Makler E. demnächst in den Fürstenstand adoptiert werden soll. Verhandlungen über einen Kardinalshut sollen dagegen ins Stocken geraten sein, weil der Vatikan auf einer Generalbeichte besteht. Besser sieht es mit einem General d.R. aus, wenn der Kandidat den nächsten 'out-of-area'-Einsatz sponsort;

...der Ex-Neunkircher OB Neuber auch 1995 nicht mit einem Vorstandsposten bei der Dillinger Hütte rechnen kann. Die Belegschaft sieht ihre Möglichkeiten mit dem Versorgungsfall Blessing als ausgereizt an. Der Nachfahre Bonapartes, Oskar der Erste, wird sich aber voraussichtlich nicht geschlagen geben. Vermutlich kommt er nicht zuletzt aus eigenem Absicherungsbedarf nochmals auf seinen ersten Vorschlag zurück, dem Dillinger Vorstand seine Angetraute Christa Müller anzudienen - für den Fall, daß er auf Bundesebene scheitert;

...der Landesfürst überhaupt merklich an Form verliert. So scheiterte kürzlich der Versuch des Wortgewaltigen, nach einem Besuch des Internationalen Informationszentrums Dagstuhl die Ringer in Köllerbach von den zukunftssichernden Aussichten eines innovativen saarländischen Standortes zu überzeugen, an Übermittlungsschwierigkeiten;

...das Finanzministerium demnächst auch von Firmen und Großverdienern Steuern eintreiben will;

...in der neuen Legislaturperiode das Wirtschaftsministerium aufgelöst und mit einem Geschäftsbesorgungsvertrag an die IHK übertragen werden soll;

...Wirtschaftsminister Kopp der neuen Landesregierung nicht mehr angehören wird, weil »die Chemie« zwischen ihm und dem designierten neuen Ministerpräsidenten Klimmt zu wünschen übrig läßt;

...diese karriereabträglichen Aussichten den dynamischen Kopp nicht daran hindern, zum Wohle des Standorts und der Wirtschaft ein Institut für »felsenfesten Optimismus« zu errichten;

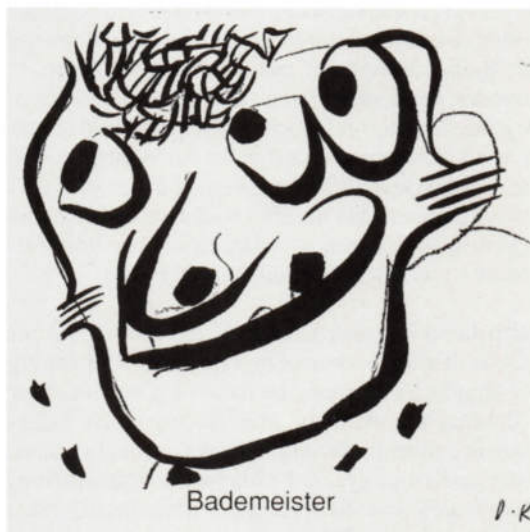
...Bildungsministerin Granz entweder Herold als Landtagspräsidentin oder Holzwarth in der Totogesellschaft nachfolgt. Offen bleibt, wer künftig gewerkschaftliche Personalentscheidungen trifft, bzw. für gewagte finanzielle Transaktionen zuständig zeichnet;

...Innenminister Läßle nebst Gattin in der Freizeit Uniform trägt und ab und an Streife läuft, damit dem wahlkampfverursachten gesteigerten Sicherheitsbedürfnis der BürgerInnen entsprochen wird;

...das Ministerium für Frauen, Arbeit, Gesundheit und Soziales nach Abschluß der siebten internen Reorganisation demnächst endlich die Hände dazu frei haben wird, seine achte interne Reorganisation zu beginnen;

...Sozialministerin Krajewski keine »Kinderschösser« mehr bauen lassen will. Dem Anspruchsniveau der Bälger und ihrer Erzeuger muß ja auch mal Einhalt geboten werden;

...der bekannte Volksdichter Bungert als neuer Kultusminister gehandelt wird, um ihm einen Ausweg aus seiner Schaffenskrise zu ermöglichen. Seit er mit Oskar I. das »saarvoir vivre« erfunden hat, ging es aufgrund der Verstrickung in selbiges ständig bergab mit seiner ohnehin nicht überreichlichen schöpferischen Begabung;



...der DGB-Vorsitzende Wagner demnächst Auskunft über verschwundene Bundeszuschüsse für Bildungszwecke geben wird;

...selbiger in Zukunft die Sitzungen des Interregionalen Gewerkschaftsrates im Interregio abhalten will. Außerdem wird berichtet, daß er bei einem bekannten saarländischen Komponisten die Kreierung einer Saar-Lor-Lux-Arbeiterhymne - die Interregionale - in Auftrag gegeben hat;

Neues aus dem »Ideenland Saarland«

...der SPD-Fraktionsvorsitzende Kiefer, nachdem er zweien seiner Söhne beim Stadtverband Stellen einrichten ließ, nun auch seine Neffen und Nichten bedenken wird;

...SZ-Redakteur Gräbner beobachtet wurde, wie er im mausegrauen Einreiherr nach Art mittelalterlicher Wegelagerer und sturzbetrunkenen Passanten am St. Johanner Markt belästigte, indem er sie mit Daten aus der Kriminalstatistik traktierte;

...Ford Saarlouis weiter auf »just-in-time« setzt und dieses Konzept gar noch in Richtung »Kanban« intensivieren will. Zu diesem Zweck wird das Umland bis zu einem Radius von 70 km in einen Industriepark umgewidmet, auf dem sich die zukünftigen Zulieferer tummeln dürfen. Neben der für Ford günstigen Raumteilung liegt ein weiterer Vorteil dieser Landschaftskonversion darin, daß auch die wichtigsten politischen Zulieferer - die Staatskanzlei und das Wirtschaftsministerium - »just-in-time« dem Werk unter die Arme greifen können;

...die neue Aluminiumgießerei in Dillingen, ein Korb-Betrieb, wieder aufgegeben wird, nachdem die Ansiedlungsprämien effektivvoll mitgenommen wurden. Die saarländische Landesregierung dürfte anschließend ihre eigenen profunden unternehmerischen Fähigkeiten zum Einsatz bringen, um die versprochenen 500-600 Arbeitsplätze zu realisieren;

...der eine saarländische Vorzeige-Manager Schön, geschäftsführender Gesellschafter der HYDAC Technology GmbH, sich als bloßer Strohhalm des Mannesmann-Managers Dieter entpuppte, der den Unternehmer nur »just-for-show« mimte;

...der andere saarländische Vorzeige-Unternehmer und gleichzeitige »Papst der computerintegrierten Fertigung« Scheer mit seiner Firma im öffentlichen Bereich (Stadt Saarbrücken, Wirtschaftsministerium) üben darf, nachdem er im privaten Sektor überwiegend Chaos hinterlassen hat;

...die Stadt Saarbrücken, auf der verzweifelten Suche nach einem neuen schnittigen Image, nach der Durchführung des »total quality management«-Programmes eine Qualitätskontrolle der Managementleistungen veranlassen will. Ob die auch so total ausfällt wie die Kontrolle der niederen Chargen in der Verwaltung, wird sich noch zeigen;

...in der Stadt Saarbrücken ein besonders raffiniertes Ansiedlungskonzept zu greifen beginnt: durch ihre weitsichtige Förderung einer antizyklischen Baupolitik und des damit geschaffenen Überangebotes an neuen Büroflächen verhalten sich mittlerweile die

niedrigen m²-Preise und die Attraktivität des Standortes umgekehrt proportional zueinander. Mit neuen Ansiedlungen wird daher fest gerechnet;

...die Saarbrücker Dezernenten die von den Saarbrücker Heften geforderte 'Professionalisierung' offenbar gründlich mißverstanden und in 'Professoralisierung' umgedeutet haben;

...CDU und FDP zur Landtagswahl antreten wollen. Dem Vernehmen nach will die CDU ihre Chancen auf einer Verjüngungsfarm steigern. Außerdem überlegt Töpfer, bevor er in den Landtag einzieht, die Saar zu durchschwimmen. Der FDP ist es trotz bestem Zugang zu allen möglichen Leistungsträgern, vor allem zu den »Besserverdienenden«, nicht gelungen, mit einem erfolgversprechenden Konzept aufzuwarten. Seit die Mutterpartei das Gespenst der Länderneugliederung geweckt hat, ist sie vom Wähler aus dem Kreis der Saarlandparteien aussortiert worden;

...saarländische CDU und saarländische Grünen es miteinander versuchen wollen, weil aus wirtschaftsliberaler Sicht eine perfekte Annäherung gelungen ist. Mit der CGU - der Christlich-Grünen Union - steht eine neue Partei kurz vor ihrer Gründung. Dem Vernehmen nach soll die Vorsitzende Ullrich heißen;

...im SR nach Beendigung der Zusammenarbeit mit dem HR und wegen der bevorstehenden Wahlen sich erst recht keiner mehr etwas zu sagen traut. Überlegt wird jetzt eine verstärkte Kooperation mit dem WDR. Der SR soll dort die Abteilung 'Das kulturelle Wort' ersetzen;

...der Wirtschaftsminister, der sich am Staden eine Residenz hinstellen lassen wollte, jetzt mit dem Lukkenbau an der Ecke Richard-Wagner/Dudweiler Straße Vorlieb nehmen muß;

...die beabsichtigte Umbenennung des Stadens in LEGoland nach dem Scheitern dieser Pläne ad acta gelegt ist;

...der LEG-Geschäftsführer Schuck aufgrund einer zu »kessen Lippe« bei diesem Konflikt demnächst mit einem Karriere-Knick zu rechnen hat. Seine Notabeln überlegen anscheinend noch, wozu er zu gebrauchen sei;

...gleichwohl die Bierwiese am Saarkran noch vor dem Staden eine Lärmschutzwand bekommen wird;

...die saarländische Gerüchtemacherei bald durch die Einführung einer freien und frechen Presse überflüssig gemacht wird.

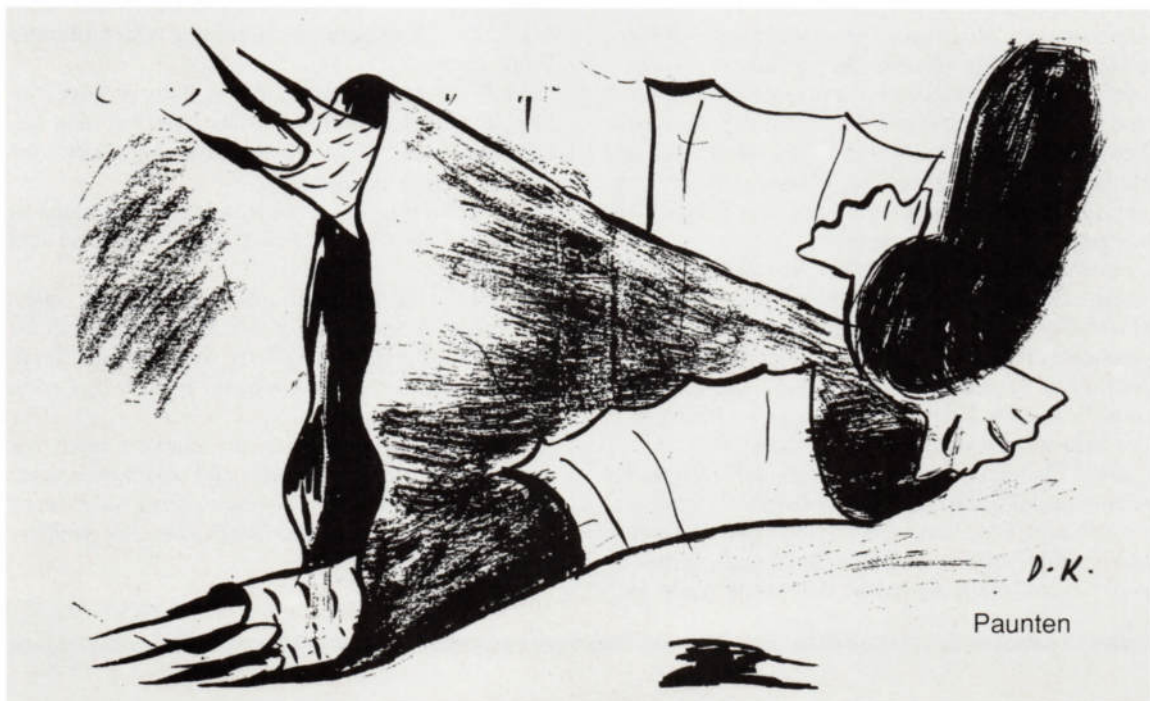
Im Kleinsten

Von Michael Grabenströer
Frankfurter Rundschau

Über den saarländischen Narzißmus, der jedes gesunde Maß überschreitet und selbst seine Kritiker noch infiziert, ist von unserer Seite alles gesagt worden. Wir haben ihn von innen besichtigt, und wir waren natürlich alles andere als objektiv. Ja, wir frönen einem wilden Subjektivismus, der sich auch aus dem Leiden an der saarländischen Gesellschaft speist. Gerecht sind wir kein bißchen, Gerechtigkeit finden wir schlicht langweilig. Wir würden auch nie und nimmer eine Gegendarstellung veröffentlichen, es sei denn, der Gegendarsteller blamiert sich mit seiner Gegendarstellung gründlich. Dennoch ringen wir um Ausgewogenheit, allerdings nicht um die öde pluralistische Balance, sondern um die richtigen Proportionen zwischen Innensicht und Außenansicht. Wir haben deshalb die Korrespondenten der großen deutschen Zeitungen und Nachrichtenmagazine eingeladen, Impressionen über dieses Land niederzuschreiben, seine politische Kultur jenseits der Skandalaktualität unter die Lupe zu nehmen. Unsere Einladung ist überall auf Interesse gestoßen und in den Frankfurter Redaktionsstuben bereits beantwortet worden. Aus Hamburg ("Der Spiegel") und München ("Süddeutsche Zeitung") liegen Zusagen vor, die im nächsten Heft eingelöst

Wie es im Titel eines regierungsamtlichen Journals heißt, so hätten sie es gern, so sehen sie sich gern, diese Botschaft lassen sie verbreiten und identifizieren sich letzten Endes auch damit. Daraus allein zu folgern, der Anschein bestimme das Bewußtsein, wäre ungerecht, genauso falsch, wie die eingestanden strukturellen Defizite im kleinsten Flächenland der Republik für den übersteigerten Drang zur Selbstdarstellung der jahrzehntelang zu kurz gekommenen verantwortlich zu machen. Nein, das Saarland, seine Politiker und das Bild, das die Politiker von sich und den Saarländern entwerfen, läßt sich nicht einfach so skizzieren.

Die Projektion wird von den Saarländern, so scheint es, begierig angenommen, immer wieder verstärkt, und in der Selbst-Bespiegelung sind sie dann so, wie sie sich dargestellt und abgebildet sehen, und sind es gern. Da hätten wir das Rezept, das die Politik des Erfolgreichen - die Crew dahinter hat sich daran gewöhnt, daß sie nicht wahrgenommen wird - schon allein deshalb goutiert, weil sie dem Land ein Stück Identität und Selbstwertgefühl gegeben hat. Aus der Außensicht wird damit jedoch der Blick auf das Land, so wie es auch sein könnte, verstellt.



die Gröbten

'Saartümelei' nannte einmal ein Kollege dieses ansteckende Phänomen, das ständige, politisch forcierte, sich immer wieder selbst übertreffende Bemühen um die saarländische Eigenart, die Pflege des saarlandsmannschaftlichen Brauchtums durch die Politik und die Politiker aller Parteien, so als trachteten alle von schwarz bis grün, und rot sowieso, nach einer einheitlichen Saar-Tracht: volksnah, durchsetzungsstark, eigenwillig, dem Genuß zugeneigt, findig, pfiffig, erfolgreich, anerkannt. Das Bild, das sich die Außenwelt - also alles außerhalb des Saarlandes - von diesem einen Saarländer macht, es hat sich auf das Saarland und alle Saarländer wie eine Schablone geglegt.

Das mag das politische Geheimnis der allein regierenden SPD seit 1985 sein. Nach dem ersten Wahlsieg gab es keine Diskussionen, weil man gewonnen hatte. In der Folge verstummten parteiinterne Diskussionen fast ganz, weil man etwas zu verlieren hatte. Das Siegen nahm die Partei gefangen.

Die absolute Geschlossenheit der Regierenden, die fehlende innerparteiliche Opposition, nicht einmal ein Ahnen von Kritik, ein Phänomen, das verwundert. Keiner erkennbar, der den Anschein erweckt oder damit auch nur in Verbindung gebracht werden möchte, jemandem den ersten Platz oder jedenfalls ein ganz kleines Stück weit die Meinungsführerschaft streitig zu machen. Niemand, der auf Platz zwei die Erbfolge in Frage stellt, falls man den bedeutendsten Saarländer der Jetztzeit eines Tages doch an Bonn oder sonstwohin verlieren sollte, abgeben müßte.

Kein wirklicher Verlust: Ein Saarländer, da ist sie dann, die Gewißheit, die nicht weiter kultiviert werden muß, bleibt Saarländer auch in der bedrohlichen Fremde außerhalb der Landesgrenzen. Hatte sich nicht vor Jahren sogar ein Saarpoeet mit Hofsänger-Status dazu verstiegen, fast schwärmerisch davon zu träumen, daß Deutschland von zwei Saarländern regiert wird: einer im Westen, einer im Osten? Ja, damals existierte die DDR noch, mit einem Saarländer an der Spitze, der sich als Staat an und für sich verstand. Wenn auch bei ihm, 'dem Erich', all die Bilder nicht paßten, die die Saarländer so gern von sich entwerfen lassen. Er war eben ein Saarländer, einer der sagte, wo es lang ging. Einer der schon mal dem Land helfen konnte, wenn er Wein importierte von Saar-Winzern, Ford Escords in Saarlouis orderte oder Saar-Kohle für die DDR fördern wollte. Da

saartümelte es gewaltig auch in der politischen Spitze Ost. Die Saarländer halten eben zusammen, wenn sie oben stehen und sich helfen können, - Vergangenheit.

Jetzt gibt es nur noch einen mächtigen Saarländer. Niemand erkennbar, der das entworfene Bild stören könnte. Kein Sozialdemokrat, der zudem noch Saarländer sein müßte, erst recht kein Liberaler und schon gar kein Christdemokrat. Grüne - war da was? Hatte man die nicht schon mindestens zweimal klein und damit außen vor gehalten? Eigentlich braucht es gar keine Opposition. Manchmal meint dies auch die Opposition. Da gibt es Gespräche, in denen gestandenen Nicht-Regierungsmitgliedern und Nicht-Regierungsparteimitgliedern plötzlich, erschrocken über ihren verbalen Wagemut, einfällt: 'Ich meine, ich bin ja Saarländer!' oder später über soviel Verantwortungslosigkeit des unkontrollierten Nachdenkens beiläufig bekräftigt wird: 'Da wir ja alle Saarländer sind.'

Wenn er sagt - und aus Sicht von noch immer knapp 40.000 Parteimitgliedern und dem halben Anteil am Wahlvolk gibt es nur einen 'er' - 'Da ist eine Furt, da müssen wir durch. Dann gehen wir da durch.' So formulierte einmal ein Saar-Politiker das Erfolgskonzept, das andere ratlos in den Südweststaat blicken läßt. Bislang sind sie immer noch angekommen. Ob am anderen Ufer oder wieder auf derselben Seite, was macht das schon. Jedenfalls haben sie immer den Schritt gewagt. Sollten dabei welche verlorengegangen sein, dann hat es kein Gejammer gegeben. Und bislang ist noch keiner aufgetaucht, der lauthals gerufen hat: Wir sollten es auch einmal mit Brückenbau versuchen.

Das wäre zu konventionell, keine Lösung nach Art des Landes. Das gibt nutzlosen Streit über die Konstruktion, die Bauausführung, die Terminfolge und, und, und. Das sollen die in Hessen machen, die nichts aus ihren Oberbürgermeistererfahrungen gelernt haben. Man sieht doch, wie weit sie damit gekommen sind.

Politische Kultur des Saarlandes

Von Eckhardt Kauntz

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Politische Kultur gedeiht zunächst einmal im engen Umfeld des Bürgers. Auch der saarländische Mensch lebt als *homo politicus* zuerst in seiner Gemeinde. Er schaut nicht gleich nach Saarbrücken, Bonn oder gar nach Brüssel. Wenn auch ein anonymer Zweckverband inzwischen die Müllwagen dirigiert und die Entsorgungskosten bestimmt, wenn auch die Reinigung der Abwässer nach überörtlich definierten und oft undurchschaubaren Kriterien geregelt ist, so werden im Rathaus doch noch Entscheidungen getroffen, um die sich trefflich streiten läßt. Verkehrsregelungen, das Vereinsleben, aus dessen fruchtbarem Boden politische Karrieren sprießen können, die Gebühren öffentlicher Dienstleistungen - all das bietet Anlaß, sich einzumischen. Nachbarschaft, Freunde und Arbeitskollegen stellen das Forum für Entrüstung. Weil aber die Aufregung anstrengt und zudem dem - an der Saar stärker als anderswo ausgeprägten - Bedürfnis nach Harmonie entgegensteht, pflegen die Saarländer selten im Streit auseinanderzugehen.

Es gab eine Zeit im Saarland, da schien auch die Landespolitik sich nach dem Muster zu orientieren, das der Diskurs am Tresen vorgibt: ein kurzes Aufwallen der Gefühle, das bald von der Freude am Leben gedämpft wird und im gut gezapften Pils ein Ende findet. Wir erinnern uns an eine vor den Kameras des saarländischen Fernsehens geführte Auseinandersetzung zu der Frage, welches pädagogische Konzept dem Wohle des Kindes förderlicher sei. Der CDU-Vertreter pries ein gegliedertes Schulsystem, der Kontrahent von der SPD sah in einer Einheitsschule den Garanten für die Gleichheit der Bildungschancen. Man geriet sich, wie die Rollenvorgabe dies erfordert, ordentlich in die Haare. Kaum aber waren die Scheinwerfer erloschen, änderte sich das Bild. Die Kampfhähne verwandelten sich in Freunde, klopfen sich auf die Schultern und bescheinigten sich gegenseitig, ihre Sache gut vertreten zu haben.

Auf der Ebene der Gemeinde haben sich die Saarländer die Fähigkeit bewahrt, Leistung zu bewerten und sachlich zu entscheiden. Die Politik im Ort definiert sich auch heute noch als Dienstleistung am Kunden, dem Bürger. Und der weiß wohl den Einsatz "seines Bürgermeisters" zu schätzen. Bei den jüngsten Kommunalwahlen überdeckten hier und da persönliche Präferenzen für diesen oder jenen Parteienvertreter landesweite Trends. In Quierschied brachte der den Wählern nicht unverborgen geblie-

bene Einsatz des CDU-Bürgermeisters dessen Partei einen Stimmenzuwachs von 12,7 Prozentpunkten, in der Stadt Ottweiler kam die SPD noch einen Tick näher an die Zwei-Drittel-Mehrheit heran, obwohl sie schon vor fünf Jahren haushoher Sieger geworden war.

Auf der Ebene der Landespolitik ist den Saarländern unterdessen die Praxis des pfleglichen Umgangs miteinander abhanden gekommen. Die Gräben zwischen den Parteien sind tiefer geworden, der Schlag unter die Gürtellinie gilt den politischen Kämpfern als Mittel der Auseinandersetzung. Mit Oskar Lafontaine ist 1985 ein ebenso wortgewaltiger wie machtbewußter Ministerpräsident in die Staatskanzlei am Saarbrücker Ludwigsplatz eingezogen, der die Zeiten eines in vornehmer Zurückhaltung agierenden Regierungschef Röder und seines kreuzbraven, aber als Nachlaßverwalter gescheiterten Nachfolgers Zeyer vergessen macht. Und nachdem der Versuch, den saarländischen Erfolg auf höherer Ebene zu wiederholen, gründlich mißlang, zeigt der Saarfürst in seinem Beritt all denen die Zähne, die ihm seinen bundespolitischen Erfolg zunichte machten.

Wenn es "Schweinejournalisten" sind, die den Ministerpräsidenten ins Rotlicht tunkten, wenn dieser in einem bundesweit einzigartigen Alleingang der einzigen saarländischen Tageszeitung durch eine Verschärfung des Presserechtes die Marterwerkzeuge eines erweiterten Gegendarstellungsrechtes zeigen läßt, wenn die Staatsanwaltschaft auf eine in einer Parlamentsdebatte auf seiten der Opposition gefallene Bemerkung hin ein Ermittlungsverfahren eröffnet, weil die beiden betroffenen Abgeordneten die Quellen für den von ihnen geäußerten Verdacht nicht nennen wollen, wenn Richter sich aufgrund von Beschimpfungen aus der Umgebung des Ministerpräsidenten in einem Verfahren unter Druck gesetzt fühlen und sich deshalb für befangen erklären, wenn Lafontaine mit rechthaberischem Gestus und anhand von Schautafeln das Parlament wie eine Schulklasse vorführt und umstrittene Versorgungsbezüge zu rechtfertigen sucht - dann sind dies Hinweise auf ein gewisses Abheben des Regierungschefs. Die Opposition sieht einen Verfall der politischen Kultur.

In den übrigen fünfzehn Ländern der Bundesrepublik haben die Vorgänge um den saarländischen Ministerpräsidenten und seine Art des Umganges

mit Kritikern auch bei Parteifreunden Irritationen ausgelöst. So erklärte der rheinland-pfälzische SPD-Landesvorsitzende Beck, daß er für eine Verschärfung des Gegendarstellungsrechtes keinen Anlaß sehe. Die Saarländer sind, wie Umfragen ergeben, gleichwohl nach wie vor, wenn auch mit nachlassender Tendenz, auf ihren "Oskar" stolz. Wer es denen im "Reich" einmal richtig zeigt, kann in einem Lande mit Beifall rechnen, das eine eigene, ganz besondere Geschichte erlebte und ein starkes Identitätsgefühl entwickelt hat. So kommt es, daß der Saarländer das Bild vom "Nestbeschmutzer" gern auf den anwendet, der saarländische Interessen anders definiert als der gewählte Repräsentant. Dies macht den Ministerpräsidenten stark.

Als Lafontaine die Kernreaktorblöcke von Cattenom als "Zentralen des Todes" bezeichnete, wagte kaum jemand im Lande daran zu erinnern, daß sicherheitstechnisch vergleichbare Einrichtungen auch an Rhein und Elbe unter deutscher Verwaltung betrieben werden. Der Umstand, daß saarländischer Koh-

lestrom nur dank einer Solidarzwangsabgabe aller Elektrizitätsverbraucher seinen Absatz findet, hindert die saarländische Landesregierung nicht daran, die Energiepolitik derer zu denunzieren, die den saarländischen Bergbau subventionieren.

Die saarländische Opposition, das heißt im wesentlichen immer noch die CDU, schien über Jahre hinweg von der Erinnerung an die verlorene Macht wie gelähmt. Ihr Vorsitzender, der Bonner Minister Klaus Töpfer, litt - trotz seiner Saarbrücker Jahre im Dienste des CDU-Ministerpräsidenten Röder - unter mangelndem Stallgeruch und berufsbedingter häufiger Abwesenheit. Doch die Passionszeit der CDU scheint dem Ende nahe. Der neue Fraktionsvorsitzende Peter Müller ist präsent. Er trotzt mit Eppelborner Selbstbewußtsein dem drohenden Vorwurf, durch eine offene Sprache "saarländische Interessen" zu verraten. Gelingt es ihm und seiner Partei, dieser Falle zu entrinnen, könnten schon bei den kommenden Landtagswahlen absolute Mehrheiten ein Ende finden. Bei der CDU sind Listen entstanden, die das Bild vom "Skandal-Land" beeindruckend illustrieren. Was im Lande der kurzen Wege so alles beim Regierungshandeln passieren kann, wird nun deutlicher aufgetischt. Da kommen schon gelegentlich auf einen Schelmen anderthalb.

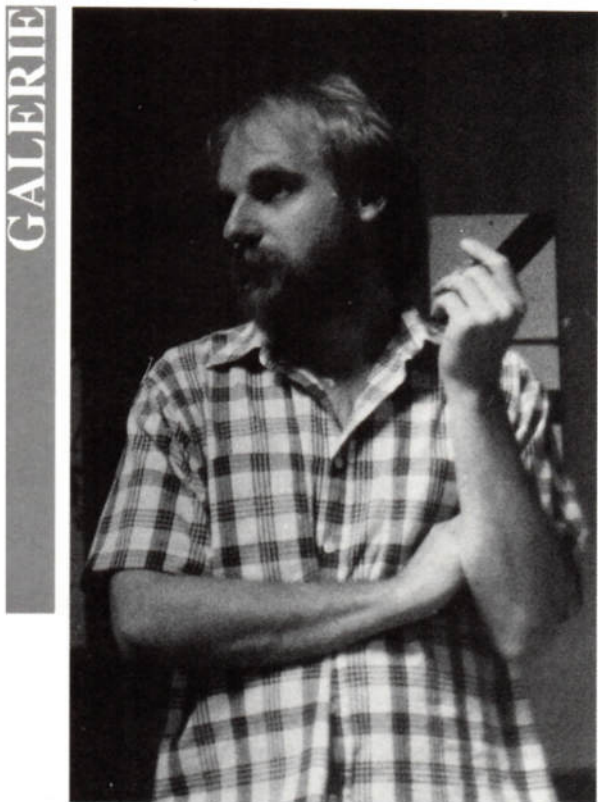
Dank der föderalen Struktur Deutschlands zeigen sich bezeichnende Unterschiede: Beim Neujahrsempfang des Hamburger Bürgermeisters öffnen sich die Rathäuser für jedermann, der dem Regierungschef die strapazierten Hände schütteln will. Wenn der saarländische Ministerpräsident zum gleichen Anlaß bittet, nimmt das geladene Publikum auf den Sesseln des Theaters Platz, das einst der Führer dem Saargebiet anlässlich des Anschlusses "schenkte". Dann wartet es zwischen musikalischen Einlagen auf den Bühnenauftritt des Gastgebers, der einst auf der Schule erfahren haben dürfte, was Frontalunterricht bedeutet.

Böse Menschen sagen den Saarländern eine "gouvernementale" Mentalität nach. Das mag mit dem historisch bedingten Mangel an einer bürgerlich-selbstbewußten und wirtschaftlich selbständigen Klasse am Industriestandort Saarland zu tun haben. Hier könnte auch der Schlüssel dafür zu suchen sein, daß im Saarland Arroganz der Macht sich ausbreiten und das politische Klima belasten kann.



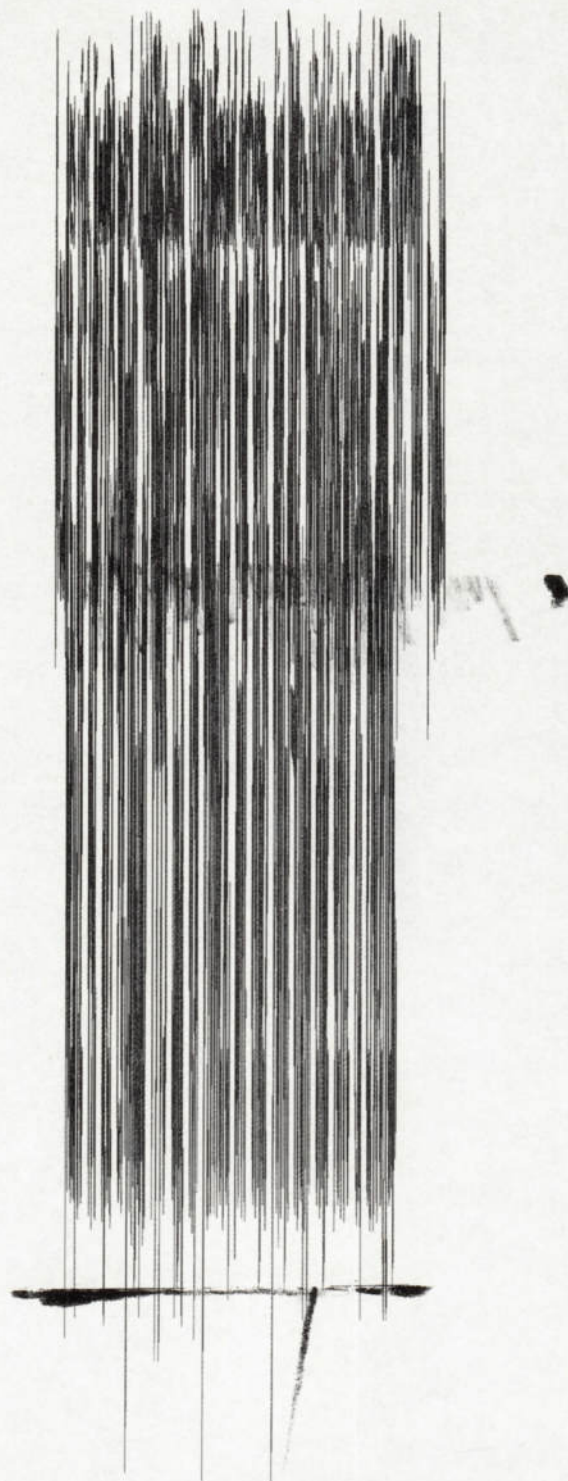
Klaus Harth

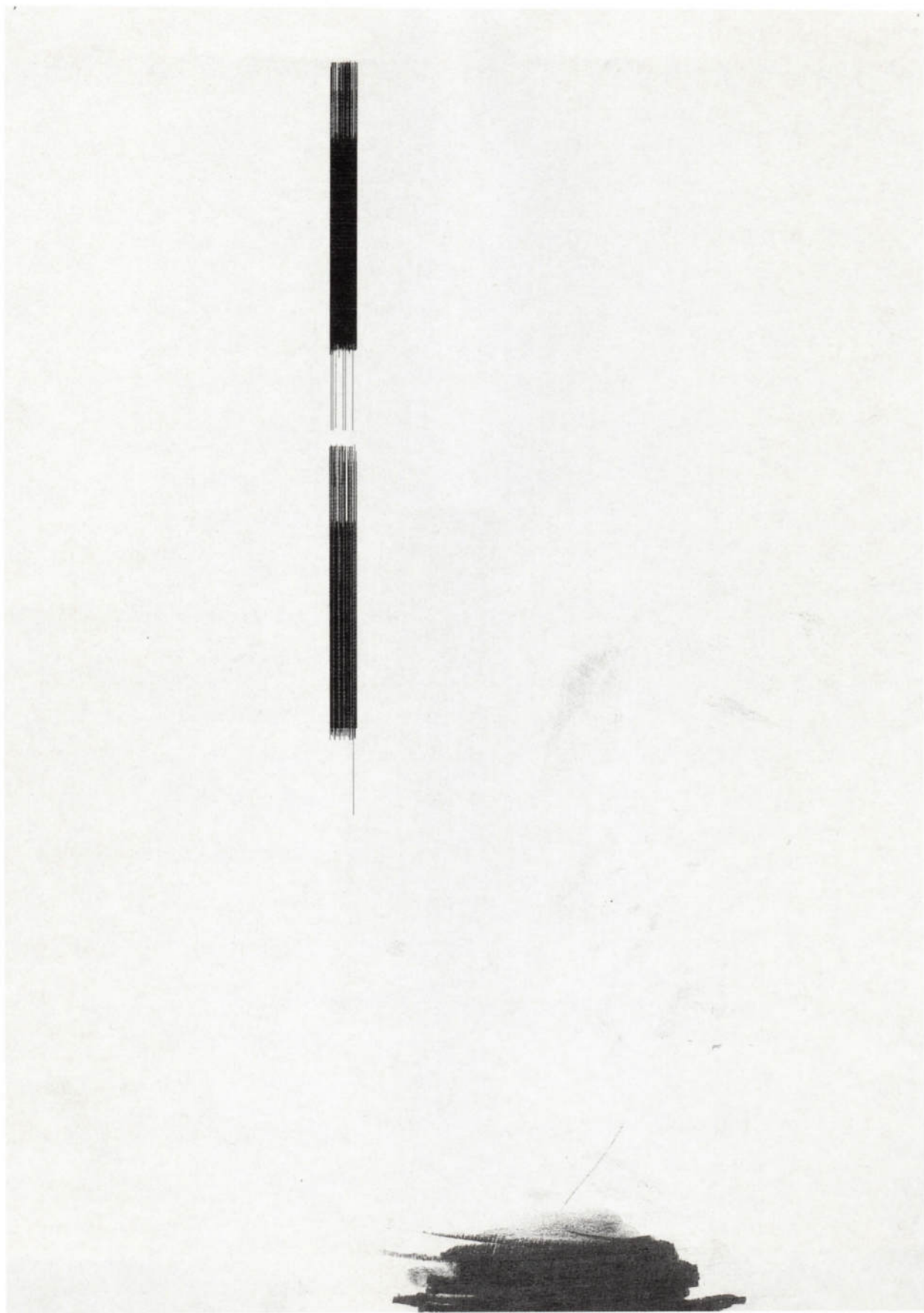
Aus der Computer-Serie 1992-93



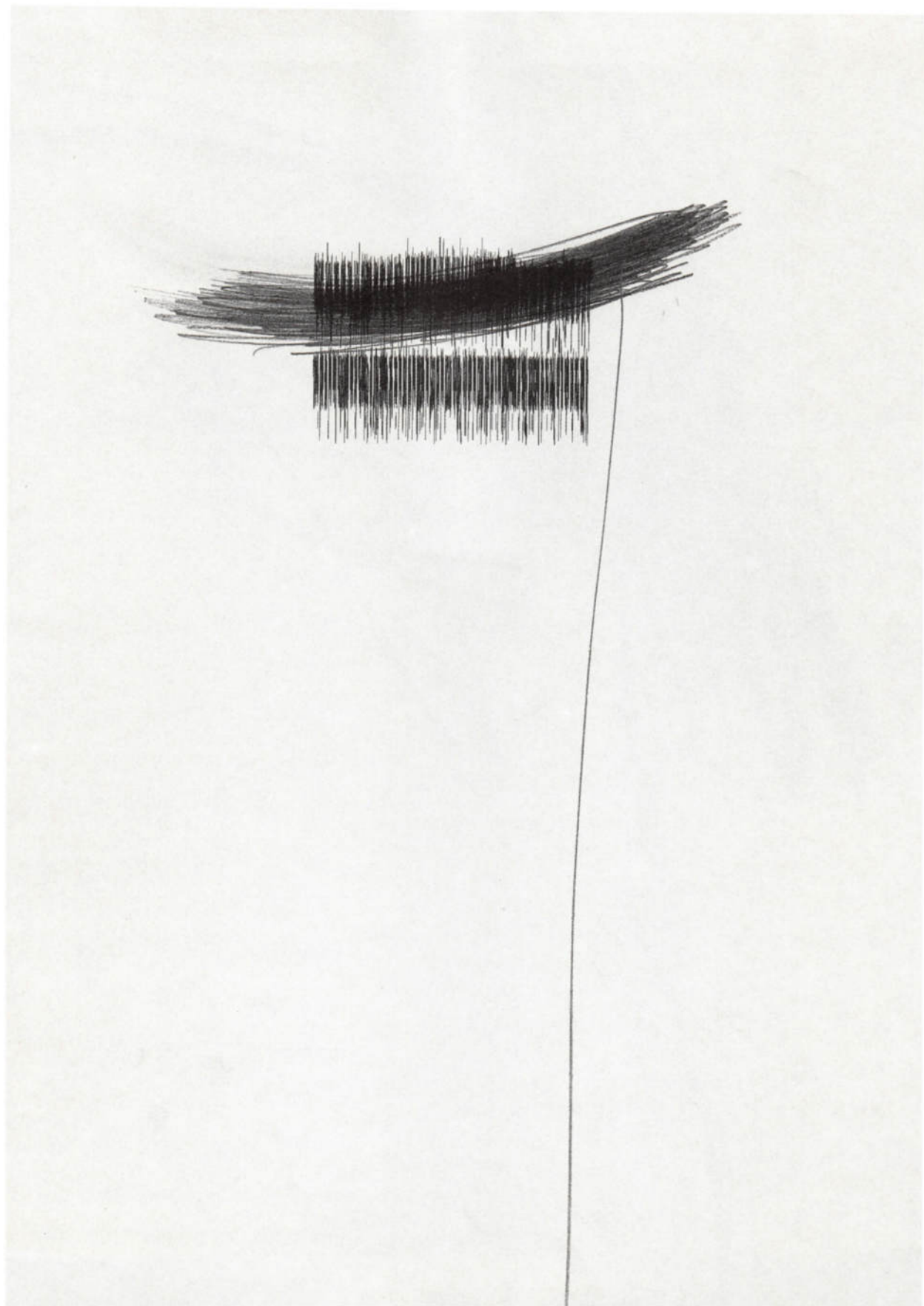
geboren 1964 in Neunkirchen/Saar
Studium der Freien Bildenden Kunst in Mainz,
Schwerpunkt Zeichnung

Die hier abgebildeten Blätter (Originalgröße: 42 x 29,7 cm) entstammen einer Serie von Zeichnungen, in denen auf am Rechner mit einem ganz gewöhnlichen DTP-Programm erstellte Strukturen mit spontanen zeichnerischen Setzungen reagiert wurde. Grund-idee dabei war, die Maschine das tun zu lassen, was sie als Maschine -, und die Hand das tun zu lassen, was sie als Hand besser kann und gerade im Aufeinandertreffen dieser Komponenten eine neue Einheit entstehen zu lassen.









Die Saarbrücker Hefte haben sich schon einmal ausführlich mit den Schattenseiten der Wohlstands- gesellschaft befaßt (SH 66: Mitten im Abseits). Das Thema läßt uns nicht mehr los, weil der Schatten länger wird, den die sog. "soziale Marktwirtschaft" wirft. Der Skandal dieser Gesellschaft ist ja nicht die Selbstbedienungsmentalität der politischen Klasse, sondern die massenhafte und andauernde Ausgliederung von immer mehr Menschen aus dem Erwerbsleben mit all den bekannten Folgen materieller und psychischer Art. Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer - die alte Klassenkampfparole stimmt noch, aber man muß sie auf die Höhe der Zeit heben. Der Reichtum hat sich modernisiert, indem er sich verbreitert hat und damit weniger anrühlig ist. Die Armut hat sich humanisiert, indem sie heute jeder Betroffene leben kann und nicht mehr verhungern muß. An ihre Abschaffung, die einmal das Ziel der größten Emanzipationsbewegung der Geschichte war, denkt spätestens nach dem Zusammenbruch des "realen Sozialismus" niemand mehr. In Kauf genommen hat man sie schon immer - zumindest hier im reichen Westen -, aber ein schlechtes Gewissen hat sie noch machen können. Inzwischen interessiert jeder kranke Baum mehr als ein obdachloser Penner oder ein entlassener Arbeiter. Und oberste Priorität hat ohnehin unsere Weltmarktposition, die Aufrüstung des Standorts Deutschland, für die man locker die Abrüstung des Sozialstaates betreibt. Alles bedauernde Gerede über die steigenden Arbeitslosen- und Armenraten ist pure politische Rhetorik von denselben Leuten, die den sog. "Leistungsträgern" und "Besserverdienenden" den Weg zur schamlosen Bereicherung bahnen.

Dennoch - sie sind da, die Armen und Arbeitslosen, sie werden immer mehr, und man kann sie nicht übersehen. Wenn schon nicht Objekte echter Anteilnahme und Herausforderung, ihre Situation zu verändern, so sind sie doch ein Anlaß für politische Betriebsamkeit. Man macht etwas mit ihnen, auch wenn das keinen Sinn macht. Armin Kuphal führt uns in diese apokryphe Welt der fiktiven Armutsbekämpfung ein und unterbreitet einen Vorschlag, wie man es besser machen könnte. Von einer ganz anderen Seite nähert sich Ernst-Ulrich Huster den Armutsphänomenen in unserer Gesellschaft. Er nimmt den Reichtum in den Blick und erinnert an den hierzulande vergessenen Zusammenhang von Reichtum und Armut. Daß er als Quintessenz seiner Ausführungen ein Plädoyer für den Sozialstaat hält, mag manchen progressiven Leser, der durch das Stahlbad der Sozialstaatskritik gegangen ist, enttäuschen. Doch Ernst-Ulrich Huster ist in guter Gesellschaft. Für den Sozialstaat eintreten ist in einer Gesellschaft, der die soziale Idee abhanden gekommen ist, eine gute Sache. Mindestens so gut wie die "ökologische Modernisierung der Gesellschaft".

Neuer Reichtum - alte Armut

Soziale Polarisierung in Deutschland

Von Ernst-Ulrich Huster

Die Kritik an der ungleichen Verteilung von Einkommen und Vermögen ist in der Bundesrepublik in den achtziger Jahren und bis heute nahezu ein Tabu, in der Politik ebenso wie in der hochdotierten Wissenschaft. Dabei hat sich die Schere zwischen arm und reich in den achtziger Jahren weiter denn je geöffnet.

Von 1982 bis 1991 ist das Bruttoinlandsprodukt in Westdeutschland real um knapp dreißig Prozent gestiegen. Während die Arbeitnehmer mit einem Zuwachs ihrer Haushaltseinkommen von real zehn Prozent zufrieden sein mußten, konnten die Selbständigenhaushalte (ohne Landwirte) real sechzig Prozent zulegen. Zwar hat auch der durchschnittliche Arbeitnehmerhaushalt am Wohlstandszuwachs teilgenommen - das verfügbare Jahreseinkommen betrug 1988 durchschnittlich 51.000 DM. Aber dafür gab es zwischen Arbeitern, Angestellten und Beamten, und auch innerhalb dieser Gruppen gewaltige Unterschiede. Rund 400.000 Arbeiterhaushalte mußten mit weniger als 2.000 Mark und 2,6 Millionen Haushalte mit weniger als 3.000 Mark im Monat auskommen.

Im Gegensatz dazu konnten die Selbständigenhaushalte seit 1970 durchgängig einen Einkommenszuwachs verzeichnen. 1988 kam auf jeden Selbständigenhaushalt außerhalb der Landwirtschaft im Durchschnitt ein verfügbares Jahreseinkommen von 133.046 Mark. Pro Haushaltsangehörigen stand mit 44.055 Mark nur geringfügig weniger zur Verfügung als für eine ganze Arbeitnehmerfamilie. Neben den Unternehmen sind die Selbständigenhaushalte die eindeutigen Gewinner im Verteilungskampf der achtziger Jahre.

Verlierer sind - neben den unteren Arbeitnehmerhaushalten - die Arbeitslosen. 1988 standen hier jedem Haushalt im Schnitt nur 25.700 Mark zur Verfügung, das ist etwa ein Fünftel dessen, was Selbständigenhaushalten zufällt.

Eine zentrale Ursache für die Armut ist die anhaltende Massenarbeitslosigkeit. Aus dem Zusammentreffen des tiefgreifenden wirtschaftlichen Strukturwandels, dem Fortfall bestimmter Typen weniger qualifizierter Arbeitsplätze und der Tatsache, daß von den Geburtsjahrgängen 1960 bis 1969 in den achtziger Jahren etwa 1,5 Millionen junge Menschen ohne abgeschlossene Berufsausbildung geblieben sind, ist ein neues, starkes Armutspotential erwachsen. Die-

ses wird durch das Wegbrechen ganzer Wirtschaftszweige in Ostdeutschland und den dort gleichsam im Zeitraffer stattfindenden Strukturwandel noch erheblich verstärkt.

Nach der Statistik sind 1991 im gesamten Bundesgebiet 4,2 Millionen Menschen von Sozialhilfe abhängig gewesen, einige davon allerdings nur für kurze Zeit. Zwar fallen heute Männer viel häufiger in die Sozialhilfe als früher, dennoch ist Armut weiterhin vor allem ein Problem von Frauen: 54,4 Prozent dieser Sozialhilfeabhängigen waren Frauen, 45,5 Prozent Männer. Während die Sozialhilfeabhängigkeit der Männer weitgehend arbeitsmarktbedingt ist, hängt Armut von Frauen darüberhinaus im wesentlichen von der nach wie vor gegebenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen und der dabei den Frauen zukommenden Aufgabe der Kindererziehung ab.

Vor allem Menschen im erwerbsfähigen Alter zwischen 18 und 60 Jahren stellen nunmehr das Gros der Sozialhilfeempfänger. Mit ihren Eltern werden zugleich immer mehr Kinder und Jugendliche von der Sozialhilfe abhängig, 1991 waren dies über 1 Million Kinder! Daneben ist besonders die Entwicklung bei den jungen Heranwachsenden zwischen 18 und 25 Jahren dramatisch: Deren Zahl hat sich seit 1973 fast verdreizehnfach und liegt jetzt bei 370.000. Ausländer stellen 1991 in Gesamtdeutschland einen Anteil von über einem Viertel an den Leistungsbeziehern.

Kinder, das wissen wir inzwischen aus zahlreichen empirischen Erhebungen, leiden unter Arbeitslosigkeit und unter Verarmung in gleicher Weise wie die davon betroffenen Eltern selbst. Konzentrationschwäche, Depressionen, Schulversagen, Auffälligkeiten im Sozialverhalten u.v.a.m. beeinträchtigen den weiteren Entwicklungsprozeß dieser Kinder in einem so starken Maße, daß sich oftmals die Armut im weiteren Leben fortsetzt. Junge Menschen wiederum erfahren nicht die positive soziale Platzierungs- und Sozialisationsfunktion von Erwerbsarbeit. Angesichts hoher Massenarbeitslosigkeit werden ganz offensichtlich Personen in die Sozialhilfe abgedrängt, die keine Chance haben, unter den gegebenen Bedingungen eine berufliche Ausbildung und/oder einen Arbeitsplatz zu finden. Da hilft auch kein Zwang, sei es materiell etwa durch Absenkungen von Geldleistungen oder immateriell durch Er-

höhung des sozialen Drucks auf diese Personengruppe!

Wir wissen überdies, daß insgesamt dreißig Prozent der Berechtigten ihren Anspruch beim Sozialamt nicht geltend machen - aus Unkenntnis, Scheu vor Behörden oder Angst, die eigenen Kinder würden finanziell herangezogen. Ferner haben zwischen 1984 bis 1991 rund 23 Prozent der westdeutschen Bevölkerung ein- oder mehrmals mit weniger als fünfzig Prozent des durchschnittlichen Haushaltseinkommens - dies die in der EU übliche Armuts- grenze - auskommen müssen.

Im Gegensatz dazu hat sich die Zahl der Haushalte, die ein verfügbares Haushaltseinkommen von mehr als 10.000 Mark **im Monat** haben, in den achtziger Jahren verdoppelt. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre sind damit knapp 1 Million Haushalte als reich einzustufen und keineswegs bloß die 13.662 ausgewiesenen Einkommenmillionäre. Reichtum ist nicht mehr das Privileg weniger, sondern eine Massenerscheinung der bundesdeutschen Gesellschaft.

Und wie sieht es bei den Vermögen aus? Die Datenglage ist hier noch düftiger als bei den hohen Einkommen. Laut Berechnungen der Deutschen Bundesbank haben die westdeutschen Haushalte 1992 insgesamt ein Bruttogeldvermögen von zusammen 3,26 Billionen Mark angespart. Pro Haushalt ergab dies brutto 110.000 DM - fünf mal mehr als 1979. Nun beschränkt sich die Deutsche Bundesbank auf den Hinweis, »mangels entsprechender Informationen« ließen sich die Schwankungsbreiten der Haushaltsvermögen nicht genauer belegen. Dabei zeigen aber erste Ergebnisse der Einkommens- und Vermögensstatistik (EVS) von 1988, daß die untere Hälfte der Haushalte lediglich über sechs Prozent des in der EVS ausgewiesenen Geldvermögens verfügt, während das oberste Prozent dreizehn Prozent auf sich konzentrieren kann. Die EVS basiert allerdings auf Selbstauskünften der Haushalte, und es fehlen gerade die Haushalte der Spitzenverdiener mit einem monatlichen Nettoeinkommen von über 25.000 Mark, so daß die Zuspitzung der Vermögenskonzentration in Wirklichkeit noch stärker sein dürfte. Insgesamt ergibt ein Vergleich, daß das Ausmaß der Konzentration beim Vermögen etwa doppelt so hoch ist wie bei den Einkommen.

Desweiteren veranschlagt die Deutsche Bundesbank das Gesamtvermögen der deutschen Haushalte auf 9,5 Billionen Mark. Heinrich Schlomann konnte schon bei der Auswertung der EVS von 1983 zeigen, daß die vermögensesten 10 Prozent der Haushalte über nicht weniger als 48,8 Prozent des gesamten in der EVS nachgewiesenen privaten Nettovermögens verfügten, während sich die unteren 50 Prozent der Haushalte zusammen mit gerade 2,4 Prozent zufriedengeben mußten!

Reichtum hat wichtige Funktionen für Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Aber Reichtum steht auch nicht außerhalb des gesellschaftlichen Diskurses darüber, welcher Grad an sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft konstruktiv, förderlich wirkt, und welcher Grad sozialer Ungleichheit destruktiv, ja politisch gefährlich ist.

Insbesondere bei nicht wenigen jungen Menschen wächst der Frust, aus ihrer No-Winner-Situation heraus keine Chance zu haben, ihren Anteil am Reichtum dieser Gesellschaft zumindest auf legalem Wege erhalten zu können. Sie neiden anderen das, was diese bekommen, sie verteufeln sozial noch Schwächere, ja, sie werden tötlich, mit zum Teil tödlichem Ausgang! Dagegen soll, so fordern konservative Innenpolitiker, der Staat aufrüsten. Privathaushalte bringen inzwischen Milliardenbeträge für private Sicherheitsdienste und -vorrichtungen auf. Diese zunehmende öffentliche und private Aufrüstung zielt insgesamt in die falsche Richtung: Nicht der soziale Konsens über Verteilungsfragen wird in dieser Gesellschaft gesucht, sondern die Wagenburg der Reichen wird noch fester geschlossen.

Diese Analyse könnte zu dem Schluß führen, der Sozialstaat insgesamt habe versagt. Eine derartige undifferenzierte Kritik hat durchaus immer mal wie-

der Konjunktur. Dagegen gilt es zu fragen: Wie wäre denn die Ungleichverteilung ohne den Sozialstaat verlaufen? Zum anderen aber gibt es durchaus auch berechtigte Kritik an gewichtigen konkreten Teilen sozialstaatlicher Politik in den achtziger Jahren. Denn diese hat, bezieht man die Finanz- und Steuerpolitik mit ein, die Wohlhabenden eindeutig bevorzugt.

So ist beispielsweise trotz gleichbleibendem Spitzensteuersatz von ehemals 56 Prozent der durchschnittliche Steuersatz, mit dem Einkommensmillionäre belastet worden sind, von 1977 bis 1986 von ehemals 49,6 Prozent auf 46,5 Prozent gesunken. Die Steuerentlastungen in der 2. Hälfte der achtziger Jahre haben, relativ betrachtet, zwar die mittleren



und unteren Lohnsteuerpflichtigen stärker entlastet. Nimmt man aber die absoluten Entlastungsbeträge, so sind eindeutig die oberen Einkommensbezieher die Nutznießer dieser Reformen.

Hinzu kommt die Möglichkeit für viele Wohlhabende, ihren Anteil am Steuer- und Sozialaufkommen zu verkürzen. Dies ist aus sozial-, aber auch aus rechtsstaatlichen Gründen nicht länger hinnehmbar. Die privaten Haushalte in Westdeutschland stockten 1992 ihr privates Geldvermögen um ca. 215 Milliarden Mark auf. Auch im Bereich der Wirtschaftsun-

ternehmen gibt es beachtliche finanzielle Rücklagen. Oliver Lang vom Mannheimer Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung hat errechnet, daß 1992 allein von den privaten Haushalten etwa 130 Milliarden Mark zu wenig an Steuern bezahlt worden sind - sei es, daß Steuern schlicht hinterzogen worden sind, sei es, daß dabei »im rechtlichen Gestrüpp von Steuerersparnismöglichkeiten« gewildert worden ist. Dabei verringern Haushalte mit einem höheren Bruttoeinkommen sehr viel stärker als solche mit einem niedrigeren Einkommen auf diese Weise ihre Steuerschuld.

Hinzu kommt die schlechte Steuermoral bei den Wirtschaftsunternehmen. Betriebsprüfungen der Finanzämter haben im Jahr 1992 zu 13,7 Milliarden Mark Steuernachforderungen geführt, wobei diese Betriebsprüfungen selbst bei Großunternehmen im Schnitt nur alle 4 Jahre stattfinden. Ein nicht geringer Teil der Geldkapitalbildung bei den privaten Haushalten und den Wirtschaftsunternehmen folgt somit aus vorenthaltenen Steuern, die - dies die Ironie - nun auf dem Kapitalmarkt von den öffentlichen Händen aufgenommen und durch Steuergelder verzinst werden. Der Verzicht auf eine konsequente Anwendung des Steuerrechts verschärft somit die Verteilungsrelationen in unserer Gesellschaft, zugleich engt er die Finanzierungsgrundlagen des Sozialstaates ein.

Politik im Sozialstaat ist immer interessenbezogen, dies ist legitim. Ein solcher Interessenbezug im Sozialstaat findet jedoch seine Grenzen dort, wo sich der soziale Grundkonsens einer Gesellschaft aufzulösen droht. Das ist dann der Fall, wenn knapp fünf Millionen Menschen so gut wie keine Perspektive mehr haben, ihr Schicksal etwa durch Erwerbsarbeit selbst zu wenden. Hier ist sozialstaatliche Intervention geboten, und die kostet Geld!

Es ist kein geringerer als der Bundespräsident gewesen, der im Zusammenhang mit der herzustellenden sozialen Einheit in Deutschland auf die Notwendigkeit eines nationalen sozialen Lastenausgleichs hingewiesen hat - ein Gedanke, der von der Politik in sträflicher Weise vernachlässigt worden ist. Und es sind weitere »Einzelkämpfer« wie etwa der ehemalige Oberbürgermeister von München, Georg Kronawitter, die eine gerechtere Finanzierungsgrundlage des Sozialstaates einklagen.

Es gilt, den Sozialstaat solider als bislang zu fundieren. Das Grundgesetz schreibt Achtung und Schutz der Würde des Menschen als oberste ethische Norm unseres Gemeinwesens fest. Es stellt sich die Frage nach Achtung und Schutz der Würde derjenigen, die die Verlierer in unserer auf Leistung und Konkurrenz basierenden Gesellschaft sind, die den an sie gestellten Leistungsanforderungen nicht oder nicht ganz gewachsen sind, die in der Leistungsgesellschaft schlicht - so hart es klingen mag - nicht gebraucht werden. Auch diese Menschen haben unverzichtbare soziale Grund- und Mindestrechte, zu denen Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erziehung, Ausbildung, Arbeit, Versorgung im Alter und im Falle von Krankheit bzw. Pflege gehören. Diese Rechte gilt es, besser als bisher abzusichern. Ein solcher Sockel wäre die Basis für eine soziale Ausdifferenzierung und Hierarchie, in der Leistung und Konkurrenz dann den ihnen zustehenden Stellenwert erhalten und sich entfalten können.

Der Sozialstaat ist Verteilungsstaat. Diesen sozialstaatlichen Prozeß gilt es, transparent zu machen, auch um soziale Explosionen abzuwenden. Hinzu kommt: Angesichts des enormen Bedarfs an finanziellen Mitteln zur Bewältigung der anstehenden Probleme in Deutschland und darüberhinaus in Europa wird die Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger, diese Mittel aufzubringen, ganz wesentlich davon abhängen, ob diese Umverteilungsprozesse von ihnen als gerecht empfunden werden. Dazu aber gehören vor allem Transparenz und das Heranziehen des einzelnen entsprechend seiner Leistungsfähigkeit. Hier liegen die wirklichen Probleme des Sozialstaats - und nicht in fiktiven Hochrechnungen demographischer Entwicklungen in eine Zeit weit nach der Jahrhundertwende, die nun wahrlich von sehr viel mehr bestimmt sein wird als nur von der Anzahl niedlicher Babys!

Arbeit! Arbeit! Arbeit!

Was aber geschieht, wenn sie ausbleibt?

Von Armin Kuphal

Was passiert denn nun mit denjenigen, an denen auch der nächste Aufschwung, dieses Mal gesamtdeutsch, vorbeigehen wird? Die sozialarbeiterisch getröstet werden können, sie seien nicht selber schuld daran, daß keiner sie beschäftigen mag, zumindest nicht zu leidlichen Löhnen oder in menschenwürdigen Verhältnissen. Mit denen, die von sich sagen dürfen, sie seien Opfer einer "strukturellen Arbeitslosigkeit", einer "weltweiten Rezession", einer "epochalen Beschäftigungskrise".

Die Frage stellt sich aus gegebenem Anlaß. Mittlerweile ist die Arbeitslosigkeit hierzulande drei mal sieben Jahre alt und nach menschlicher Zeitrechnung "erwachsen" geworden. Da wird man Züge entdecken, die nicht mehr so leicht wegzukriegen sind. Auf gewisse Unveränderlichkeiten wird man sich allmählich einstellen müssen.

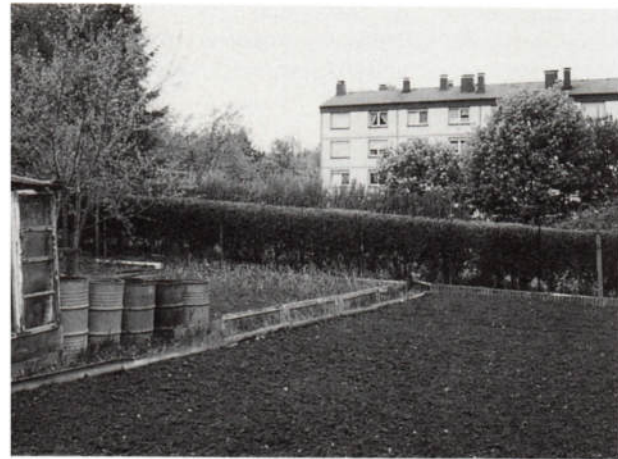
Wohngebiete haben heute keine Gärten mehr, sondern "Distanzgrün", das mit großem Aufwand an Arbeit und an Lärm gemäht wird. Das Foto zeigt einen Teil des Wackenberges, der in den 60er Jahren bebaut wurde. Hier könnten genausogut Mietergärten angelegt werden.

Stellen wir uns vor, die Diskussion der letzten Jahre fände im Saale statt und wir könnten dabei sein. Blenden wir uns ein und hören wir nach, ob wir nicht zu pessimistisch sind.

Zur Abstimmung stehen drei grundsätzliche Möglichkeiten. Entweder: rein in die Beschäftigung. Oder: raus aus der Beschäftigung. Oder, Kompromiß, mal rein und mal raus.

Es wird als erstes abgestimmt über den weitestgehenden Vorschlag. Er lautet "Rein in die Beschäftigung (fast) so wie früher!": Wenn wir das Ruder in die Hand kriegen, dann wird der richtige Kurs gesteuert. Beschäftigungsprogramme, noch und nöcher; die Arbeit finanzieren und nicht die Arbeitslosigkeit. - Wir machen Standortpolitik, wir schaffen ein unternehmerfreundliches Klima, (wir mogeln den Investor auch an der Steuer vorbei), wir schaffen das, nicht die anderen, die das alle auch wollen... Weg mit den Investitionshemmnissen, dann läuft es wieder. Marknischen finden, neue Produkte für neue Menschen mit neuen Bedürfnissen entwerfen. Und vor allem: die Löhne dem freien Spiel des Marktes anvertrauen, das macht uns konkurrenzfähig.





Ein Garten in der Nähe des Hauses. "Ich wüßte gar nicht, was wir ohne unseren Garten tun würden", sagt eine Wackenbergerin, deren Mann seit Jahren arbeitslos ist und die ihren Garten intensiv nutzen.

hig gegenüber den Billiglohnländern. Es wird wieder!

Oder doch nicht so ganz wie damals? Acht Stunden sind kein Tag, es darf natürlich auch etwas weniger sein. Bei den Stunden und leider auch beim Geld. Der volle Lohnausgleich? - Seid froh, daß Ihr trotz der Absatzkrise Euren Arbeitsplatz behalten könnt. Technische Anmerkung: Teile des Beschlußverfahrens sind durch lautes Zähneknirschen nicht ganz verstehbar.

Aus der Not eine Tugend machen: Wir könnten doch alle freiwillig etwas weniger arbeiten, radikal alle: die Frau am Rostwurstgrill genauso wie der Oberbürgermeister, der Ministerpräsident nicht anders als der Rentensachbearbeiter - das wäre der richtige Schritt zu einer humanen Vollbeschäftigung, geradezu ins Paradies. Die Frage ist nur, wer soll das alles ändern, hier und sonstwo und überall?

Andere Vorschläge werden nicht ernsthaft in Erwägung gezogen. Daß die Beschäftigungskrise durch eine weltweite Katastrophe und einen dadurch verursachten Arbeitskräftebedarf beendet werden könne, (so wie das nach dem Zweiten Weltkrieg der Fall war), habe durchaus eine gewisse Wahrscheinlichkeit, sei aber ohne weiteres nicht wünschbar. Eine sehr wohl wünschbare Lösung erscheine dagegen sehr unwahrscheinlich. Gemeint sei, daß eine neue Basiserfindung eine neue Vollbeschäftigung schaf-

fen soll, ähnlich dem Boom, wie er durch die Erfindung des Autos und der Petrochemie ausgelöst worden war und der nach einem Jahrhundert jetzt zuende gehe. Es habe sich leider gezeigt, daß die Erfindungen der letzten zwanzig Jahre weit mehr Arbeitsplätze zerstört als geschaffen haben. Das gelte insbesondere für die Basiserfindung der Computertechnologie. Deren schlimme Wirkung als Jobkiller sei noch lange nicht erschöpft. Erschwerend komme hinzu, daß heute weit höhere Anforderungen an die Umweltverträglichkeit einer Technologie gestellt werden als einst. Eine so zerstörerische Erfindung wie das Auto könne man sich als Basis für künftige Konjunkturen nicht noch einmal leisten...

Wir kommen zu keiner Entscheidung, welches der richtige Weg zurück zur Vollbeschäftigung ist. Das Problem hinter den Problemen könnte sein, daß gar kein Weg existiert.

Gegenprobe: Wer ist für die Lösung "Raus mit den überflüssigen Kräften aus der Beschäftigung"? - Niemand? Das nächste Mal stimmen wir geheim ab; die öffentlichen Absichtserklärungen stehen doch sehr im Widerspruch zur tatsächlichen Praxis. - Wir möchten ja die Arbeitskräfte behalten, aber wir können gar nicht anders, als freisetzen und verschlanken. - Bitte keine langen Entschuldigungen, das ist ganz einfach das Gesetz der Marktwirtschaft. Wer es nicht beachtet, fliegt vom Markt. - Antrag zur Geschäftsordnung: Über Gesetzmäßigkeiten des Marktes kann im Grunde gar nicht abgestimmt werden. - Antrag angenommen. - Es wird nachträglich eine Erklärung zu Protokoll gegeben, daß viele, die sich aus dem System der regulären Beschäftigung herausbegeben, dies in freier Willensentscheidung tun und diese unabhängig von Geschlecht und Lebensalter getroffen wird.

Weiterer Antrag zur Geschäftsordnung auf Ende der Diskussion. Begründung: Die ganze Suche sei überflüssig, weil der Sozialstaat für den Fall der Arbeitslosigkeit vorgesorgt habe; dank des Systems der sozialen Sicherung sei auch ohne Eingliederung in das Beschäftigungssystem eine menschenwürdige Existenz gewährleistet. Der Wohlfahrtsstaat verkräfte auch mehr als zehn Prozent Arbeitslosigkeit, wenn die Lohnersatzleistungen im Rahmen des Möglichen gehalten werden. Gewisse Einkommenseinbußen müßten im Einzelfall hingenommen werden. Erregter Zwischenruf: "Die verdienen doch mehr als unsereins, der den ganzen Tag arbeiten geht, das

sind doch alles Faulenzer". Und in Form einer höflich erbetenen Zwischenfrage: "Sind Sie nicht der Ansicht, daß der Abstand zwischen dem regulären Erwerbseinkommen eines einfachen Arbeitnehmers auf der einen Seite und den staatlichen Fürsorgeleistungen auf der anderen Seite zu gering ist, um motivierend zu sein für eine Arbeitsaufnahme. Wird so nicht dem Sozialmißbrauch Tür und Tor geöffnet?" - Die Debatte wird insbesondere auf Intervention der Wohlfahrtsverbände und vieler kleiner Interessenverbände fortgesetzt. (Die Betroffenen selber nehmen merkwürdigerweise seit Jahren nicht mehr an der Diskussion teil; man munkelt, sie würden in der Wahlkabine ihre Stimme dazu abgeben).

Der Kompromißantrag von staatlicher Seite "Mal rein in die Beschäftigung und mal raus aus der Beschäftigung" wird leider kurzfristig zurückgezogen. Es wird empfohlen, sich im Zweifel der Position "Raus aus dem Beschäftigungssystem" anzuschließen. Als Finanzierungsvorschlag wird beschlossen: "Die Kosten der Nichtbeschäftigung tragen die Betroffenen sowie die Städte und Gemeinden".

So ungefähr mag es gewesen sein. Das Ergebnis lautet leider: Raus aus der Erwerbsarbeit und rein in die Sozialhilfe. (Oder in die "Grundsicherung" - oder wie auch immer ein Einkommen heißen wird, das unabhängig von einer Erwerbsarbeit im herkömmlichen Sinne sein würde).

Zurück zur Frage: Was soll geschehen mit den mehr oder minder dauerhaft "Betroffenen"? Darf man die Frage vom bösen Ende her stellen, ohne in Verdacht zu geraten, man habe sich bereits mit der Massenarbeitslosigkeit arrangiert? - Man darf, nach über zwanzig Jahren Arbeitslosigkeit. Es gibt da welche, die einfach übrigbleiben und nicht nur vorübergehend ohne bezahlte Beschäftigung sind. Die in den Stadtteilen auf der Mauer sitzen und am Kiosk stehen, mangels Perspektive nicht weit in die Ferne sehen, aber viel Fernsehen. Deren Angehörige in vielen Fällen nicht zufällig auch ohne Arbeit sind.

Darf man die Frage stellen, was Arbeitslose dann außer dem wenigen Geld zu erwarten haben? Man darf nicht nur, man muß. Und das vor allem in den Städten und Gemeinden. Denn dort leben sie als leibhaftige Menschen und nicht nur als statistische Fälle oder kostenverursachende Leistungsempfänger.

Wie soll die Antwort der Kommunen sein? Sie soll zunächst einmal ehrlich sein. Es geht bei den kommunalen Beschäftigungsprogrammen weder um die Arbeitslosigkeit noch geht es um die Arbeitslosen. Es geht in erster Linie um die städtischen Finanzen. Arbeitskräfte in Beschäftigungsmaßnahmen sind den Städten und Gemeinden lieb, solange sie nicht teuer nicht. Beschäftigungsmaßnahmen werden durchgeführt, wenn ein Dritter sie bezahlt - der Sozialfond der Europäischen Union oder das Arbeitsamt oder wer auch immer. Eigenes Geld wird nur ausgegeben, wenn es sich rechnet. So lautet beispielsweise die Rechnung bei Beschäftigungsmaßnahmen über die Sozialhilfe: Die Stadt zahlt in der Regel ein Jahr lang statt der Sozialhilfe einen regulären Lohn. Der Maßnahmeteilnehmer erwirbt dadurch einen bisher nicht vorhandenen Anspruch auf Arbeitslosengeld bzw. Arbeitslosenhilfe und erhält sein Geld künftig vom Arbeitsamt statt von der



"Ich mache in meiner Werkstatt alles..." - sagt Herr Wingen aus der Rubensstraße - "... und was ich nicht mache, das macht der Arno von nebenan". Er preist seinen Arbeitsplatz im Keller der Mietwohnung.

Gemeindekasse. Das ist der Effekt, um den es eigentlich geht. Die Absicht der Bundesregierung, die Arbeitslosenhilfe zeitlich zu begrenzen und die Hilfeempfänger wieder in die Sozialhilfe zurückzuschicken, ist wiederum ein Gegenzug in dem bösen Spiel, den eigenen Haushalt auf Kosten der anderen Seite zu sanieren.

Die Betroffenen haben vom Wechsel der zuständigen Kasse keinen sonderlichen Vorteil, oft genug sogar Nachteile, weil sie im Dickicht der jeweils neu für sie zutreffenden Leistungsgesetze nicht selten die Übersicht verlieren. An ihrer Lebenslage ändert sich ohnehin nicht viel und ihre Erwerbsbiographie

nimmt keinen anderen Lauf. Die meisten sind nach dem Beschäftigungsjahr wieder arbeitslos und werden es nach aller Erfahrung für längere Zeit bleiben. Bis zur nächsten Maßnahme.

Selbstverständlich kommt es hie und da zu festen Arbeitsverhältnissen, aber diese Fälle ändern nichts am Ganzen, den strukturellen Rahmenbedingungen, daß für nicht geringe Teile der Erwerbsbevölkerung der herkömmliche und auskömmliche Arbeitsplatz ein schwer erreichbares Ziel geworden ist. Es fehlt insbesondere an Arbeitsplätzen für gering qualifizierte.



Vor einigen Jahren wurde das Wohnumfeld in der Rubensstraße im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme so gestaltet, daß es von den MieterInnen zum Aufenthalt im Freien genutzt werden könnte. Es ist inzwischen ein sehr beliebter Ort für Groß und Klein.

Beschäftigungsmaßnahmen, die nach Art und Anlage geeignet sind, TeilnehmerInnen tatsächlich wieder in eine reguläre Beschäftigung zu integrieren, tun dies durch besondere Auslese. Man muß sehen, daß die immer feinere Selektion der Vermittelbaren umgekehrt auch zu einer immer deutlicheren Negativauslese führt.

Wie soll sich eine Stadt auf die Lebenslage derer einstellen, die nicht, nicht mehr oder weit weniger als davor in bezahlter Beschäftigung sind und von minderen Sozialleistungen leben müssen?

Die allgemeine Antwort lautet: Wenn der Wert und die soziale Teilhabe der Menschen sich nicht mehr nur durch die Erwerbsarbeit bestimmt, dann wird das Leben zuhause in der eigenen Wohnung und im Stadtteil wieder an Bedeutung gewinnen. Es liegt an den Kommunen, und hier sind insbesondere die

Städte gemeint, der *Entwertung* in der Arbeitswelt mit einer neuen *Bewertung* der Lebenswelt entgegenzuwirken.

Die Wirklichkeit sieht anders aus. In allen Städten der Republik ist die Aufmerksamkeit in hohem Maße auf die Verkaufs- und Repräsentationsorte der City gerichtet. Hier werden die großen Verheißungen der Warenwelt ausgesprochen und in immer neuen Varianten ausprobiert: "Gut einkaufen, schöner leben!" Gegenstand der urbanen Visionen ist nicht mehr die Stadt in ihrer Gesamtheit, sondern die "Stadt" der Umgangssprache, die zentralen Orte des langen Donnerstages, die Einkaufszeile mit den Allerweltsläden der Kaufhausketten. Die Stadtteile geraten dabei aus den Augen, oder sagen wir besser: kommen nicht wieder in den Sinn, denn diese Abwendung hat tieferliegende Ursachen als bloß planerische Unaufmerksamkeit: Es ist die sehr tief gehende Aufteilung menschlichen Tuns in die richtige, d.h. bezahlte Erwerbsarbeit, von der das ganze weitere Leben dann abhängt (Einkommen, Ansehen, Lebenssinn, Renten, Krankenversicherung) und einen unbezahlten unwichtigen Rest, der zuhause erledigt wird (Haushalt, Küche, Kinder, soziale Beziehungen, Heimat).

Wie sich das Leben in den Wohnquartieren unter den Bedingungen eines ungewollten oder gewollten Ausstieges aus der Erwerbsarbeit verändern könnte, darüber gibt es in den Rathäusern kaum Vorstellungen. Zu beherrschend ist noch das Bild der Stadt als Ort der Vollbeschäftigung. Zu elegant erscheint immer noch die Logik der Erwerbswirtschaft: Wir verkaufen unsere Arbeitskraft gegen gutes Geld und kaufen uns aus dem Erlös die Arbeit anderer Menschen in Form von Waren und Dienstleistungen. Die Erfahrung der Vorteile dieses Tausches hat tiefe Spuren im kollektiven Bewußtsein hinterlassen - und in der gebauten Umwelt. Sie führte zur fast vollständigen Zerstörung der Eigenwirtschaft und der räumlich-materiellen Gelegenheiten dazu. Wozu selberrichten, was man sich kaufen kann? Wozu sich anstrengen, wenn man schon acht Stunden Arbeit hinter sich hat? Die großen und praktischen Küchen wurden abgelöst durch Kochnischen; anstelle der Gärten kam der Rasen, der Einmachkeller wird zum Fitneßraum, die Nutzflächen ums Haus dienen fortan der Repräsentation...Eigenarbeit in der Wohnung, im Haus, im Hof - nichts mehr für moderne, gepflegte Mietwohnungen. Die sind dafür nicht mehr ausgelegt.

Allenfalls "Asoziale" fuhrwerken noch ums Haus herum, reparieren Autos auf dem Hof, hacken Holz klein, haben wilde Gärten. Ansonsten ist das Leben im Stadtteil baulich-strukturell und ideell-ästhetisch weitestgehend auf das Konsumieren reduziert. Hier ist kein Platz mehr, um die eigene Arbeitskraft für die eigene Wirtschaft zu verwerten.

Das "radikale Monopol der Warenwirtschaft" führt am Ende zur "Modernisierung der Armut" (Ivan ILLICH: Fortschrittsmythen. Reinbek b. Hamburg 1973). Abgeschnitten von den Wurzeln der wirklichen Subsistenz sind die dauerhaft Erwerbslosen dann vollkommen abhängig von den Geldleistungen des Sozialstaates. Ihre Armut rührt aus doppelter Arbeitslosigkeit: Eine auskömmliche Erwerbsarbeit gibt es nicht und für eine nützliche und sinnstiftende Eigenarbeit fehlt es an den Voraussetzungen, materiell wie ideell.

Hier liegt ein weites Feld für eine konzeptionell bewußte und sozial orientierte Stadtentwicklungspolitik: Da ist das "Distanzgrün" zwischen den Wohnblocks, das zu Gärten werden könnte. Warum wird das Grabeland am Rande des Viertels gedankenlos an Bewerber vom anderen Ende der Stadt vergeben, wenn es Interessenten in der unmittelbaren Nachbarschaft gibt? Wie steht es überhaupt um den Wunsch der Bürgerinnen und Bürger nach Nutzgärten im Wohnquartier? Was ist mit den Kellern, die durchaus geeignet wären, als Werkstatt ausgebaut zu werden? Könnte man sich ein Programm der Wohnraumanpassung für Zwecke der Eigenwirtschaft vorstellen? Wo werden die Fahrräder untergebracht, wenn das Fahrrad als "sinkendes Kulturgut" demnächst auch Einzug hält in den ärmeren Stadtteilen? Wer organisiert wo eine Fahrrad-Reparaturwerkstatt, so daß Kinder und Jugendliche und Erwachsene dieses Verkehrsmittel wirklich in ihr Leben integrieren können? Wie steht es um freie, nichtkommerzielle Räume im Wohnumfeld für kleine Versammlungen und Feiern, wenn die Privatwohnung nicht ausreicht? Wo liegen die sozialen Orte des Stadtteils und wie können wir sie ausbauen, ohne sie totzuorganisieren? Warum das Essen zu den einsamen alten Leuten bringen, statt die alten Leute zum gemeinsamen Essen in der unmittelbaren Nachbarschaft.

Warum sollen Beschäftigungsmaßnahmen nicht auf eigenwirtschaftliche Tätigkeiten hin orientiert werden statt auf einen Arbeitsmarkt, den es für die

TeilnehmerInnen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gibt? Vielleicht ist es für viele MaßnahmeteilnehmerInnen wichtiger zu lernen, wie man einen Haushalt versieht und eine Wohnung renoviert, seine Kinder erzieht... als daß eine Hilfstätigkeit eingeübt wird, die ohne Bezug zum eigenen Leben ist. Wie können städtische Ämter und Gesellschaften begeistert werden für das Ziel, die Lebenswelt in den Stadtteilen wirklich in Wert zu setzen, statt sie nur zu verwalten? Wie können bestehende Gemeinwesenprojekte diesen Umbau der Stadtteile fördern und begleiten?

Anregungen über Anregungen, sobald man einen kleinen Schritt weg von einer eh nicht vorhandenen Erwerbsarbeit macht und weiß wo man hin will. Nichts und weniger als nichts würde durch eine solche Orientierung verhindert werden. Für jeden einzelnen wäre bei Besserung der Lage oder der eigenen Voraussetzungen immer noch der Weg auf den Arbeitsmarkt offen.

Die große Leistung des modernen Sozialstaates war, eine Existenz auch in den Fällen zu garantieren, wo ein Mensch keine Möglichkeit hat, seinen Unterhalt durch Verkauf seiner Arbeitskraft zu sichern. Es wäre im eigentlichen Sinne des Wortes eine reife Leistung, wenn es gelänge, die Qualität dieses Lebens zumindest ein wenig von den Voraussetzungen der Erwerbsarbeit zu lösen. Die praktischen Ideen dazu müßten aus den Städten und Gemeinden kommen.

Wenn aus Gastarbeitern Nachbarn werden

Die Italiener im Saarland

Von Marilia Nacci und Volker Roth

TEIL I: GESCHICHTE

Im Saarland leben heute über 18.000 Italiener.¹ Damit bilden sie noch immer die stärkste ausländische Bevölkerungsgruppe - im Gegensatz zu anderen Bundesländern, wo ihnen die Türken diesen Rang längst abgelaufen haben. Die meisten stammen aus Kalabrien und Sizilien, fast fünfzig Prozent allein aus der Provinz Agrigento im Südwesten der Insel, so eine interne Statistik des italienischen Konsulats.

Die Herkunft der Emigranten, überwiegend aus dem unterentwickelten Süden der Apennin-Halbinsel, macht deutlich, was sie in der Industrieregion an der Saar suchten, nämlich Arbeit! Entsprechend sind, wenn von der Welle der italienischen Einwanderer die Rede ist, meist die auch heute zum Teil noch so bezeichneten "Gastarbeiter" gemeint. Sie kamen zuerst heimlich und illegal, dann ab Mitte der fünfziger Jahre offiziell durch Anwerbung ins Saarland.

Doch wie so oft täuscht der Schein, denn die Geschichte der Italiener an der Saar reicht viel weiter zurück: So brachte es zum Beispiel bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein gewisser Karl Cetto - Sohn eines Einwanderers vom Comer See - zum Oberbürgermeister von St. Wendel². Allerdings siedelten sich damals hauptsächlich Handwerker und Händler an.

Mit der Industrialisierung beginnt auch die Geschichte der ausländischen Arbeitskräfte im Saarland. So lebten vor dem Zweiten Weltkrieg schon einmal 7.000 Italiener in der Kohle- und Stahlregion. Ihre Zahl schrumpfte dann nach dem Krieg auf 1.500, die jedoch vollkommen integriert waren. In der Zeit vor der zweiten Saarabstimmung war es für Ausländer schwierig, eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen, dennoch gelangten immer wieder Arbeiter illegal aus Lothringen - wo sich ebenfalls bereits vor dem Zweiten Weltkrieg viele Italiener niedergelassen hatten - ins Land.

1955 unterzeichneten Deutschland und Italien das erste "Abkommen zur Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte", so der offizielle Titel. Es folgten

"Wir hatten Arbeitskräfte gerufen, aber es waren Menschen gekommen."

(Max Frisch)

Verträge mit Spanien, Griechenland, der Türkei, Portugal und Jugoslawien. Für das deutsche Wirtschaftswunder wurden ausländische Arbeitskräfte gebraucht. Von den Verträgen profitierte schon bald auch das jüngste Bundesland.

Wie effektiv die Büros arbeiteten, die selbst in den abgelegensten sizilianischen Orten Arbeitskräfte anwarben, zeigt ein Blick in die Statistik: Bereits 1958 (also ein Jahr nach der Wiederangliederung an Deutschland) lebten wieder 8.500 Italiener im Saarland, zwei Jahre später waren es schon 11.000, und 1961 waren 15.000 gemeldet. Dazu kamen etliche, die sich illegal bei Verwandten und Bekannten aufhielten, so daß man sagen kann, daß seit Anfang der sechziger Jahre die Zahl der Italiener im Saarland relativ konstant geblieben ist.

Gleichzeitig begann der Aufbau bzw. Wiederaufbau der italienischen Strukturen an der Saar: Im Jahre

1961 wurde das italienische Konsulat in Saarbrücken wiedereröffnet, das schon vor dem Zweiten Weltkrieg bestanden hatte. Zwei Jahre später erhielt die katholische Mission als Bezugspunkt des sozialen Lebens mit dem "Centro italiano" auf dem Rastpfuhl ein eigenes Domizil. Erster Leiter war der Missionar Don Ascanio Micheloni. Fast alles, was heute wie das "Centro italiano" selbstverständlich erscheint, hat er in jahrelanger, mühevoller Kleinarbeit durchgesetzt und verwirklicht.

Vor allem ältere saarländische Italiener verknüpfen mit seiner Person noch heute die Erinnerung an die Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Lage.

Traumatische Erinnerungen der ersten Emigranten

Don Ascanio war 1954 mit den ersten Emigranten ins Saarland gekommen. Erfahrungen in Deutschland hatte er bereits während der Kriegsjahre in Frankfurt gesammelt. Bei seiner Ankunft in Saarbrücken fand er buchstäblich nichts vor, er selbst wohnte während der ersten vier Jahre als Gast bei einem Pastor in Malstatt. Die ersten Gottesdienste fanden auf dem Rastpfuhl und in Schafbrücke statt,

„Hitzebeständige Kameltreiber, Gaukler, Bärenführer, Eselstreiber, Verbrecher, Zuhälter, Schwule, Gaskammermaterial, Parasiten am deutschen Volk.“

Hörerantworten auf ein WDR-Preisausschreiben mit der Frage nach treffenden Namen für Gastarbeiter

Stern, 10.01.1971

erst 1957 konnte Don Ascanio ein eigenes kleines Büro im Saarbrücker Jenneweg eröffnen, das 1958 nach Bischmisheim verlegt wurde.

Michelsoni, der heute 83jährig im norditalienischen Udine lebt, hat bis 1970 alle Höhen und Tiefen seiner Landsleute bei uns miterlebt. Vor einiger Zeit hat er seine Erinnerungen aufgeschrieben (allerdings fand sich leider bisher in Italien kein Verlag, der sich für die Aufzeichnungen dieses Zeitzeugen interessiert hätte)³. Die Erzählungen des Priesters führen vor Augen, wie schwierig der Start für die meisten Italiener im Saarland war. So schildert er in einer Anekdote den komplizierten Übergang von der französischen zur deutschen Regierung: Eigentlich hätten alle Italiener, die zuvor ohne offizielle Genehmigung der Behörden im Saarland arbeiteten, ausreisen und neu einreisen müssen. Michelsoni fand allerdings, begünstigt durch das Machtvakuum, das bei der Rückkehr des Saarlandes entstanden war, mit einem Trick einen Ausweg: Monatelang fuhr er mehrmals die Woche in Begleitung seiner Sekretärin mit einem Koffer voller Pässe nach Nancy ins deutsche Konsulat. Dort stempelte ein deutscher Beamter - gegen eine kleine Bezahlung, versteht sich - den ersehnten Einreisevermerk in die Dokumente. In der Frankenzeit durften die Arbeiter übrigens lediglich 60 Prozent ihres Verdienstes nach Hause schicken, der Rest mußte im "Gast"-Land ausgegeben werden.

Die ersten Emigranten, fast ausschließlich ältere Männer, waren aufs Geratewohl nach Deutschland gereist, um ihre Familien aus der Armut zu befreien. Viele waren Analphabeten und ohne jede Berufsausbildung, die alles aufgaben für den Weg der Hoffnung, wie sie ihre ungewisse Zukunft nannten. Sie wohnten in Baracken - meist ohne Licht und Strom - unmittelbar neben den Fabriken, in denen sie arbeiteten. Um sie überhaupt zu finden, mußte der Priester sich Punkte auf der Landkarte einzeichnen: 'hier arbeiten soundsoviele bei der-und-der Firma', denn die Baracken standen in Straßen ohne Namen. In welch menschenunwürdigen Zuständen diese ersten Emigranten Mitte der fünfziger Jahre hausten, macht eine Passage der Erinnerungen Don Ascanios deutlich: "Einige dieser langgestreckten schmalen Baracken waren so überfüllt, daß die Betten mehrstöckig übereinander standen, und zwar so dicht nebeneinander, daß der Arbeiter von der schmalen Seite einsteigen mußte, weil an der Längsseite kein Platz war. Andere waren in Kellern eingepfercht, die

nur kleine Luken hatten, um Luft und Licht einzulassen. Oft waren die Wände richtiggehend schwarz vor Feuchtigkeit."

Von Integration war damals natürlich keine Rede, vermutlich war das Wort selbst noch nicht einmal bekannt. Alles, worauf sich der Priester bei seiner Arbeit konzentrierte, waren bescheidene Verbesserungen der Lebensverhältnisse. So spricht Don Ascanio auch von Fällen regelrechter Ausbeutung durch Unternehmer, gegen die er vorzugehen versuchte. Im Jahre 1958 erregte er mit einer Veröffentlichung über die Zustände in der Caritas-Zeitschrift so großes Aufsehen, daß sich nach Rückfragen aus Bonn auch das Gewerbeaufsichtsamt einschaltete. Eine Dokumentation mit Fotos über den Zustand der Baracken und der Arbeitsplätze ging sogar bis zur Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg.



Eine Zeitzeugin arbeitet bis heute in Saarbrücken. Suor Ferdinanda Unterkalmsteiner, eine gebürtige Bozenerin, ist seit 1966 bei der katholischen Mission. Ihr offizieller Titel lautet Gemeindereferentin, doch in Wirklichkeit ist ihr angefangen vom Pfarrsekretariat bis zur seelsorgerischen Betreuung mit Krankenbesuchen oder dem Ausfüllen schwieriger Formulare, seit über 25 Jahren alles vertraut. Ihr hat sich ein Vorfall aus der Anfangszeit tief eingeprägt: Die Italiener, die in Zügen ankamen, seien wie Viehherden auf Lastwagen verteilt und zu den einzelnen Fabriken gebracht worden. Selbst Verwandte hatten Mühe, nicht getrennt zu werden. Zumeist kamen die Männer allein, ließen die Familie in Italien, da sie ja wieder zurück wollten. Viele Emigranten der ersten Generation leben noch heute im Saarland.



Auch die Betroffenen selbst haben nicht vergessen, oft verbinden sie traumatische Erinnerungen mit diesen Jahren. Aber sie erzählen nur ungern. Bei einer Gesprächsrunde mit älteren Emigranten gibt einer zu, illegal gekommen zu sein. Freunde versteckten ihn in ihrer Baracke. Ein Maurer, der heute mit Frau und drei Kindern im Nordsaarland lebt, zittert noch heute sichtbar vor Erregung, wenn er an die Beleidigungen und Demütigungen zurückdenkt: Wie ein wildes Tier hätten ihn die deutschen Kollegen auf der Arbeit behandelt und ihre Witze gemacht, weil sie dachten, er verstehe sie nicht. Dabei konnte er nur nicht auf deutsch antworten. Erst mit der Zeit hat er gelernt, sich zu wehren.

Einen Ausweg aus der trostlosen Lage gab es nicht: Eine Frau aus Kalabrien, auch sie schon über dreißig Jahre im Saarland, weiß noch genau, daß Deutsche ihr keine Wohnung vermieten wollten. Italiener seien dreckig, hieß es, das hat sie nicht vergessen. Sicher kein Einzelfall, vor allem, wenn man an die Schilder denkt, die Anfang der sechziger Jahre an zahlreichen Lokalen im Saarland hingen: "Eintritt für Italiener verboten!" - und obendraß, damit es die Betroffenen auch verstehen: "Proibito rigorosamente l'ingresso agli Italiani!" Diese offene Form von Rassismus machte 1960 sogar in der nationalen italienischen Presse Schlagzeilen⁴.

Vielleicht hat diese Abschottung ja mit dazu beigetragen, daß sich viele Italiener eine eigene Wohnung oder ein Haus kauften - und das beginnt schon in den sechziger Jahren. Genaue Zahlen liegen zwar nicht vor, aber der Anteil der Hausbesitzer dürfte sogar den schon bundesweiten Spitzenwert im Saarland übertreffen.

Doposcuola für die vergessenen Kinder

Andere Probleme ließen sich nicht so leicht mit eigener Tatkraft lösen. So klappte die Integration der Kinder in der Schule anfangs überhaupt nicht: Mitte der sechziger Jahre schaffte nicht einmal die Hälfte von ihnen den Hauptschulabschluß. Anfang der siebziger Jahre waren nach Schätzungen der katholischen Mission etwa zehn Prozent der schulpflichtigen Kinder im Saarland überhaupt nicht erfaßt, weitere zehn Prozent besuchten keinerlei Schule, bei weiteren 20 bis 30 Prozent war der Schulbesuch unregelmäßig (wobei sich die Zeiten der Abwesenheit oft über Monate zogen!). Zuhause gehalten wurden vor allem Mädchen, die während der Abwesenheit der berufstätigen Eltern auf die kleineren Geschwister aufpassen mußten.

wieder war es die katholische Mission (und maßgeblich auch Don Ascanio Micheloni), die sich um Besserung bemühte. 1969 gelang es, einen Förderunterricht für die italienischen Kinder einzurichten, die sogenannte "doposcuola"⁵. Zunächst wurde die doposcuola von einer pensionierten deutschen Lehrerin durchgeführt, doch schon kurze Zeit später reichte das ehrenamtliche Engagement einer einzelnen Pädagogin nicht mehr aus. Bereits 1971 nahmen zwischen 70 und 80 italienische Kinder regelmäßig an dieser nachmittäglichen Betreuung teil. Deutsche und italienische Lehrkräfte halfen ihnen bei allen Schulfächern. Im Vordergrund stand natürlich der Sprachunterricht. Sogar der Frankfurter Allgemeinen Zeitung war dieses bundesweit einmalige Projekt in ihrer Beilage einen lobenden Artikel unter dem Titel "Giuseppe schwänzt nur noch selten. Schulhilfe für Gastarbeiterkinder" wert:



“Die Richtung, für die man sich in Saarbrücken entschieden hat, ist nicht ganz im Sinne der Kreise, die für ein ständiges ‘Bereit für die Rückkehr’ eintreten. Sie entspricht der nüchternen Auswertung langjähriger Erfahrungen. Zu den Zielen, von denen Don Petris und Fürsorger Bidoia sprechen, gehört natürlich die Pflege der italienischen Sprache, aber es ist ihnen noch wichtiger, den Kindern zu guten Leistungen in der deutschen Schule zu verhelfen und sie von der Straße wegzuziehen.”

TEIL II: DIE INTEGRATION

Bis heute ist die doposcuola das wichtigste Standbein, um den Kindern der italienischen Arbeitnehmer annähernd gleiche Bildungschancen zu erschließen. Rund 800 Schülerinnen und Schüler werden an 25 Orten im ganzen Saarland von knapp 100 Mitarbeitern betreut, im Schnitt besucht jedes dritte der 2.400 italienischen Schulkinder die doposcuola. Damit steht das Saarland bundesweit an der Spitze. Längst stehen die Kurse übrigens nicht mehr nur italienischen Kindern offen, deutsche und andere ausländische Kinder mit Lernschwierigkeiten werden ebenso aufgenommen.

Daneben hat sich inzwischen auch der muttersprachliche Unterricht für die Kinder der Emigranten fest etabliert. Viele leben bereits in der zweiten oder dritten Generation hier. Sie verstehen und sprechen zwar noch ihren Heimatdialekt, aber schreiben können die wenigsten fehlerlos in Italienisch.

In jüngster Zeit hat der italienische Staat durch eine rigorose Sparpolitik für große Aufregung gesorgt. Unmittelbar vor Schuljahresbeginn wurden elf der sechzehn beamteten Lehrer abgezogen und nach Italien zurückbeordert. Die Katholische Mission und ein Komitee zur Förderung schulischer Hilfe für Italiener mit dem italienischen Kürzel CO.AS.SC.IT.⁶ konnten die entstandenen Lücken mittlerweile aber durch Stundenkürzungen und mit Honorarkräften weitgehend wieder auffangen.

Von staatlicher Seite ist Vito Tartaglia für das Schulwesen verantwortlich. Seine Position als “direttore didattico” im italienischen Konsulat entspricht dem deutschen Schulrat. Trotz aller Freude über das gute Abschneiden des Saarlandes im Vergleich mit dem übrigen Bundesgebiet hält es Tartaglia allerdings für verfrüht, von einer gelungen Integration der zweiten

und dritten Generation der Emigranten zu sprechen. Abgesehen von einem gesunden Zweckpessimismus, der vor weiteren Kürzungen schützen soll, geben auch die Statistiken Tartaglia recht.

Zwar ist die Zahl der italienischen Kinder, die in Sonderschulen gehen, in den letzten Jahren kontinuierlich zurückgegangen - und zwar so stark, daß der Prozentsatz mit etwa 3,5 inzwischen unter dem der deutschen Kinder liegt. Hier zeigt die Aufklärungsarbeit der letzten Jahre Früchte, daß Lernschwierigkeiten häufig nur auf Sprachproblemen beruhen, die nicht in der Sonderschule lösbar sind. Aber auf der anderen Seite besuchen auch gerade einmal rund 6,5 Prozent ein Gymnasium. An der Universität sind laut der letzten verfügbaren Erhebung des Konsulats lediglich 114 Italiener eingeschrieben. Und viele von ihnen sind mit verschiedenen Stipendien aus Italien gekommen - haben also ihre Qualifikation nicht hier erworben. Die große Mehrheit absolviert immer noch den Standard-Bildungsweg: Grundschule, Hauptschule, Berufsausbildung. Eine graphische Darstellung zum Thema italienische Schüler im Saarland hätte die Form einer Zwiebel: An den Rändern dünn, in der Mitte dick - und nicht, wie für die gleichaltrigen Deutschen, die Form einer Pyramide mit breiter Spitze.



Schulrat Tartaglia macht hauptsächlich zwei Faktoren für dieses Phänomen verantwortlich: Zum einen, so bemängelt er, sei das deutsche Schulsystem nicht durchlässig, es werde im Gegensatz zu Italien schon sehr früh und endgültig selektiert. Das bundesdeutsche Bildungssystem habe nicht den Schüler im Blick, sondern den Stoff, der vermittelt werden muß (ein bemerkenswertes Urteil, das vielleicht Anlaß zum Nachdenken geben sollte). Doch der Schulrat

läßt es nicht bei dieser Kritik am deutschen Schulsystem bewenden. Auch die Mentalität seiner Landsleute spielte eine Rolle. Eine Berufsausbildung genieße bei den Italienern einen höheren Stellenwert als ein Studium, bemerkt Tartaglia in unserem Gespräch mit einer gewissen Resignation.

Doppelte Halbsprachigkeit und der Traum von der Rückkehr

Ganz gleich, ob nun das deutsche Schulsystem oder die Mentalität der Emigranten der Hauptgrund sind, von einer gelungenen Integration der Kinder kann man bisher jedenfalls nicht sprechen. Vielmehr macht den meisten noch immer ein Phänomen zu schaffen, das die Fachleute mit "doppelter Halbsprachigkeit" umschreiben. Während die Jugendlichen recht schnell die saarländische Umgangssprache lernen, beherrschen sie oft weder die Muttersprache noch die hochdeutsche Schriftsprache perfekt. Sie fallen folglich in ein regelrechtes Sprachloch und damit verbunden gleichzeitig in ein Identitätsloch.

Schulrat Tartaglia sieht als Ursache für dieses anhaltende Dilemma, daß viele Emigranten vom Traum vom kleinen Häuschen auf Sizilien oder der Zukunft

Jugendlichen, die nach Italien zurück wollen (ein vermutlich eher romantisches Gefühl, denn die meisten kennen die Heimat ihrer Vorfahren nur aus dem Urlaub). Im Zweifel bleibt die Familie dann aber im Saarland. Einen anderen Effekt dieses Lebens auf Abruf sollte man für die Zukunft nicht unterschätzen: Die Emigranten haben sich auf diese Weise jedem Modernisierungsprozeß entzogen - sowohl in Deutschland wie auch in Italien.

Konsulat und Kulturvereinigungen stellen Beachtliches auf die Beine, aber die Mentalität der italienischen Einwanderer läßt sich eben nicht so leicht verändern. Auch die Gemeindeschwester der katholischen Mission, Suor Ferdinanda, bemängelt die konservative Einstellung vieler Familien. Gewissermaßen seien die Familien so geblieben, wie sie zuhause vor dreißig Jahren gelebt hätten. Und fügt hinzu: "Nur hat sich inzwischen die Welt auch in Sizilien verändert!"

Die Einstellung der Eltern wird - oft unbewußt - von den Jugendlichen übernommen. So berichten mehrere sechzehnjährige Mädchen aus Saarlouis, daß sie zwar deutsche Freundinnen hätten. Aber sie würden nie abends mit ihnen in eine Kneipe gehen. Und



Vor dem Italienischen Konsulat - Anstehen um einen Pass

im Schoß der Familie in Kalabrien noch immer nicht Abschied genommen haben. Dabei sieht die Realität genau umgekehrt aus: Immer mehr alte Menschen ziehen zu ihren Familien ins Saarland. Häufig genug führt der Wunsch nach Rückkehr auch zu Streit innerhalb der Familie, weil irgend jemand immer hier bleiben will. Erstaunlicherweise, so ergaben unsere Gespräche, sind es im Moment mehr die

einen Deutschen zu heiraten, kommt nicht in Frage. Einen Grund für ihr Verhalten können sie meistens nicht nennen. Allerdings stellt sich in der Diskussion schnell heraus, daß sie vor allem eine andere Vorstellung von Partnerschaft haben als ihre deutschen Klassenkamerad(inn)en. Und das abendliche Ausgehen schickt sich für junge Mädchen nicht, wenn sie nicht den Ruf der Familie gefährden wollen.



Man bleibt unter sich, wo es geht, vor allem bei der Freizeitgestaltung - diese Devise wird von den älteren Emigranten beherzigt (und entsprechend weitergegeben). Viele sind inzwischen aus dem Erwerbsleben ausgeschieden, und in Saarbrücken, Völklingen oder St. Ingbert haben sich regelrechte Treffpunkte herausgebildet, an denen sich die Italiener efinden.

Neben diesen Cafés und Kneipen für die Männer dienen vor allem die Kulturvereinigungen als sozialer Bezugspunkt.

Kulturvereinigungen als Ghetto?

Giovanni di Rosa gehört zu den Italienern, die schon am längsten im Saarland wohnen. 37 Jahre, so erzählt er, lebt er schon im Ausland, zuerst in Frankreich, vor dreißig Jahren kam er nach Deutschland. Bis heute ist er Präsident der "Associazione Famiglie Siciliane" in Saarlouis. Dieser Zusammenschluß sizilianischer Familien wurde im Mai 1968 gegründet und war der erste italienische Kulturverein bei uns.

Di Rosa sieht die größten Integrationsprobleme unverändert bei der ersten Generation der Einwanderer. Achtzig Prozent von ihnen waren Südtaliener, so seine Schätzung, fast immer ohne Ausbildung und mit geringen Deutschkenntnissen. Auch wenn sie sich langsam hochgearbeitet haben (viele sind inzwischen in Rente oder Vorruhestand), so sind doch ihre Wertvorstellungen über die Jahre hinweg unver-

ändert geblieben. Sie halten an einem Bild ihrer Heimat fest, so wie sie sie vor dreißig Jahren verlassen haben.

Die Kulturvereine hatten anfangs die wichtige Funktion, die isolierten Emigranten überhaupt erst einmal zueinander zu bringen. Dennoch, eine Art Ghettobildung - wie manchmal behauptet wird⁷ - bestreitet di Rosa entschieden. Von Beginn an hätten die Vereinigungen auch Deutschen offengestanden, zugegebenermaßen jedoch ohne allzu große Resonanz. Die kam allerdings oft von anderen Ausländern wie etwa Jugoslawen. Und auch die "Associazione Famiglie Siciliane" stand natürlich nicht nur Sizilianern offen.

Hauptaktivitäten der meisten Kulturvereinigungen sind bis heute Feste wie traditionelle Tanzabende und gemeinsame Ausflüge und Fahrten. Dabei profitieren die Mitglieder von günstigen Preisen, die durch allerlei Zuschüsse der verschiedensten Seiten ermöglicht werden.

Auch wenn sich das anhand der Mitgliederstände kaum nachweisen läßt: Bei den jungen Leuten finden diese traditionellen Konzepte wenig Anklang. Giovanni di Rosa berichtet, daß die Mädchen oft von den Eltern mehr oder weniger eindringlich zum Mitgehen überredet oder gar gezwungen werden - was wiederum dazu führt, daß die jungen Männer, um die Freundin oder Verlobte zu treffen, ebenfalls (zähneknirschend) an den Veranstaltungen teilnehmen. Die ersten Sozialkontakte werden also auf den Abenden durchaus angebahnt, aber sobald ein Paar geheiratet hat, läßt es sich dann meistens nicht mehr blicken.

Um nicht in eine Sackgasse zu geraten, haben sich einige Emigranten schon sehr früh von dieser traditionellen Ausrichtung der Kulturvereinigungen abgewandt. So hat Giovanni di Rosa selbst ebenfalls vor 25 Jahren eine sizilianische Folkloregruppe mit dem Namen "Trinacria"⁸ gegründet, die heute zu den bekanntesten italienischen Gruppen in ganz Deutschland gehört. Hier herrscht kein Nachwuchsmangel, von den dreißig Mitgliedern sind mehr als die Hälfte Jugendliche. Und bei den ausgedehnten

Tourneen spielt die Gruppe oft vor einem Publikum, bei dem die Italiener in der Minderheit sind! Von einem Ghetto kann also keine Rede sein, vielmehr spielt für di Rosa gerade der Kontakt zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen eine entscheidende Rolle.

Noch deutlicher wird diese Funktion bei der Karfreitagsprozession, der "Via Crucis", die Laiendarsteller seit einigen Jahren unter der Leitung von di Rosas Bruder Giuseppe an verschiedenen Orten des Saarlandes aufführen: Das Publikum ist buntgemischt, und oft genug übersetzen Italiener für nicht so bibelfeste Freunde, Bekannte, aber auch zufällig neben ihnen stehende deutsche Zuschauer den sizilianischen Originaltext oder erklären den Gang der Handlung.

Allerdings bemüht sich von den knapp fünfzig italienischen Kulturvereinigungen im Saarland nur eine kleine Minderheit darum, Kultur aktiv zu vermitteln.

mer die Zahl der ausländischen Facharbeiter im Saarland weit über dem Bundesdurchschnitt, und die Autoren führen das ausdrücklich auf den hohen Anteil an Italienern zurück, die schon lange hier leben und dementsprechend besser qualifiziert sind. Auf der anderen Seite verfügen laut Arbeitsamt 87 Prozent der arbeitslosen italienischen Frauen und Männer über keinen Berufsabschluß. Damit liegt die Quote noch immer doppelt so hoch wie bei den Deutschen. Von steigender Arbeitslosigkeit sind bekanntlich immer zuerst die am niedrigsten Qualifizierten betroffen, deshalb trifft der momentane Stellenabbau Ausländer am stärksten.

Um die Integration am Arbeitsmarkt zu bewerten, muß die unterschiedliche Ausgangslage berücksichtigt werden. Im Vergleich zur deutschen Gesamtbevölkerung schneiden die Italiener bei einer Bewertung sicher schlecht ab. Allerdings ist zu bedenken, daß die erste und zweite Generation der Emigranten fast immer ohne abgeschlossene Berufsausbildung nach Deutschland kam und dementsprechend als

5.9.60
SCRITTE DISCRIMINATORIE CHE NON FANNO ONORE ALLE AUTORITÀ TEDESCHE

Nella Saar molti locali sono «verboten» agli italiani

L'episodio di Heiligenwald e le diverse versioni fornite da Herr Ammand e dal siciliano Carmelo I clandestini di Saarbrücken sono quasi tutti meridionali - Un giornale di Francoforte chiede che i nostri operai siano assistiti socialmente e culturalmente, ma da parte tedesca, intanto, non si fa nulla

NOSTRO SERVIZIO Saarbrücken, settembre V. ADU a togliere subito i cartelli e non se ne par- la più ripete- na la de-	se sia ancora tollerabile che varchi le frontiere gente im- preparata, senza alcuna cogni- zione dell'... ne' quale si r'	interlocutore — frequentata regolarmente la mia taverna. Per essi tutte le domeniche or- ganizzavo pomeriggi musicali. Le ragazze s'intrattenevano to-	convivenza con il paese ospi- tante. Quando si ripete che all'este- ro gli operai italiani sono stretti a condurre u'	tenza: ne' men'
---	--	---	--	----------------------------

Integration von unten

Auf einem anderen Gebiet hat die Integration dagegen nachweislich Fortschritte gemacht: bei der Arbeit. Weil sie am längsten hier sind, haben sich viele Italiener vom ungelerten Hilfsarbeiter hochdienen können. So liegt nach einer Studie der Arbeitskam-

ungelernte Industriearbeiter eingestellt wurde. Wenn man also diese ungleichen Voraussetzungen zugrunde legt, dann haben sich die Italiener an der Saar in die unteren und mittleren Gesellschaftsschichten weitgehend eingefügt. Der gesellschaftliche Aufstieg vollzieht sich eben im Schnecken tempo. Noch immer bestimmen der Facharbeiter bei Ford das Bild oder Saisonkräfte am Bau und im Gaststättengewer-

be, während der italienische Arzt oder die italienische Apothekerin die Ausnahme bleiben.

TEIL III: AUSBLICK

Aus den Gastarbeitern sind längst Nachbarn geworden, die Arbeitskräfte haben sich als Menschen entpuppt, die auf Dauer ihren Platz in der Gesellschaft beanspruchen.

Natürlich ist seit der Zeit der Schilder "Für Italiener verboten" vieles anders und besser geworden. Aber noch immer existieren Vorurteile und Diskriminierungen, wenn auch oft subtiler als vor dreißig Jahren. Gerade in letzter Zeit sind viele saarländische Italiener wieder mit Episoden von Ausländerfeindlichkeit konfrontiert worden, die ihnen ihre Andersartigkeit schlagartig wieder zu Bewußtsein kommen lassen. Und auch der italienische Staat bemüht sich, den Eindruck vom Status der Gäste im Ausland aufrecht zu erhalten. So ist vor den letzten Parlamentswahlen erneut ein Gesetz gescheitert, das den im Ausland lebenden Italienern die Teilnahme an der Wahl an ihrem Wohnort ermöglichen sollte. Die mühsame, oft tagelange Heimreise zur Wahl haben viele daraufhin nicht angetreten - sie wollen nicht nur als Stimmvieh herhalten. Doch das Modell der doppelten Staatsbürgerschaft wird von beiden Seiten, Deutschland wie Italien, boykottiert.

Dabei ist es längst an der Zeit, daß der Begriff Integration nicht immer nur als Einbahnstraße der Anpassung für die Zuwanderer verstanden wird. Auch die Gesellschaft muß sich verändern, auf ihre gar nicht mehr so neuen Mitglieder entschlossener zugehen. "Gastarbeiter in die Kommunalparlamente" ist ein Zeitungsausschnitt betitelt, der uns bei unseren Recherchen in die Hände fiel. Er stammt vom 4.2.1971 - die Forderung hat in über zwanzig Jahren nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.

1. Die Zahl der Italiener pendelt in den offiziellen Statistiken immer zwischen 15.000 und 18.000. Kurios ist lediglich, daß bei der letzten Erhebung durch den italienischen Staat rund 1.5000 zusätzliche Landsleute im Saarland "entdeckt" wurden. Ob es sich dabei um nicht offiziell gemeldete Italiener handelt, oder ob einfach das Statistische Landesamt des Saarlandes bei seinen Erfassungen geschluppt hat, läßt sich nicht feststellen.

2. Darauf verweist Rolando Pettinari in seinem Beitrag "Spurensuche", der im Sammelband "Unter Europäern. Die andere Kultur" von Wolfgang Schmitt erschienen ist (Hempel-Verlag, Lebach 1991).

3. Ascanio Micheloni, Missione Cattolica Italiana Saarbrücken. Note e ricordi dall'inizio 1954 al 1970, Udine... (unveröffentlichtes Manuskript).

4. Die *Turiner "La Stampa"* schickte im September 1960 offenbar eigens einen Korrespondenten nach Saarbrücken und widmete den Vorgängen im Saarland einen nahezu ganzseitigen Artikel. Der Bonner Korrespondent der römischen Tageszeitung "Il Tempo" versuchte dagegen einige Tage später herunterzuspielen: Es seien einzelne Episoden in Heiligenwald, der Grund sei das Glück, das die italienischen Männer bei deutschen Frauen hätten (und entsprechend die Eifersucht deutscher Männer).

5. "Wörtlich übersetzt: "nach der Schule". Es handelt sich dabei um einen Nachhilfe-Unterricht in Gruppen mit Aufsicht, vergleichbar der Schülerhilfe, mit der sich einige *doposcuola*-Gruppen inzwischen zusammengeschlossen haben. Das Wort "doposcuola" ist wohl analog zu "dopolavoro" ("nach der Arbeit") gebildet. Das "dopolavoro" ist meistens ein Treffen in einem eigens dafür angemieteten Raum, zum Teil auch mit Kantine. Der Begriff "dopolavoro" und das Konzept des Treffpunkts für Arbeiter sind übrigens eine "Errungenschaft" des italienischen Faschismus.

6. "Comitato per la assistenza scolastica italiana": die eigene, etwas irreführende Übersetzung lautet "Bildungsausschuß beim italienischen Konsulat". Der deutsche Name erklärt sich aus den Anfängen: Nach seiner Gründung 1967 war der Verein zunächst beim Konsulat angesiedelt, inzwischen ist er aber selbständig.

7. Giuseppe d'Auria wertet in seinem Beitrag "Sizilien und die Saar" (ebenfalls erschienen im Sammelband "Unter Europäern") die Ghettobildung als eine bewußte Entscheidung: "Die Italiener wurden täglich mit Mißachtung, böser Kritik und manchmal Haß konfrontiert. Man nannte sie Kanaken, Itaker, Spaghettifresser und so weiter. Man machte es ihnen nicht leicht, sich hier wohl zu fühlen. Wie sollten sie aber diesen Menschen, die so wenig Verständnis für andere Kulturen zeigten, näher kommen? So blieben sie bei ihren Veranstaltungen in geschlossenen Sälen."

8. "Trinacria", zu deutsch Dreispitz, gilt als Wahrzeichen Siziliens.

Džemaludin Alić

Gedichte aus Bosnien

Nek ne izlaze

Nek ne izlaze iz svog mraka.
Tamo im je vječno boravište.
Tamo izgubiše razbor i ljubav.
Zaboraviše proljeće, vjetar i kišu.
Prodadoše ono malo duše.
Sad nauk svoj svuda naokolo nude.
Ne sluša ih ni drvo, ni sunce, ni čovjek.
Ne znaju kada će ih smrt pozvati,
Kao što je pobrala našu djecu
Medju igrama.

Sie sollen nicht herauskommen

Sie sollen nicht
aus ihrer Finsternis herauskommen.
Dort ist ihre ewige Bleibe.
Dort verloren sie Verstand und Liebe.
Sie vergaßen Frühling, Wind und Regen.
Verkauften das bißchen Seele.
Jetzt bieten sie überall ihre Lehre an.
Weder Baum noch Sonne noch Mensch
können sie hören.
Wann der Tod sie rufen wird,
das wissen sie nicht,
wie er unsere Kinder pflückte
zwischen den Spielen.

Kad su ih poveljeli

Kad su ih poveljeli zora je svitala.
Pijetao je nijemo hitao.
Ptice su umukle u zraku.
Trava se nečujno plegla.
Oči mraka još se ne sklopiše.
Kad ih povedoše prema koritu za klanje
Djeca zatražiše mlijeko,
Majke sakriše svoj krik,
Očevi snagu.
Braće više nije bilo.
Sve su nadjačali neshvaćeni trenuci.
I kad je krv provrela ispod vrata
Dijete ugleda pogleđu travku
I zaiska nekog svoga.

Als sie ihn abholten

Als sie ihn abholten
graute der Morgen.
Lautlos zitterte der Hahn.
In der Luft verstummten die Vögel.
Gras legte sich geräuschlos hin.
Noch nicht geschlossen haben sich
die Augen der Finsternis.
Als sie sie zur Schlachtbank führten,
bettelten Kinder um Milch,
Mütter versteckten den Schrei,
Väter die Kraft.
Und die Brüder hat es nicht mehr gegeben.
Alles übertönten die unbegreiflichen Momente.
Als unter dem Hals das Blut
zu kochen begann,
sah das Kind den liegenden Grashalm
und rief nach den Seinen.

Oni ruše grad

Kao i sinoć oni danas ruše grad.
 Danas je nešto strašnije,
 Jer se sinoć ništa nije vidjelo
 Osim bljeska i plamena.
 Sinoć se ne vidješe ljudska tjelesa
 A danas su i djeca raskomanada
 I posvuda su raspršene njihove
 Svijetle oči. One pitaju
 Zašto i drugi dan
 Rade još strašnije isto.
 Danas oni ruše grad, kao i sinoć.
 Noćas ni oni nisu vidjeli
 Kako ide posao.
 Zbog toga danas nešto dotjeruju,
 Posebno dječje oči.

Sie zerstören die Stadt

Wie gestern abend
 zerstören sie auch heute die Stadt.
 Heute etwas schrecklicher,
 weil man gestern abend nichts gesehen hat,
 außer Blitz und Flamme.
 Gestern abend sahen sie nicht
 die menschlichen toten Körper,
 aber heute sind auch die Kinder zerfetzt
 und überall sind zerstreut
 ihre hellen Augen. Sie fragen,
 warum auch am zweiten Tag
 sie noch schlimmer das Gleiche tun.
 Heute zerstören sie die Stadt,
 wie gestern abend.
 In der vergangenen Nacht sahen sie nicht,
 wie die Arbeit vor sich ging.
 Deshalb verbessert sie heute noch etwas,
 besonders die Augen der Kinder.

Biographie:

Džemaludin Alić wurde 1947 in Tetovo bei Zenica (Republik Bosnien und der Herzegowina) geboren. Er schreibt Lyrik, Prosa, Essays und Kritiken. Seit 1969 liegen zahlreiche Veröffentlichungen in bosnischer Sprache von ihm vor.

Übersetzung der Gedichte von
 D. Nain und H. Schulitz

Doitsch-teutsche Befindlichkeiten

Wußten Sie, daß das Saarland, obwohl an der äußersten westlichen Peripherie der Republik gelegen, ein wichtiges Kapitel deutscher Ostpolitik mitgeschrieben hat? Möglicherweise gar einen Beitrag zur Erosion des Oststaates geleistet hat, indem es auf den Spuren von Bahrs subversivem Konzept "Wandel durch Annäherung" den Anfang mit deutsch-deutschen Städtepartnerschaften gemacht hat? Oder in anderer Lesart durch die Verschaffung äußerer Reputation das Siechtum einer kranken Gesellschaft verlängert hat?

So hätten es die Landesherren gerne. Als kleines Land ganz groß zu sein und im historischen Fahrwasser zu schwimmen. Leider Gottes (oder Gott-seidank) aber wurde und wird die Weltpolitik immer noch im Pentagon und an der Wallstreet, beim IWF und der Weltbank gemacht. Vielleicht ist es ja deshalb so still geworden um die historischen saarländisch-ostdeutschen Annäherungen, weil diese Erkenntnis sich inzwischen auch hier herumgesprochen hat und jeder weiß, daß die Vereinigung auf keiner Ost- und keiner Deutschlandpolitik beruht, sondern schlicht auf der Implosion des Sowjetreiches im Angesicht der geballten Macht des Kapitalismus.

Trotzdem, eine spannende Sache ist es allemal, die Berührungsversuche auf der kommunalen Ebene unter die Lupe zu nehmen. Die erste deutsch-deutsche Städtepartnerschaft wurde zwischen Saarlouis und Eisenhüttenstadt vereinbart; Saarbrücken und Cottbus folgten wenig später nach. Wir haben zwei Autoren, die etwas davon verstehen, weil sie dabei waren, um historisch-empirische Einsichten gebeten. Wir haben die erhalten, aber auch noch wesentlich mehr. Die beiden haben uns unfreiwillig ein Lehrstück dargeboten über deutsch-deutsche Befindlichkeiten, Wahrnehmungsmuster und Geschichtsdeutungen. Der Leser möge selber urteilen, wer ihm näher steht: der Ossie Matthias Körner, der in fast schon ethnographischer Manier die Abstrusitäten dieser geplanten Gesellschaft darstellt, oder der Wessie Wolfgang Zwiener, der sich vorläufig noch zu den Siegern rechnen darf, sich jetzt noch an "Alt-Stalinisten" abarbeitet und über das "verpfuschte Leben unter der Diktatur des Proletariats" sinniert, das auch durch Golf, Video und Marlboro nicht mehr heile wird.

Wie kommt man einer Aufforderung zur Bestandsaufnahme der Städtepartnerschaft Saarbrücken-Cottbus nach? Mit einer Cottbuser Losung aus jenen Tagen des Beginns vielleicht: "Überholen ohne einzuholen!"? Daran könnte man 1. feststellen, daß Anfang und Ende dicht beieinanderliegen und 2. die Losungen der DDR nicht realitätsfern und gleich gar nicht ohne Zukunft waren.

Oder wäre es besser, ein Märchen zu erzählen? Immerhin wurde im Rahmen der Städtepartnerschaft in Saarbrücken von Cottbusern ein "Lausitzer Märchen" aufgeführt. Vielleicht ging das so:

Es waren einmal zwei Reiche, die waren aus einem Großreich gebildet worden, das gerade mal wieder einen Krieg verloren hatte. Und beide Teilreiche machten sich das Motto zu eigen: Lieber das halbe Reich ganz als das ganze Reich halb. Das funktionierte aber nur bei einem Reich richtig, so wurde aus der Teilerei ein reiches und ein armes Reich. Und in dem armen einen wohnten die Brüder und Schwestern des reichen anderen. Das arme mußte immerzu behaupten, daß es eigentlich nicht arm sei, damit die Brüder und Schwestern sich wohlfühlen konnten. Aber eigentlich war es ja Quatsch mit den beiden Reichen, weil eins es auch getan hätte. Damit aber der Schwindel nicht aufflog, einigte man sich, daß jedes Reich vom anderen behauptete, das sei das Böse und man selbst das Gute. Und man gebärdete sich bei Audienzen grimmig. Derweil die Könige danach gemütlich beisammensaßen und scherzten und aßen und tranken und gemeinsame Lieder sangen. Damit das so schön blieb, hütete man sich vor den Brüdern und Schwestern und machte die Tore zu bzw. ließ sie zumachen. Man redete noch erobert hin und her und begründete sich die vielen Krieger gegenseitig mit dem Interesse des jeweils anderen Königs am eigenen Reich. Die Reichen ringsum fanden das ganz lustig und spielten mit. Die Brüder und Schwestern bekamen aus dem reichen Reich immer mal ein Paket. Aus dem roch es so verlockend. Und die Brüder und Schwestern wären am liebsten dem Geruch nachgefahren, weil sie meinten, so rieche die große weite Welt. Wer gut riecht, sagte das reiche Reich, ist nicht böse. Wer sich so parfümiert, sagte das arme Reich, führt Böses im Schilde. Der letzte König des armen Reiches hatte seine Kindheit in einer Gegend verbracht, die nun zum reichen Reich gehörte. Die wollte er einigen ausgewählten Brüdern und Schwestern nicht vorenthalten. Und so gab er dem Drängen des reichen

Saarbrücken

Ein Märchen und die ganze Wahrheit

Reiches nach Partnerschaften zwischen einzelnen Orten der beiden Reiche nach. Dafür durfte der letzte König des armen Reiches in das reiche Reich reisen, richtig als König und auch überhaupt nicht als letzter König.

Und als der letzte König zurückkam, roch er auch ein bißchen nach dem reichen Reich. Und das ärgerte die Brüder und Schwestern. Sie wollten nun endlich auch den Duft der großen weiten Welt um ihre Nasen haben. Und sie liefen auf ihren Straßen dem Duft entgegen, mit lauter lustigen Sprüchen. Die grimmig dreinschauende Palastwache, auch alles Brüder und Schwestern, lachte darüber derart herzlich, daß ihnen die Säbel verklemmten. Außerdem hatten die Wachfrauen und Wachmänner nun endlich auch eine Hoffnung auf ein gut riechendes Paket aus dem reichen Reich.

Bald aber reichte den Brüdern und Schwestern die Schickerei nicht mehr, und sie wollten das ganze reiche Reich in ihrem armen Reich haben, das schon kein Reich mehr war, weil es keinen König und nur noch offene Tore und Türen hatte. Die Brüder und Schwestern riefen also auf den Straßen: Wenn das reiche Reich nicht zu uns kommt, gehen wir zum reichen Reich. Und sie machten sich auf den Weg. Das arme Reich blieb auf der Straße liegen. Wer weiß, wie lange, hieß es im reichen Reich. Dort jubelte mancher Schatzmeister und rieb Daumen und Zeigefinger: Mensch, doch noch das ganze Reich ganz und gar billig. Und sie machten sich an die Arbeit. Und das Ganze wurde nicht ganz billig, aber ganz. Und der König des ganzen Reiches malte mit gerührter Stimme vor die Augen der heimgeholten Brüder und Schwestern ein blühendes ganzes Reich und sprach vom brüderlichen Teilen und ging aufs Ganze.

Ewig nörgelnde Propheten riefen: Das Ganze geht nicht auf.

Das alles nannten die eifrigen Geschichtsschreiber beider Reiche später: Revolution. Und sie freuten sich, daß in der Geschichte des großen Reiches endlich mal eine zum Ende gekommen war.

Und die Brüder und Schwestern? Die emteten Wind, der ihnen um die Nase wehte, wo sie doch glaubten, nur den Duft der großen weiten Welt im Revolutionsgärtchen gesät zu haben. Sie wollten die nörgelnden Propheten nicht gehört haben und sagten eines

Tages: Wir wollen nicht mehr brüderlich und schwesterlich zugeteilt bekommen. Nicht mal mit Halbe-Halbe gaben sie sich zufrieden. Sie forderten das Ganze ganz, für alle. Und in den Zeitungen des reichen Reiches, die nun ganz für das ganze Reich zuständig waren, meldete sich Unmut zu Wort und Unverständnis, wo doch viele Hofbeamte des ehemals reichen Reiches mit ihrer Kontonummer und vielen ausgeklügelten Verordnungen die armen Brüder und Schwestern auf Trab brachten.

Und so wurde aus dem Ganzen ein nicht mehr ganz so reiches reiches Reich. Und plötzlich waren es viel zu viele Brüder und Schwestern. Und die sind alle verbogen, vom Bücken vor ihrem letzten König, sagten die aus dem ehemals reichen Reich.

Und die aus dem ehemals armen Reich sagten: Die sind viel verbogener vom Kriechen vor dem Chef. Und der wurde der eigentliche König im ganzen Reich.

Da wollte man im Groß-Reich voneinander am liebsten nichts mehr hören, nichts vom Ganzen und nichts von dem Halben.

Und so partnerschaftet man nicht mehr halbherzig herum.

Und weil er nicht rechtzeitig gestorben war, blieb im großen Reich nur der letzte König des armen Reiches übrig. Aber weil der kein Spielverderber war und auch nichts erzählte von den gemeinsamen Trümereien am Kamin, hatte der König des neuen ganzen Reiches nur böse Worte, aber gute Taten für den letzten König. So sonnte sich der letzte König des armen Reiches seine letzten Tage königlich und also überhaupt nicht arm in einem weit entfernten und richtig schön sonnigen Reich, einer Gegend, wo der übriggebliebene König des alten armen Reiches eine Menge anderer Übriggebliebener aus dem alten ganzen Reich treffen konnte. Und wenn sie nicht gestorben sind, fängt das Märchen immer wieder von vorn an.

So also könnte ein Märchen gehen. Aber bei einem Märchen ist Gut und Böse zu schnell auszumachen, und es gewinnt immer das Gute. Und das ist langweilig und hat mit dem richtigen schönen Leben nichts zu tun. Und mit der Wahrheit und mit der Partnerschaft von Saarbrücken und Cottbus bestimmt auch nichts.

Also versuche ich es mit der ganzen Wahrheit. Die bildet sich, wie jetzt üblich, aus dem Halben, der Hälfte der Akten nämlich, der Osthälfte genauer. Die sind so schön für jedermann zugänglich. Für die Zugänglichkeit der offiziellen Chronologie ist der Westseite zu danken.

Es war 1987, da versuchte man von der Saarbrücker Seite aus die Städtepartnerschaft auf ein karnevalistisches Niveau zu heben. Angerührt wurde das bei einem Telefongespräch. (Ein Telefongespräch! Und das zwischen Saarbrücken und Cottbus! Das klingt heute so nach Hörer abnehmen und plaudern. Nein, 1987 war das ein starkes Stück Verständigung.)

Jedenfalls telefonierte man von Saarbrücken aus nach dem Karnevalistenaustausch. Derart lustvoll hatte man sich in Cottbus die Partnerschaft allerdings nicht vorgestellt. Die protokollierte Cottbuser Telefonantwort: *“Von diesem Gedanken höre ich das erste Mal, sagte ich und verschob die Verständigung darüber auf das nächste Jahr.”*

Erst 1990, 3 Tage im Juni, gelang es der Saarbrücker Karnevalsgesellschaft *“M'r sin nit so”* *“mit einer 16 Personen umfassenden Abordnung”* nach Cottbus vorzustoßen.

So ein bißchen, finde ich allerdings, lief die gesamte Partnerschaft wie Karneval und Kabarett ab.

Bleiben wir beim Telefon. So ein Gespräch nach Saarbrücken bereitete man gründlich vor, damit nichts schiefgeht und alles entkrampft wirkte und man selbst nicht in Schieflage geriet.

Eine Kostprobe aus den Akten, bei Auslassung der Namen:

Vorbereitung des Telefonats am 22.12.1986 mit Saarbrücken

- Bin ich mit dem Rathaus von Saarbrücken verbunden?

- ...; Rat der Stadt Cottbus (DDR) - Guten Tag!

- Spreche ich mit der Sekretärin von Herrn Oberbürgermeister ...?

- Verbinden Sie mich bitte mit dem Herrn Oberbürgermeister ...!

(Jetzt spaltet sich das Dokument in zwei Varianten:)

- Guten Tag! Mein Name ist ..., ich bin beim RdSt Cottbus verantwortlich für das Gebiet der internationalen Beziehungen. Herr Oberbürgermeister ... hat mich beauftragt, Ihrem Oberbürgermeister seine Grüße zu übermitteln und für die Einladung im Januar nächsten Jahres nach Saarbrücken zu danken.
- Guten Tag, Herr Kollege! Ich habe Ihren Brief vom 11. Dezember erhalten. Vielen Dank für Ihre Einladung.

(Nun wieder vereint im Text:)

- Wir nehmen sie gern an ...

(Zum Schluß:)

- Ich wünsche Ihnen für die bevorstehenden Feiertage frohe und erholsame Stunden (im Kreise ihrer Familie).



Staatstheater Cottbus

“Die Nutzungsvereinbarung für die Dias senden Sie uns bitte nach Unterschriftslegung umgehend zurück.”

(Stadtamt Cottbus an Saarbrücker Hefte, 30.06.94)

(Jetzt erwartet man, von der Gegenseite ebenso frohe Stunden herübergewünscht zu bekommen.)

- Danke! ... Auf Wiederhören!

(Man beachte: Auf Wiederhören, nicht auf Wiedersehen.)

In Saarbrücken war man auf das gewichtige Telefonat unvorbereitet, wie die Cottbuser Akten entlarven:

Telefongespräch mit dem Rathaus Saarbrücken am 22.12.:

Kam gegen 11.45 Uhr zustande.

...

OB ... hat bis zum 05.01.87 Urlaub, die persönliche Mitarbeiterin war in der Stadt, die Verbindung zum Bürgermeister ... kam nicht zustande, weil er nicht in seinem Zimmer war ...

Dafür Beamtensold von Saarbrücker Steuergroschen, auch zur Weihnachtszeit ist kein Platz für behördliche Saumseligkeiten! Das zerstört das Klischee von den fleißigen Wessis und den faulen Ossis auf dem Boden der beurkundeten Realität des getrenntdeutschen Beamtenalltags.

Besonders emsig ging es in Cottbus zur Sache, nachdem das Wiedersehen nicht mehr zu vermeiden war. Dafür erarbeitete man z. B. eine:

“Konzeption zur Vorbereitung einer Stadtauswahlmannschaft Volleyball männlich der Stadt Cottbus auf einen Vergleich in Saarbrücken/BRD gegen eine Mannschaft der Partnerstadt Saarbrücken.”

Hier daraus die Gliederung und einige Auszüge:

0. Termin:

...

1. Grundlagen:

...

2. Politisch-ideologische Vorbereitung:

2.1. Auftrag und Zielstellung

Die Stadtauswahl Volleyball männlich Cottbus hat den politischen und sportlichen Auftrag, einen internationalen Vergleich gegen eine Saarbrücker Volleyballmannschaft zu bestreiten.

...

Die für die Stadtauswahl nominierten Sportler sind so vorzubereiten, daß dieser Vergleich für den DDR-Sport siegreich gestaltet wird.

(Enthüllungsvorschlag des Autors: Welche unerlaubten Mittel wurden dafür eingefloßt?)

2.2. Politische Vorbereitung und Schulung der Mannschaft

Zu folgenden Themen werden Schulungen und Zusammenkünfte der Mannschaft durchgeführt:

1. *Die Beziehungen zwischen dem DTSB der DDR und dem DSB auf der Grundlage der Existenz zweier souveräner Staaten und Sportorganisationen.*

Verantwortlich: ...

Termin: ...

2. *Die kommunalpolitischen Aufgaben des Rates der Stadt Cottbus bei der Durchsetzung der Beschlüsse des XI. Parteitages und bei der Realisierung des Wohnungsbauprogrammes bis 1990.*

Verantwortlich: ...

Termin: ...

3. *Die Aufgaben des DTSB der DDR bei der Verwirklichung der Beschlüsse des XI. Parteitages und des VII. Turn- und Sporttages des DTSB der DDR - Die Kreisorganisation Cottbus-Stadt als Initiator und Organisator des Massensports im Territorium.*

Verantwortlich: ...

Termin: ...

2.3. Termine der Zusammenkünfte

...

3. Sportliche Vorbereitung der Mannschaft:

...

4. Organisatorische Vorbereitung:

Zur Vorbereitung auf den internationalen Sportvergleich mit der BRD wird eine Arbeitsgruppe gebildet, die die Leitungs- und Kontrollfunktion übernimmt und eine Abstimmung mit folgenden Leitungen regelt:

- SED-Kreisleitung Cottbus-Stadt

- Bundesvorstand des DTSB der DDR/Internationale Abteilung

- Bezirksvorstand Cottbus des DTSB der DDR

- Rat der Stadt Cottbus

5. Zusammensetzung der Arbeitsgruppe:

... (6 Funktionäre, Anm. des Autors)

6. Materiell-technische Sicherstellung:

Zu klären sind:

- Transportmittel Bus und Bahn,

- Spielkleidung/Trainingsanzug, Schuhe, Taschen,

- Delegationsgeschenk und Souvenirs.

Welche Chance hatte da noch der Gegner?!

Als Transportmittel wurde ein Bus geklärt, ein schön gemachter Ikarus-Reisebus. Der wurde voll, mit der Volleyballmannschaft und vier Schriftstel-

lern. Davon war einer ich. Und ausgerechnet mich fragte ein Saarbrücker Abgeordneter angesichts der vielen Empfangssektelche der Delegation:

- Wieviel Sportler gehören denn in der DDR zu einer Volleyballmannschaft?
- Genau wußte ich das auch nicht:
- Sportler, sagte ich, fünf oder sechs.

An der Stelle schiebe ich ein persönliches Mißgeschick vom Ende der Reise ein. Bei der nächtlichen Ankunft mit dem Bus auf dem Vorplatz des Cottbuser Bahnhofes nahm ich irrtümlich einen falschen Koffer. Ich bemerkte es erst auf dem Heimweg. Weil ich zu Hause meinen eigenen Westkaffee stolz aus dem Koffer zaubern wollte, bin ich zurück zum Bahnhof geeilt. Aber die vielen Volleyballer packten zu Hause schon ihren Westkaffee aus. Ich wollte gerade den Koffer aufmachen, um nach einem Hinweis des Besitzers zu fahnden. Da quietschten Reifen auf dem Bahnhofsvorplatz, das kam sonst nur als realitätsfernes Spannungselement im DDR-Krimi vor. Und gleich noch einmal. Und aufgeregt liefen bemäntelte Männer herum. Da stand auch schon der Delegationsleiter vor mir, mit meinem Koffer und

meinem Westkaffee. Ich hatte den Mann noch nie so glücklich gesehen. Und dabei hatte sein Koffer kein bißchen nach Westkaffee gerochen.

Unser Delegationsleiter hatte es auch in Saarbrücken nicht leicht, ständig wurde er neuen Klassenkampfsituationen ausgesetzt. Z. B. beim Delegationsgeschenk von Saarbrücken: Ein Buch eines Autors aus dem Hauptland des Klassenfreundes. Irgendwoher hatte der Delegationsleiter dann in Erfahrung gebracht, daß zwischen den westlich glänzenden Buchdeckeln östliche Glasnost steckt. Wie sollte er da durchsehen können. Deshalb sah er das Buch des Klassenfreundes als klassenfeindlich und das Geschenk als eine Provokation. Groß war seine Freude bei eindeutigen Situationen: In einem vorweihnachtlichen Schaufenster glänzten Stanniolsterne im Rhythmus der widerscheinenden Leuchtreklamen.

Ist im Westen eb'n ooch bloß alles Glanz und Glimmer, stellte er fest.

In Cottbus dagegen war die Ordnung tiefergreifend. Hier der aktenkundige Beweis:



Schloß Branitz, Fürst-Pückler-Museum

"Die Stadtverwaltung behält sich vor, Benutzungsentgelte zu vereinnahmen. Diese sind tabellarisch geregelt, entsprechend dem Verwendungszweck."
(Stadtamt Cottbus an Saarbrücker Hefte, 30.06.94)

Werter Genosse ...!

Bezugnehmend auf unsere persönliche Absprache ... übergebe ich Ihnen nachfolgend aufgeführte Objekte, die im Zusammenhang mit einem Delegationsbesuch aus unserer Partnerstadt Saarbrücken am Freitag, dem 2.9.88, dringend in einen ordnungsgemäßen Zustand gebracht werden müssen:

- defekter Blitzableiter an der HOG "Stadt Cottbus" (HOG: HO Gaststätte, Anm. d. A.)
- Leergutlagerung an der OGS Verkaufsstelle Berliner Straße (OGS: Obst Gemüse Speisekartoffeln, Anm. d. A.)
- Leergutlagerung WiB Verkaufsstelle Mühlstraße 7 (WiB: Waren des täglichen Bedarfs, Anm. d. A.)
- Leergutlagerung am Reformhaus Spremberger Str.
- Säuberung sämtlicher Schaufenster in der fußläufigen Zone des Wendischen Viertels und des Altmarktes

(Einschub d. A.: Man beachte, daß es auch schon in der DDR den Versuch gab, herausragende Wortschöpfungen zu kreieren. Die Marktwirtschaft nahm das beim Wort: In der fußläufigen Zone der Spremberger Str. reiht sich jetzt Schuhgeschäft an Schuhgeschäft.)

- ordnungsgemäßes Aufstellen der Werbeanzeige "Spreeperle" Spremberger Straße
- Ich bitte, die entsprechenden Handelseinrichtungen bzw. die verantwortlichen Betriebe zu beauftragen. Die Abnahme der genannten Objekt erfolgt am Donnerstag, dem 1.9.88 ab 15.00 Uhr.
Mit bestem Dank und sozialistischem Gruß ...

Sollte die Frage zum Sozialistischen Gruß auftauchen, die in Lausitz'sch heißt: Wie geht'n das?, so muß ich beschämt feststellen, daß ich das nie herausbekommen habe. Armbewegungen zumindest waren nicht vonnöten.

Aber bleiben wir bei der Partnerschaft. Hat man in Saarbrücken je einen Besuch derart liebevoll vorbereitet?

Es gab von der Saarbrücker Seite Fälle, die auf den ersten Blick liebevoll erschienen, aber schließlich war Klassenkampf die Suche nach dem Trojanischen Pferd. Genaueres Hinschauen war somit unbedingt erforderlich und das mit möglichst vielen wachsamen Augen. Deshalb informierte der Oberbürgermeister der Stadt Cottbus persönlich höchste

Funktionäre des Rates des Bezirkes und der Bezirksleitung der SED (Es empfiehlt sich, das laut und langsam zu lesen):

Fall-Information

05.10.1987

Nach erfolgter Abstimmung in der vergangenen Woche zu dem Telefonanruf eines Herrn ... vom Saarländischen Rundfunk beim Rat der Stadt Cottbus, der sich zu Filmaufnahmen in Eisenhüttenstadt aufhielt, überbrachte am Sonnabend, dem 03. Oktober, ein Kraftfahrer des Saarländischen Rundfunks 2 Pakete. Sie wurden vom Diensthabenden, Genossen ..., und dem Stadtrat für Energie, Genossen ..., im Beisein des BRD-Bürgers geöffnet und nach Kenntnisnahme des Inhalts entgegengenommen.

Die beide Pakete enthalten je 12 Flaschen saarländischen Weißwein der Sorte "Perler St. Quirinnsberg" und "Sehndorfer Marienberg" der Jahrgänge 1984 und 86. Hersteller ist das Weingut ..., das von mir und den anderen Mitgliedern der Cottbuser Delegation während des Aufenthaltes in Saarbrücken im Mai (11.-15.05.1987) besichtigt worden war. Der Besitzer des Weingutes, Herr ..., hatte auf eines der Pakete mit Filzstift geschrieben: "Herzliche Grüße aus dem Saarland, ..." Die Pakete enthielten weiter keine Mitteilungen.

Auf den Tag genau drei Jahre nach der Paketübergabe im Cottbuser Rathaus wurde vor dem Reichstag in Berlin die DDR zum Tag der Einheit übergeben, klassenkampflos. Vielleicht hätte man da vor der Annahme auch etwas genauer hineinsehen sollen: Am Ende handelte es sich um ein Trojanisches Pferd!

Oder ließ man sich von solchen Aussagen blenden: "Die saarländischen Gäste äußerten sich sehr positiv zu den Ergebnissen bei der Umgestaltung des Innenstadtbereiches und vor allem zur erreichten Einheit und Harmonie von Neubau und Erhaltung." Das Urteil mußte zählen, waren die Gäste doch vom Baufach. Weiterhin gab es bei dem Besuch "übereinstimmende Auffassung zu den positiven Auswirkungen der sowjetischen Abrüstungsvorschläge für ein friedliches Bestehen der Menschheit und ständige Arbeit der Bauschaffenden, Anerkennung zu den Leistungen des Dachdeckerhandwerkes, insbesondere der PGH (Produktionsgenossenschaft des Handwerks, Anm. d. Autors) Bedachung hinsichtlich Effektivität, Leistungsausführung, Reparatur-

raufgaben, Berufsausbildung, Ordnung und Sicherheit einschließlich Lagerhaltung im Betriebsgelände ...". Zur Sicherheit nochmal: Die Gäste waren aus Saarbrücken, nicht aus dem Politbüro.

Es drängt sich die Frage auf, woher die 17 Millionen Widerstandskämpfer in der DDR ihren Schwung zum Widerständlern hernahmen.

Na ja, alles hat man dem Westen nicht gezeigt, die vorgeblichen Rothäute z. B. hat man nicht filmen lassen: *"Genosse ..., verantwortlich für die Fernsehjournalisten aus Sb, stimmte mit mir ab, daß sie keine Aufnahmen der Indianergruppe machen können (gestern Mitglieder davon kennengelernt) ..."* Das war ein Fehler, weil man im Westen dadurch nicht lernen konnte, richtiges Rot von falschem zu unterscheiden, z. B. bei den Socken im Osten. Obwohl es dafür eine Eselsbrücke gibt: Zu echten Roten Socken gehört eine weiße Weste, die kann auch über dem Stuhl hängen, auf dem man den Sockenträger des guten Funktionierens willen gleich belassen hat.



Spremberger Turm (Wahrzeichen von Cottbus)

"Die Partner erklären ihr Einverständnis mit den getroffenen globalen und individuellen Regelungen." (s. o.)

Zusammenfassend ist zur "Aktenlage Ost" zu sagen: Manche Akten, auf die verwiesen wurde, habe ich nicht gefunden. Unvollständig blieb die Einsicht für mich auch deshalb, weil es sicher bei anderen Institutionen auch noch Unterlagen gibt oder gab.

Nach dem Herbst '89 sind sich die Saarbrücker und die Cottbuser in die Arme gefallen, hin und her und her und hin. Das muß die Luft aus der Partnerschaft genommen haben oder die Lust. Jedenfalls gibt es zwischen Saarbrücken und Cottbus jetzt hauptsächlich papiernes Geplänkel.

Mit Papier hat auch jene Wende in Cottbus zu tun, die von Saarbrücken aus gelenkt wurde: Die seltsame Verwandlung der Lausitzer Rundschau vom Organ der Bezirksleitung der SED zur unabhängigen Tageszeitung.

Das war praktisch, weil ich dadurch heute wieder weiß, was morgen in der Zeitung steht und weil gleich zu Anfang gratis - am Anfang war für die Osis noch vieles gratis - eine Karte von Cottbus und Umgebung beigelegt wurde. Die Umgebung war etwas großzügiger bemessen und benannte die polnischen und tschechischen Ortsnamen deutsch. Das war gut so, denn meine Generation hätte sonst womöglich nie die alten deutschen Namen erfahren. Wie hätten wir da ermaßen können, was wir so schmachvoll verloren haben.

Ohne diese Zeitungshilfe könnte ich mich bald nicht mehr orientieren: Die neuen Wegweiser der neuen Autobahnauffahrt in Cottbus vermerken ganz dünn und in Klammern Wrocaw, davor steht groß, dick und deutsch Breslau.

Daß man mit einer Grenze auch anders umgehen kann als heimzufahren ins Deutsche Reich, könnte man sich in Saarbrücken und Umgebung ansehen, und das ohne von einem Grenzer dazwischen hochnotpeinlich aufgehalten zu werden. Vielleicht fällt Cottbuser und Saarbrücker Künstlern Ähnliches ein wie "die Steine an der Grenze" zu Frankreich. Es müssen dazu ja nicht gleich alle in ein Boot.

Die Gemeinsamkeiten zwischen Saarbrücken und Cottbus scheinen doch eher zuzunehmen, nicht nur im Affärenschein des Rotlichts. Cottbus veranstaltet ein jährliches Festival des jungen osteuropäischen Films und Saarbrücken das Max-Ophüls-Festival. Also, zusammen etwas tun könnte man, daß vielleicht mal etwas zusammengehört. Das muß ja nicht unbedingt zusammenwachsen, weil danach nur ein Kopf übrigbliebe.

Saarlouis - Kleine Reminiszenz an die erste deutsch-deutsche Städtepartnerschaft (1)

Eisenhüttenstadt

Von Wolfgang Zwiener

Mit einem Blick auf die städtischen Parkanlagen müssen sich auch im Mai 1994 viele Eisenhüttenstädter begnügen. Der metaphorische Charakter blühender Landschaften gerierte gerade hier zur Ironie. Die Stadt aus der Retorte hängt wieder am Tropf.

Seit Gorbatschows Plazet zur 'Wiedervereinigung' und dem schnellen Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland leben ihre Bewohner zwischen Bangen und Hoffen. Ganz ohne plebiszitäres Procedere fiel die Stahlmetropole an der Oder unsanft aus dem Schoß des bankrotten 'Arbeiter- und Bauernstaates'. Als erste sozialistische Stadt der DDR hatte sie nicht nur ideologisch ausgedient.

Der Stahlbaron aus dem fernen Mailand - vorerst letzte Hoffnung der Walzwerker - zog sich wieder hinter die Alpen zurück. Der Schrumpfungsprozess der Belegschaft setzt sich fort. Blähten die Einheitssozialisten den Industriekoloß mit über 12.000 Mitarbeitern auf, erscheinen unter marktwirtschaftlichen Aspekten selbst 3.000 heute noch zuviel. Die Frage nach den Schuldigen stellt sich schnell, die Antwort erweist sich allerdings unter ehrlichen Maklern als recht kompliziert. Auf jeden Fall fehlte es bisher an Fortune.

Ganz im Zeichen der Gunst des Augenblicks standen dagegen die ersten Kontakte Saarlouis' mit einer Kommune 'jenseits von Mauer und Stacheldraht'. Sozialdemokraten und GRÜNE bildeten im Oktober 1984 die Mehrheit im Rat der Stadt. Die Landespolitik lag in den Händen des Ministerpräsidenten Oskar Lafontaine (SPD), der die These vertrat, das Alleinvertretungsrecht der Bundesrepublik bedeute eher ein Hindernis auf dem Wege, weitere menschliche Erleichterungen im SED-Staat durchzusetzen. Das Anerkennungstrauma der Alt-Herren-Riege in Ostberlin ermöglichte in diesem Bereich kaum eine politische Bewegung.

Zur Chronik: Der Stadtrat von Saarlouis unter Oberbürgermeister Dr. Manfred Heinrich (SPD) und seinem Koalitionspartner 'Die Grünen' beschließt zusammen mit der Opposition (CDU und 'Lisa', eine Bürgerinitiative) im Dezember 1984 einstimmig, eine Partnerschaft mit einer Stadt in der DDR einzugehen. Der stereotype Text aus Ost-Berlin im Februar 1985 entspricht dem, den zuvor schon viele westdeutsche Kommunen nach ähnlichen Versuchen erhielten. 'Keine Städtepartnerschaft vor einer staatlichen Anerkennung', lautet die Quintessenz der Ant-

wort und dokumentiert zugleich den Müdel-Charakter der Kommunen im zentral regierten Einheitsstaat. Doch die Zeit arbeitet gegen den praktizierten Anachronismus der Alt-Stalinisten. Die Exposition setzt die Weltpolitik schon einen Monat später: Mit Tschernenko begräbt die Sowjetunion den letzten Vertreter des Kalten Krieges, dessen Realitätsverlust die Rüstungsspirale in Ost und West permanent beschleunigte und die Militärausgaben potenzierte. Michael Gorbatschow betritt die politische Bühne. Friedrich Dürrenmatts 'Romulus' wird Realität. Der Krieg der Sterne findet nicht statt. Der Ruf nach 'friedlicher Koexistenz' dringt selbst durch die Mauern der Führungspaläste in Ost-Berlin. Solidarnosc jenseits der Elbe und der Ruf nach Freiheit an den Grenzen der 'Brüderstaaten' im Süden der 'Republik' kratzen am Weltbild der Greise um Erich Honecker.

Im November bahnt sich der erste Schritt zu einem Prozeß der Entspannung im deutsch-deutschen Verhältnis an. Als 'Unterhändler' figuriert Werner Viertel, ehemaliger Oberbürgermeister von Eisenhüttenstadt und nun Leiter der international agierenden 'Gruppe für Frieden und Freundschaft' in der Stahlmetropole. Die Renommierstadt an der polnischen Westgrenze mit einem Kanal zur Oder rekrutiert sich aus regimetreuen Genossen - ganz im Gegensatz zu Halberstadt, dem Wunschpartner Saarlouis'. In diese Stadt aus dem Mittelalter evakuierten die Nationalsozialisten die Grenzstädter, kurz bevor sie den Zweiten Weltkrieg anzettelten. Damals überraschte die Hilfsbereitschaft die Gäste wider Willen. Eisenhüttenstadt hingegen galt den Saarländern als unbeschriebenes Blatt. Dies sollte sich bald ändern. Der Vorschlag Ost-Berlins, die Stadt der Stahlkocher und Walzwerker als Partnerstadt Saarlouis' auszuwählen, entsprach dem uneingestandenem Ziel, die Errungenschaften des Sozialismus über die Westgrenze zu publizieren. 1953 auf märkischem Sand entstanden, diente es als Wohnstadt der Arbeiter in dem zugleich errichteten Eisenhüttenkombinat Ost (EKO). Damals noch 'Stalinstadt' genannt, unterstützte der Industriekomplex nach dem Beginn des Kalten Krieges das Bemühen der Sozialisten, von westlichem Import unabhängig zu sein. Polnische Kohle und sowjetisches Erz sollten zwischen Kiefernwäldern zu 'Friedensstahl' verschmolzen werden. Halberstadt, nur dreißig Kilometer von der westlichen 'Staatsgrenze der DDR' entfernt, konnte aus östlicher Sicht dem hart verteidigten Renommee eher Abbruch tun - bestand doch nicht die Garantie

der 'Linientreue' und viel eher die Gefahr einer neuen schnellen Verbrüderung mit den Saarländern. Der Gang auf diplomatischem Glatteis schien unkalulierbar, ging es doch um ein erstes Experiment und den direkten Vergleich zwischen unterschiedlichen Systemen. Zu dem ideologischen erhielt die SED-Führung noch geographischen Beistand. Das fast tausend Kilometer entfernte Eisenhüttenstadt bot eine natürliche Barriere, die den Kontakt in Grenzen hielt.

Neben internen Gesprächen führt der offizielle Besuch einer saarländischen Delegation mit Ministerpräsident Oskar Lafontaine bei Honecker im November 1985 endgültig zu der Liaison der beiden Grenzstädte. Nicht nur die Haltung der Sozialdemokraten aus Saarbrücken gegenüber der faktischen Realität eines zweiten deutschen Staates bewirkt bei dem Staatsratsvorsitzenden Hoffnungen auf eine zunehmende Anerkennung seines 'Arbeiter- und Bauernparadieses'. Auch sentimentale Gründe spielen nach Aussagen von Beteiligten bei dem gebürtigen Wiebelskircher mit, der auf diese Weise eine symbolische Verbindung zu seiner saarländischen Heimat schlägt.

Wilhelm Silvanus und Heinz Blatter, die Fraktionsvorsitzenden von SPD und GRÜNEN, sondieren im Dezember 1985 das neue Terrain und kehren mit positiven Nachrichten nach Saarlouis zurück. Der Gegenbesuch einer kleinen Delegation findet im Februar 1986 statt. Die Andeutung Werner Viertels, Reisebeschränkungen im Rahmen der Partnerschaft aufzuheben, löst überregionalen Wirbel aus. Doch der erste offizielle Besuch der Saarlouiser an der Oder schafft bald lange Gesichter. Die Hardliner in der SED-Hierarchie haben sich wieder durchgesetzt. Böse Zungen sprechen gar von der altbewährten Taktik erster Zugeständnisse, mit der man den 'Klassenfeind' später über den Tisch ziehen wollte. Auf jeden Fall werden die Hoffnungen auf eine 'normale' Städtepartnerschaft empfindlich gedämpft. Die 'private Unterbringung' - bei jeder westlichen Verbindung selbstverständlich - entwickelt sich zum Dauerproblem. Und als der Text, entgegen den Vereinbarungen, noch vor Vertragsabschluß in die Hände der Medien gerät, entsteht übertriebene Polemik aus den Reihen der Gegner dieses ersten Versuchs konkreter kommunaler Ost-West-Entspannung. Der Vorwurf der Kompetenzüberschreitung läßt sich schnell entkräften. Der Hinweis auf den 'Rahmen ihrer Möglichkeiten' im Text der Vereinbarung be-

weist es. Der überparteiliche Schulterschuß in Sachen Partnerschaft bewährt sich in der Stunde der Anklage, die gegen die 'vaterlandslosen Gesellen' erhoben wird. Hans-Joachim Fontaine, Fraktionsvorsitzender der CDU im Saarlouiser Stadtrat und selbst beteiligt an der Formulierung der Vereinbarung, wiegelt ab und bezeichnet die Aufregung seiner Parteikollegen jenseits der saarländischen Landesgrenze als 'Theaterdonner'. Und selbst die 'Saarbrücker Zeitung', beileibe nicht im Ruch stehend, sozialdemokratische Interessen an der Saar zu verteidigen, setzt sich ab von der Medienschelte aus dem konservativen Lager und unterstützt ohne lesbare Vorbehalte das ehrgeizige Projekt des Stadtrates.

Die Zeichen stehen weiter günstig. Wie im April 'drüben' schon besprochen und durch den 'Jahresplan 1986' festgelegt, besucht noch vor der offiziellen Unterzeichnung der 'Volkschor Eisenhüttenstadt' zur Zeit der 'Emmes' die Kreisstadt Saarlouis. Hinter dieser lapidaren Feststellung verbirgt sich allerdings eine kleine kommunalpolitische Sensation. Doch vor der Ankunft spielt die Tücke des Objekts mit. Ausgerechnet zur deutsch-deutschen Premiere versagt die Technik. Der Bus streikt und läßt sich nicht dazu bewegen, das 'Territorium der DDR' zu verlassen. Oder war auch das geplant? Der Gedanke an Manipulation und die Inszenierung dieses Zwischenfalls, Premierenfieber und plötzliche Angst vor der eigenen Courage machen sich in so manchem kritischen Kopf breit. Doch dieses Mal meint die DDR es ernst. Mitten in der Nacht und völlig übermüdet verlassen die Chormitglieder und ihre 'Betreuung' in Saarlouis den Ersatzbus. Zur Überraschung der Partnerstädter in spe demonstriert der 'Volkschor' nicht nur die erwartete Linientreue, sondern beeindruckt auch durch sein vielseitiges Repertoire und den 'ausgezeichneten Klangkörper'. Sorgen bereitet der ideologischen Begleitung allerdings der Dauerregen. Die Flucht in Zelte und Räume, zusammengepfercht auf harten Holzbänken, verschafft den Deutschen aus Ost und West reichlich Gelegenheit, sich näherzukommen. Das sprichwörtliche *Savoir-vivre* der Saarlouiser, das dem Wein eine besondere Rolle im täglichen Leben einräumt, löst auch die Zunge der Gäste aus der friederizianischen Streusandbüchse.

Die Premiere gelingt. Am 19. September 1986 unterzeichnen Oberbürgermeister Dr. Manfred Heinrich und Dr. Manfred Sader, sein Kollege aus Eisen-

hüttenstadt, im Theater am Ring feierlich die 'Ver-
einbarung über die Städtepartnerschaft'. Die Kriti-
ker der Verbindung geraten in Beweisnot, die allge-
meine Zustimmung wächst, und kluge Taktiker ah-
nen den lohnenden Versuch, rechtzeitig auf diesen
Zug aufzuspringen, der sich jetzt - teils elektrisch,
teils mit Hilfe kreischender sowjetischer Dieselloks
(*'Kreissägen'*) - in Bewegung setzt. Der obligatori-
sche Festakt in Eisenhüttenstadt vollzieht sich zwar
wesentlich unauffälliger und ohne *'störende'* Teil-
nehmer, doch die Würfel für eine dauerhafte Ent-
spannung scheinen endgültig gefallen. Langfristig
geplante *'Jahresvereinbarungen über gemeinsame
Aktivitäten'* sehen den Austausch von Berufsgrup-
pen vor sowie den kultureller und sporttreibender
Vereine, den Jugendaustausch und selbst die Reisen
von *'normalen'* Bürgern durch die Vermittlung von
'Intourist'. Die *'private Unterbringung'* bei Gastfa-
milien schwimmt allerdings zunehmend hinter
nebulösen Argumenten der östlichen Seite. Immer
stärker schiebt die Stadtführung Eisenhüttenstadts
die beengten *'räumlichen Verhältnisse'* ihrer *'Kom-
fortwohnungen'* in den Vordergrund und erntet bald
verschmitztes Lächeln der Saarlouiser, denen die
politischen Nöte der Oderstädter längst bekannt
sind. Erich Pohl, Beigeordneter der Stadt Saarlouis
und beauftragt, die Partnerschaft zu betreuen, agiert
diplomatisch und bewußt unpolitisch auf diesem
heiklen Feld *'kommunaler Außenpolitik'*. Schon
wenig später gibt der zwischenmenschliche Erfolg
ihm recht. Das gegenseitige Mißtrauen - ideologisch
eingepflegt seit Jahrzehnten - weicht *'vorsichtigem
Optimismus'*. Beide Seiten beginnen, voneinander
zu lernen.

Acht Begegnungen, jeweils im Wechsel, kommen so
im Jahre 1987 zustande. Allerdings stehen der Wett-
kampf zwischen den Sportlern und der *'Jugendtou-
ristenaustausch'* im Zeichen früherer direkter Ver-
bindungen beider Staaten. Viel diskutiert wird als
neuntes Treffen die Teilnahme Saarlouis' an einem
'Friedenssymposium' in Eisenhüttenstadt, zu dem
bewußt keine adäquate Tagung an der Saar stattfin-
det. Kritiker weisen auf den außenpolitischen Cha-
rakter dieses Treffens hin, das wenig mit einer Städ-
tepartnerschaft zu tun habe und den einseitigen
Wunsch des Ostblocks nach Frieden suggeriere.
Doch die Saarlouiser, schon zu Beginn der ersten
offiziellen Kontakte im April 1986 davon überzeugt,
die besseren Argumente zu besitzen, sehen auch in
diesem Treffen keine Gefahr, stellvertretend für den
Westen an den Pranger gestellt zu werden. Geleitet

vom neuen Oberbürgermeister der Stadt Saarlouis,
Richard Nospers, beginnt in der Nacht zum 08. März
1987 die lange Busfahrt einer *'Arbeiterdelegation'*
an die Oder. Nospers, erst eine Woche im Amt und
daran interessiert, die Beziehungen beider Städte
zügig zu vertiefen, erhält auf dieser Fahrt schnell die
Gelegenheit, auf unkonventionelle Weise buchstäb-
lich *'vor Ort'* die Stimmung im zweiten deutschen
Staat einzufangen. Nach der *'bevorzugten'* Abferti-
gung an der Grenze weicht allmählich das beklom-
mene Gefühl der Reisenden. Der Gestank der Koh-
legruben weckt Erinnerungen an die Nachkriegszeit
im Saarland. Die in Gedanken Versunkenen unter-
bricht jedoch schnell die Hiobsbotschaft des Fah-
rers: *'Federbruch!'* Den Sieg ostdeutscher Schlaglö-
cher über den Komfort westdeutscher Reisebusse
erlebt nun auch die Delegation aus Saarlouis. Unru-
he macht sich breit. Mühsam erreicht der Bus die
'Autobahnmeisterei Karl-Marx-Stadt', das frühere
und heutige Chemnitz. Aber auch hier entsteht Rat-
losigkeit ob des nicht geplanten Besuchs des *'Klas-
senfeindes'*. Erinnerungen an verplombte Züge stel-
len sich ein, nachdem die *'Anordnung ergeht'*, im
Bus bleiben zu müssen. Doch die Ironie des Schick-
sals siegt über ostdeutsche Planwirtschaft. Der Bus
schafft es nicht, mit seinem *'Inhalt'* die Auffahrt zur
Rampe zu erklimmen, auf der die Feder geschweißt
werden soll.

Die ideologische Gefahr aus dem Westen wird plötz-
lich konkret. Keine Fensterscheibe schützt vor dem
unheilvollen *'kapitalistischen Einfluß'*. Ein leibhaf-
tiger Oberbürgermeister, ein Abgeordneter des Bun-
destages, zwei Landtagsabgeordnete und *'Arbeits-
kollegen'* aus der *'BRD'* stehen plötzlich planlos am
Sonntagmorgen auf dem Boden des *'Arbeiter- und
Bauernstaates'*. Und auch die Sprache bildet kein
wirksames Hindernis - lassen sich doch dialektale
Affinitäten, oft zur Empörung der Saarländer, nicht
ganz verheimlichen. Der Wunsch nach Kaffee, ge-
meinsames Grundbedürfnis, die morgendliche Kälte
des Vorfrühlings und der Sonntag, auch in der DDR
noch *'heilig'*, bilden schnell eine kleine Schicksals-
gemeinschaft. Die propagandistischen Vexierbilder
weichen dem Hauch des Mantels der Geschichte, der
die Baubude umweht, und das mildtätige Lächeln
Erich Honeckers, Zierde jedes öffentlichen Raumes
in der DDR, weckt nicht nur bei den Saarländern
ironische Züge. Oberbürgermeister Nospers nutzt
die Gunst der Stunde zu einem Stimmungstest am
Puls des Volkes, dessen Ergebnis auch die anderen
Saarländer verblüfft. Denn auf die Frage an einen

Mechaniker, ob es ihm jetzt unter Honecker gutginge, antwortet der Mann aus dem SED-Staat: "Unter Ulbricht ging's uns besser." Sein hartes Urteil begründet er durch Hinweis auf die Vetternwirtschaft Honeckers und die exponierte Stellung (Ost-) Berlins: "Überall, wo der Honecker hinfährt, werden die Fassaden angestrichen - und sonst passiert nix." ⁽²⁾

Bei der 'Saarlouiser Woche' tritt das ein, was alle insgeheim befürchteten: Ein Schlagzeuger als dem 'Unterhaltungsensemble EKO' begeht 'Republikflucht', taucht kurze Zeit in Saarlouis unter und im Schutze der saarländischen Polizei wieder auf. Der 'Reiseschwund' wirkt sich allerdings nicht sichtbar negativ auf die Partnerschaft aus - abgesehen von den 'Auserwählten', die jetzt noch strenger unter die Lupe genommen werden. Der Besuch Erich Honeckers im September 1987 in Bonn - mit sichtbarem süß-sauren Lächeln von Bundeskanzler Helmut Kohl begleitet - dämpft das Anerkennungstrauma der DDR und wirkt sich, den hierarchischen Strukturen des zentral regierten Einheitsstaates entsprechend, auch günstig auf die Städtepartnerschaft aus. Entgegen den Kassandrarufern der Skeptiker endet am 19. September 1987 das erste Jahr ohne politische Rückschläge.

Vielmehr bahnt sich im Oktober eine neue Premiere an, auf die der Stadtrat von Saarlouis mit Ungeduld wartete: Eine Arbeiterdelegation aus Eisenhüttenstadt übernachtet bei privaten Gastgebern. Diese Konzession der SED bleibt jedoch nicht ohne Folgen. Trotz Westfernsehens per Kabel (!) und ideologisch gut gerüstet entstehen traumatische Erlebnisse bei den Gästen - handelt es sich doch bei den Saarlouiser Privatleuten überwiegend um politisch engagierte Bürger, deren gesellschaftliche Position westdeutschen Wohlstand dokumentiert. Ost-Berlin zieht nach diesem 'Kulturschock' die ideologische Notbremse. Zwar erhalten nach Saarlouis auch andere westdeutsche Bewerber Partnerstädte - doch die 'private Unterbringung' bleibt die Ausnahme. Die Freiheit des einzelnen kam in der ideologischen Verblendung der alten Stalinisten nur als Restposten vor und rächte sich später bitter. Der Widerstand in der DDR wächst. 1988 deutet sich der dramatische Umschwung an. 'Perestrojka' und 'Glasnost', die Gorbatschow seit Jahren fordert, machen auch vor den Grenzen der DDR nicht halt. Eine Hauptbewegung entsteht aus den evangelischen Organisationen. Friedrich Schorlemmer glaubt an die Kraft ei-

nes 'neuen Denkens' und ein Zusammenleben der Menschen im Sinne urchristlicher Vorstellungen.

Die behutsam praktizierte 'Diplomatie des kleinen Mannes' bewahrt die Saarlouiser Stadtführung vor empfindlichen Rückschlägen durch politische Trotzreaktionen der DDR-Veteranen. Dennoch entsteht in dieser Zeit des Umbruchs keine krampfhaft betriebene Harmonie. Beispiele des Unmuts der Saarlouiser über allzu platte Worthülsen und endlose Funktionärslitaneien bei offiziellen Empfängen an der Oder zeigen Gespräche mit Delegationsteilnehmern. Die Vertretung Eisenhüttenstadts reagiert flexibler als ihre Führung in der 'Hauptstadt'. Die privaten Gespräche unter Kollegen, Bekannten und mittlerweile auch Freunden werden ehrlicher, und auch unter den Genossen entstehen Zweifel an dem starren Kurs und Hoffnung auf eine Reform à la Gorbatschow. Die Jahresvereinbarungen werden zunächst auch 1989 von den Eisenhüttenstädtern strikt eingehalten. Doch die 'hohe Politik' dringt jetzt in die Amtsstuben der Rathäuser. Kritiker des SED-Regimes gibt es nun auch offiziell in der Stahlmetropole. Die Stadt Saarlouis sieht sich unangenehmen Fragen ausgesetzt. Entgegen der Opposition im Stadtrat vermeiden SPD und GRÜNE eine fruchtlose Konfrontation mit der überforderten SED-Führung. Die zunehmend frostigere Atmosphäre - in manchen Städtepartnerschaften längst eingekehrt, teilweise sogar eingefroren - breitet sich zwischen Saarlouis und Eisenhüttenstadt nicht aus. Für die Saarlouiser beginnt am 4. Oktober die letzte Fahrt in den Staat Honeckers. Als Gorbatschow zum vierzigsten Jahrestag der DDR eintrifft, besiegelt sich das Schicksal des Staatsratsvorsitzenden und seiner Paladine. 'Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben', lautet das Urteil des 'Großen Bruders' aus Moskau. Am 18. Oktober drängt das Politbüro Erich Honecker zum Rücktritt. Zuvor geht jedoch in Eisenhüttenstadt alles noch seinen gewohnten sozialistischen Gang. Ottokar Wundersee, seit 1989 Nachfolger des herzkranken Dr. Manfred Sader, unterzeichnet die 'Jahresvereinbarung für 1990'. 'Privates Wohnen' lehnen die SED-Vertreter immer noch strikt ab. Die 'Ereignisse' vom Oktober 1987 in Saarlouis prägen langfristig das Bewußtsein.

Die ausgearbeiteten Pläne stehen das Jahr jedoch nicht durch. Als das Politbüro, gebeugt vom Freiheitsdrang seiner Bürger, am 9. November 1989 die Reisefreiheit für alle ankündigt, bricht endgültig der ideologische Damm und leitet die 'Wende' ein. Die

Mauer geriert zum Relikt des Kalten Krieges. Wilhelm Silvanus, Heinz Blatter und Oberbürgermeister Richard Nospers starten eine 'Blitzaktion' an der Oder. 'Partnerschaft zum Anfassen' lautet die Parole der Saarlouiser zum Angriff auf eine der letzten Bastionen des Sozialismus. Eisenhüttenstädter Bürger sollen in einer Straßenaktion nach Saarlouis eingeladen werden. Doch die SED-Vertreter wehren sich nach alter Manier. Als die drei in der Oderstadt eintreffen, ist die Aktion bereits gelaufen. 'Ausgewählt nach dem Reihenfolgeprinzip' steht schon ein Bus mit Insassen bereit. Nach kurzer 'Anhörung' der Initiatoren in der Stadtverwaltung kontern die Vertreter Saarlouis' und chartern einen zweiten Bus mit 'eigenen' Gästen. Die Ergebnisse der 'friedlichen Revolution' stellen die Städtepartner allerdings vor völlig neue Aufgaben. Standen zunächst die wirksame Verständigung und der Abbau von Vorurteilen im Vordergrund, so formuliert sich jetzt die verständliche Bitte um konkrete Hilfe aus dem sozialistischen Desaster. Die Stadt Saarlouis verspricht 'im Rahmen ihrer Möglichkeiten' Unterstützung 'beim Aufbau des örtlichen Handwerks' und der allgemeinen Wirtschaft im Einflußbereich Eisenhüttenstadts. Das Problem der 'privaten Unterbringung', jahrelang Zankapfel, löst sich plötzlich auf, Kontakte zwischen Vereinen und Institutionen besitzen nun Priorität. Daß sich dieser Prozeß nur ohne die korrumpierte SED vollziehen kann, wird allmählich auch in den Führungsetagen der Stahlmetropole bekannt. Offene Kritik und Verärgerung machen sich Luft gegen Mißstände und die oft mißlungene Läuterung der SED zur PDS sowie die Chuzpe der 'Wendehäule', die sich nach kurzem siegreichem Kampf gegen das eigene Gewissen wieder im Zuckerbäckerdekor der Amtsstuben niederlassen. Aber auch die kleinen Helden des Alltages, deren Zivilcourage oft unerkannt blieb bei denen, die plötzlich 'von irgendwo' unbürokratische Hilfe erfuhren, erhalten jetzt ihre späte Reputation.

Nach den ersten landesweiten Wahlen seit 1933, am 18. März 1990, folgen im Mai Kommunalwahlen. Das Ergebnis in Eisenhüttenstadt bedeutet für Insider keine Überraschung. Weltweit sinkende Stahlpreise zwingen die Stahlkocher in die Flucht nach Altbekanntem - belohnte doch die SED Linientreue mit materiellen Anreizen. Noch einmal wird die PDS/SED stärkste Partei. Die CDU liegt fast gleichauf, die Sozialdemokraten folgen mit knappem Abstand. Oberbürgermeister Wundersee (PDS) muß sich jedoch den neuen demokratischen Verhält-

nissen beugen. Verwaltungschef wird Wolfgang Müller (CDU), der sich auf eine Koalition mit SPD und den Liberalen stützt. Hohe Erwartungen in die überregionale Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion kollidieren mit persönlichen Ängsten vor Betriebsschließungen und Arbeitslosigkeit. Die 'Arbeitsgespräche' bestimmen jetzt die Termine zwischen den Stadtverwaltungen an Saar und Oder. Für die Eisenhüttenstädter steht die 'Verwaltungsreform' an der Spitze der Lektionen. In der Nacht zum 3. Oktober wird die DDR endgültig 'abgewickelt'. Trotz aller Freude über die selbsterrungene Freiheit mischen sich Sorgen und Befürchtungen in den bierseligen Taumel des 'glücklichsten Volks der Welt'. 'Video, Golf und Marlboro' schaffen bei vielen keinen Ausgleich für ein verpfushtes Leben unter der 'Diktatur des Proletariats'. Hammer und Zirkel, nicht nur eingestanz in alles, was der Propaganda dienen sollte, wirken weiter als Trauma. Katerstimmung macht sich breit - auch ohne Alkohol, der nun reichlich fließt. Bekennen sich die Vertreter Saarlouis' dazu, mitbeteiligt gewesen zu sein an den 'Haarrissen in der Mauer', so verpflichten sie sich nun, die gesellschaftliche Umwälzung auch über das Jahr Null hinaus weiter zu unterstützen. Die Partnerschaft erhält einen 'neuen Inhalt'. Alltag in Saarlouis, Alltag in Eisenhüttenstadt, Arbeitslosigkeit an der Saar ebenso wie an der Oder. Auch das eint die Menschen, erkennen sie, daß der einst 'Goldene Westen' sein glänzendes Gewand verloren hat. Eisenhüttenstadt im Mai 1994. Die Oderstädter sehen auf die Blütenpracht ihrer Parkanlagen. Die Stadt aus der Retorte hängt immer noch am Tropf ...

(1) vergl. dazu auch: Wolfgang Zwiener: Saarlouis - Eisenhüttenstadt, Chronik der ersten deutsch-deutschen Städtepartnerschaft, 1984-1992, Kreisstadt Saarlouis (Hrsg.), September 1993, 296 S.

(2) ebenda, S. 89/90

Religion in der Stadt

Von Jörg Metzinger

Totgesagte leben länger

Ob man dem Religionswissenschaftler Rudolf Otto folgt, der den Menschen religiös veranlagt sieht, oder mit einem marxistischen Religionssoziologen wie Günter Kehr die Aufhebung der Religion in eine solch ferne Zukunft verlegt, daß der mathematische Vergleich mit den Parallelen, die sich in der Unendlichkeit treffen, durchaus angemessen scheint - es setzt sich die Erkenntnis durch, daß Religion nicht am Ende ist. Im Gegenteil, dieser Markt boomt; Irrationales, Mystisches, große Gefühle: gerade in den Städten wächst ein unübersichtliches, breitgefächertes - oft natürlich nur implizit - religiöses Angebot.

Saarbrücken ist eine große Stadt, keine Großstadt. Trotzdem gilt auch für diese Stadt, was in den großen Metropolen deutlicher zu beobachten ist: eine Renaissance der Religion(en), versteckt hinter ganz unterschiedlichen Fassaden, allzuoft gepaart mit einer gnadenlosen Vermarktung der religiösen Bedürfnisse der Menschen, ihres Hungers nach Sinn und Bestätigung, nach Vergewisserung, was gut und böse ist.

Ein Streifzug über den multireligiösen Markt

Auch das Saarbrücker Angebot ist gut sortiert, ein Zeichen dafür, daß Nachfrage besteht. Scientology machte in der letzten Zeit Schlagzeilen, wobei weniger die Debatte um Helnwein interessant ist, als vielmehr die aggressiven Werbestrategien einer Powergroup, die sich mit professionellen Marketingmethoden und rechtlichen Feinheiten ein großes Stück vom religiösen Kuchen sichern will: Macht ist das Ziel der Scientology Church, dazu kommt der krasse Griff in die Taschen ihrer Mitglieder. Im letzten Jahr war eine Vorhut dieser Bewegung am St. Johanner Markt im Einsatz.

Religion auf dem Markt: Der St. Johanner Markt, dessen Kneipen- und Schickeria-"Kultur" Szene-Heftchen gern herausstreichen, ist zum Tummelplatz religiöser Anbieter geworden. Neben den Scientology-Leuten und den "klassischen" Wach-

turmverkäufern der Zeugen Jehovas fallen seit geraumer Zeit die properen amerikanischen Jungs der Heiligen der letzten Tage ins Auge - für manchen Punk-geschreckten Normalbürger sicherlich eine Augenweide. Denn die Mormonen-Jünger zeichnen sich durch korrekte Kleidung, kurzgeschnittene Haare und ausgesuchte Höflichkeit aus, die bis zur Selbstaufgabe geht. Kontakt haben sie reichlich, es gelingt ihnen - sicherlich geschult für diesen Auftrag - fast immer, mit Passanten ins Gespräch zu kommen.

relegere: wieder zusammennehmen (Cicero)

religare: mit Rücksicht beachten (Gellius)

religare: zurückbinden, verbindlich machen (Augustinus)

Gelegentlich tummeln sich seltsam gewandete Gestalten auf dem Markt, einzelne Narren, die ihre durchaus originellen religiös-politisch verbrämten Weisheiten zur Gau-

di der Marktbesucher auch schon einmal mit Hund und selbstgemalten Parolen-Tafeln unters Volk bringen. Andere malen ihre Parolen an die Wände des Marktes: unzählige Teufelssymbole finden sich in und um den St. Johanner Markt.

Im Europa-Wahlkampf mischte sich unter die Wahlstände am Markteingang ein besonderes neues Pflänzchen: die Naturgesetzpartei. Sie ist ein Ableger einer Bewegung, die in der "transzendentalen Meditation" ein Heilmittel gegen fast alles sieht: Kriminalität, Krieg, ökologische Katastrophen, schleppende europäische Einigung, Krankheiten, Alterungserscheinungen, Streß, nachlassende Leistungsfähigkeit, emotionale Unausgeglichenheit u.v.m. - zu hören im kostenlosen Einführungsvortrag im Meditationszentrum in der Nähe des Marktes. In die technischen Geheimnisse dieser wissenschaftlich gesicherten Methode, die bis in die Urzeiten indischer Kultur zurückreicht, an 10 Tagen eingewiesen zu werden, kostet satte DM 1400.-, ein "international festgesetzter Preis", an dem die Meditationslehrerin "leider" nichts ändern kann. 1% Meditierende weltweit genügen, um paradiesische Zustände herbeizuführen.

Maharishis lächelndes Programm, ins 4. Bewußtsein abzutauchen, ist eine Light-Mischung indischer Religiosität für westlich geprägte Weiße. Ganz im Gegensatz zum Original soll jener West-Gestreßte im trans-zendentalen Bewußtsein, jenem paradoxen Ort höchster Ruhe bei größtmöglicher Aktivität, nebenher wieder fit und leistungsbereit für den struggle of

life werden: Ein Regenerationsprogramm, das manche Firma ihren Mitarbeitern sogar bezahlen soll.

Gleich gegenüber dieses Zentrums findet sich eine der drei Saarbrücker Fachbuchhandlungen für Esoterik und angrenzende Gebiete (fast alle Buchläden der Stadt samt den großen Kaufhäusern haben wachsende Abteilungen für diese Literatur). Hier entfaltet sich das religiöse Angebot in aller Breite: New Age, Theosophie, östliche und westliche Mystiker, Spiritismus, Seelenwanderung, Schamanen, Edelsteine, heilkräftige Pflanzen, I Ging, geheimnisvolle Kugeln, Tarot, Kochen nach dem Ying/Yang Prinzip usw. Neben der Literatur finden sich Werbeprospekte für Seminare und Kurse in Saarbrücken und anderen Orten (im Saarland z.B. die Neumühle bei Mettlach und das Hirtenhaus am Bostalsee), dazu Angebote zu Exkursionen in ferne Länder.

Die christliche Szene beteiligt sich ebenfalls an diesem Markt, Gemeinden der etablierten Kirchen eher verhalten. Es gibt in Saarbrücken mehrere freie Christengemeinden, Baptisten, Methodisten, Alt-Katholiken, Alt-Lutheraner, Pfingstler und Adventisten. Auch Traditionalisten der katholischen Kirche, Lefebvre-Anhänger, die die alte lateinische Messe zelebrieren, sind am Ort. Bei der Europawahl traten auch fundamentalistische Christengruppen mit eigenen Parteien an.

Im Angebot der klassischen Erwachsenenbildungseinrichtungen, der Volkshochschule und den Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft, finden sich zunehmend spirituelle Angebote: Meditatives Tanzen im katholischen Johannishof in der Mainzerstraße, Tai-Chi im Programm der Evangelischen Akademie.

Die Werbebranche, schon immer der großen Wirkung von religiösen Sujets bewußt, nutzt unverhohlen religiöse Versatzstücke: so wird sich eine der nächsten Werbekam-

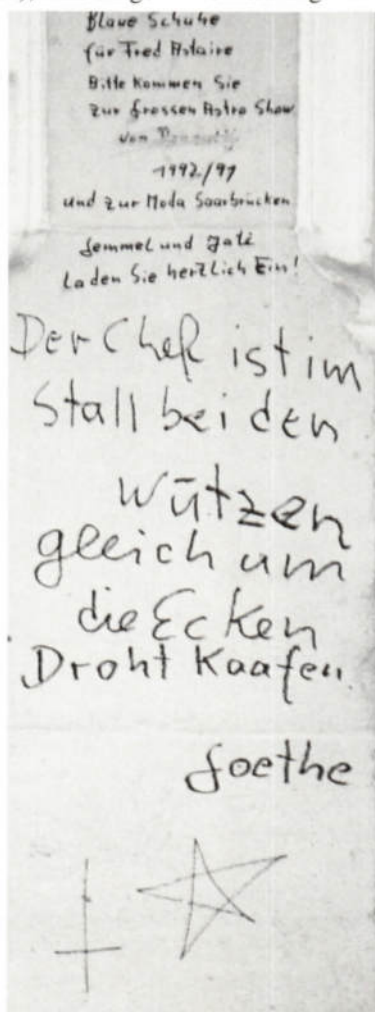
pagnen einer bekannten Saarbrücker Werbeagentur am Schöpfungsrhythmus der Bibel orientieren. Aber auch kleine Szeneläden gruppieren im Schaufenster schon einmal stahlgestylte Kerzenständer und chromblitzende Papierkörbe um eine Madonna im Strahlenkranz. Kreuze als Modeschmuck sind en vogue, groß am Ohr oder an die Kette gelegt zum siebziger Jahre Look.

Die Leistungsversprechen der einzelnen Anbieter auf dem religiösen Markt zeigen deutlich, was die Kunden suchen und zu finden hoffen. Die Kunden stehen - folgt man der Untersuchung von Rainer Waßner - meist in bürgerlichen Berufen: Angestellte, Lehrer und Therapeuten, zwischen 30 und vierzig Jahre alt, zu zwei Drittel Frauen. Sie brauchen Stabilisierung - im Beruf, der sie überfordert, in einer

Beziehung, der sie sich nicht gewachsen fühlen. An erster Stelle steht das Bedürfnis nach Ruhe und Ausgeglichenheit, nach Angstfreiheit, um Kraft zu tanken und den Alltag weiter bestehen zu können. Dazu paßt die gedämpfte Musik in den Esoterikläden, die alle Emotionen nivelliert wie ein akustischer Tranquillizer.

Auf dem religiösen Markt sucht man sich die Lebenshilfe, die man braucht, die Versicherung, heil zu werden und zu bleiben, auch den religiösen, emotionalen Haushalt auszugleichen, kurz: ein religiöses Fitnessprogramm.

Die Befriedigung dieser Bedürfnisse über Marktmechanismen zeigt, wie weit die Kommerzialisierung aller Lebensbereiche fortgeschritten ist. Geld für die religiöse Ware, Kursgebühren, Trainingskosten, Tagungsbeiträge - cash oder per Überweisung vor Lieferung. Ein Vertrag wird abgeschlossen, der klar Leistung und Kosten regelt, schnelle Ergebnisse werden meist vom Anbieter garantiert (bei der kostenlosen Informationsveranstaltung der Transzendentalen Meditation beweisen dies sogar Statistiken).



Neben den Kursen und Veranstaltungen sind dauerhafte Kontakte zwischen den Teilnehmern eher die Ausnahme.

Waßner hat herausgearbeitet, daß weniger eine Weltanschauung oder die Technik der neuen religiösen Bewegung wichtig ist, sondern im Mittelpunkt steht die Mittlerfigur, der Lehrer oder Therapeut: der Glaube, das Vertrauen an eine solche Person oder solche Personenhierarchien stehen im Zentrum vieler neuer religiöser Bewegungen - ganz analog zum Priesteramt, das in allen Religionen zu finden ist.

Kult und Kultur: Programme und Rituale

Schon im Wort zeigt sich die Verwandtschaft, im zuständigen Ministerium, dem für "Kultus", wird es noch deutlicher: "Religion ist die Substanz der Kultur, und Kultur ist die Form der Religion", so Paul Tillich, amerikanischer Religionsphilosoph.

Die Mehrheit der Kulturmacher und Kulturvermittler steht den verfaßten Kirchen sicherlich mehr als skeptisch gegenüber. Bei religiösen Fragen allgemein, ohne institutionelle Bindung sieht es schon anders aus.

Manche sagen, Kino, Theater, Museum, die Künste überhaupt seien an die Stelle der institutionellen Religionen getreten. Die neuen Pilgerwege führen in die großen Museen, zu den sakral inszenierten Mammutkonzerten der Rockidole mit ihren erhabenen Lichtspielen in riesigen Hallen oder Großstadion, zu riesigen Großkinos, den neuen Kathedralen. Das alles sind sicher Orte impliziter Religiosität.

Saarbrücker Spuren: Das Staatstheater bearbeitet schon geraume Zeit große Mythen - von griechischen Stoffen (Medea 1992/93) und mittelalterlichen Figuren (Kaspar Hauser 1993/94) über populär inszenierte biblische Stoffe (Jesus Christ Superstar 1992/93) bis zu modernen Kultstoffen (Rocky Horror Picture Show 1994/95); diese gestalteten Sinnangebote werden auf der Bühne weniger kognitiv vermittelt als vielmehr erlebt: die Zuschauer haben die Möglichkeit, aus der alltäglichen Welt in einen anders qualifizierten Raum zu treten - besonders beim Musiktheater und dem Ballett, wo in der Ära Schildknecht klare Schwerpunkte gesetzt werden.

Im Bereich der Bildenden Kunst ist die trockene, analytische Kunst auf dem Rückzug; der Zauber von Materialien, Spielereien mit Mythen, ritualähnliche Performances und transzendierende Erfahrungen spiegeln sich in Sujets und Inszenierung von immer mehr Kunst, auch in Saarbrücken: Lothar Baumgarten und Ulrike Rosenbach mit ihren Studentinnen und Studenten sind dafür Beispiele.

Selbst Kirchenräume werden wieder salonfähig, etwa für Rolf Viva 1992 in St. Augustinus auf dem Eschberg oder Uwe Loebens 1994 in der Johanneskirche.

Die Ausstellungsräume der Museen und Galerien hatten schon immer Qualitäten, die sie mit Sakralräumen vergleichbar machen; durchaus im Trend: die Abkoppelung der Stadtgalerie von einer profanen Kneipe. Und nur am Rande notiert: das Ritual der Vernissagen in angemessener, meist schwarzer Kleidung, mit der Predigt einer bedeutenden Person, der Darreichung von Wein und Brothäppchen und anschließender gemeinsamer Prozession zu den Exponaten.

Ein Blick auf die Religionsinstitutionen

Die (noch) etablierten religiösen Großinstitutionen realisieren nur langsam, daß sie mit auf dem Markt stehen und sich der Konkurrenz stellen müssen.

Geistlich ausgetrocknet, neben der Vermittlung historischer oder politischer Weisheiten vor allem mit der Freizeitgestaltung eines relativ kleinen Teils ihrer Mitglieder beschäftigt, laufen den Großkirchen die Kunden davon - nicht selten an fundamentalistische Kreise der eigenen Coleur. Im Schatten der Subvention durch Kirchensteuer wird weiter mit dem Geld von 2000 Menschen um 200 gekreist.

Die Kirchengemeinden sind in Saarbrücken weitaus höher als im Umland, die Jahrgänge werden immer jünger - ohne daß ausgesprochene Kirchenfeindschaft dahinter stünde. Die Angebote der Großkirchen sind für viele Menschen ohne Erlebnisqualität und schlicht belanglos.

Dazu kommt in Saarbrücken eine Parochialstruktur, die das Stadtgebiet in einzelne Gemeinden unterteilt, deren Trennungslinien und separate Organisation für immer mehr Menschen undurchschaubar ist. Von



EVANGELISCHE KIRCHE IM RHEINLAND



ANDERS ALS SIE GLAUBEN

fundamentalistischen Strömungen innerhalb der Gemeinden ist wenig zu sehen; allein die Traditionalisten auf katholischer Seite verzeichnen Zulauf - allerdings umfaßt deren Einzugsgebiet das ganze Saarland.

Die evangelischen Gemeinden haben einen größeren Aderlaß zu verzeichnen als die römischen Brüder und Schwestern. So mancher an der katholischen Basis mit progressiverem Profil muß dazu noch gegen die Image-Dämpfer seitens der konservativen Hierarchie-Spitze seiner Kirche kämpfen.

Beide Großkirchen streichen ihr soziales Engagement heraus, das teilweise flächendeckende Angebote umfaßt, etwa im Kindergartenbereich. Doch zieht auch diese Argumentation immer weniger: das spezifisch Religiöse solcher Einrichtungen erschöpft sich manchmal nur in der Konfessionalität der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Und die Menschen erwarten religiöse Angebote, geistliche Übungen, Wachsen der Seele.

Einige Verantwortliche in den Institutionen haben diesen Mangel erkannt und versuchen gegenzusteuern; Werbekampagnen wie in Köln oder auch die Fernsehkooperation des Bistums Trier werden zwar selbst innerkirchlich kritisch gesehen: Wenn man wirbt, muß etwas im Schaufenster liegen; aber sie zeigen, daß die Marktsituation langsam erkannt wird. Neben den verschütteten mystischen Traditionen des Christentums entdecken immer mehr Kirchengemeinden den eigentlichen "Schatz der Kirche", die Kirchenräume. Besonders im Protestantismus lange aus ideologischen Gründen als "Äußerlichkeit" vernachlässigt, zeigt sich auch in Saar-

brücken ein neues Bewußtsein für die Qualität sakraler Räume: St. Michael, Thomas Morus und die Johanneskirche auf St. Johanner Seite, Jakobskirche und Christkönig auf Alt-Saarbrücker Seite planen Umgestaltungen ihrer Innenräume, teilweise mit professioneller Beratung durch Künstler, Architekten Wettbewerben und Zusammenarbeit mit der Hochschule der Bildenden Künste.

Die Großkirchen stehen nicht nur bei vielen ihrer Kirchenräume vor der Aufgabe, bei laufendem Geschäft einen fundamentalen Umbau in Gang zu setzen. Sie müssen sich vor allem im genium religiösen Bereich, der traditionell als Frömmigkeit verstanden und heute gern mit der Vokabel "Spiritualität" benannt wird, neu profilieren.

Literaturhinweise:

- Peter L. Berger: Auf den Spuren der Engel. Die moderne Gesellschaft und die Wiederentdeckung der Transzendenz. Frankfurt a.M. 1969 (Freiburg 1991)
- Kirche im Abseits? Zum Verhältnis von Religion und Kultur. Hg.v. Rainer Bürgel, Hans A. Müller und Rainer Volp. Stuttgart 1991
- David Jordahl: Die zehn Ängste der Kirche. Stuttgart 1993
- Religion als Wahrheit und Ware. Hg.v.Hans-Werner Dannowski. Hamburg 1991 (Kirche in der Stadt Bd.2)
- Rainer Waßner: Neue Religiöse Bewegungen in Deutschland. Ein soziologischer Bericht. Stuttgart 1991 (EZW-Texte, Information Nr.113).

(G)astronomische Verluste

Persönliche Anmerkungen zum natürlichen

Abgang zweier Traditions - Gasthäuser

Von Johannes Petrenz

Das Eisbein-Syndrom (Prolog)

Ich leide an einer äußerst seltenen und rätselhaften Krankheit. Ein Neuropsychologe, dem ich mich vor Jahren anvertraute, und der mir inzwischen zu einem lieben Freund geworden ist, hat meinen Fall erst kürzlich im Rahmen eines Fachkongresses geschildert. Wenn ich mich recht entsinne, sollte das Vortragsmanuskript, zumindest auszugsweise, in einer der nächsten Ausgaben des "British Medical Journal" abgedruckt werden.

Langsam

verlieren wir das Bewußtsein

von unseren Verlusten

und so leiden wir

an Knappheit keinen Mangel.

(G. Kunert)

se sehe ich jede einzelne Krume des frisch gemahlenen Semmelmehl, ich sehe den matten, gold-gelben Seidenglanz, der diese Krume umhüllt und der signalisiert, daß hier Brattemperatur und -dauer in einem Verhältnis standen, welches man in anderem

Zusammenhang als "goldenen Schnitt" bezeichnen würde. Ich sehe die winzigen Salzkristalle auf der Oberfläche der stroh-gelben Fritten, die, mangels Schwitzwasser, (noch) nicht bereit sind, in Lösung zu gehen. Kurzum, ich sehe Details, die Stefan nicht einmal wahrnehmen würde, wenn er ein leibhaftiges Schnitzel nebst Lupe vor sich hätte; Details, die

auch nur annähernd zu beschreiben, den Rahmen (selbst einer Doppelnummer) der "Saarbrücker Hefte" sprengen müßte. Apropos Stefan: Stefan kennzeichnet meine Imaginationen als "abnormen Überschuß an eidetischer Fähigkeit". Er redet von einer "relativen Überentwickeltheit der rechten Hemisphäre" meines Gehirns, wobei er dieses "relativ" -je nach Laune (vor allem, wenn wir uns wieder einmal gestritten haben, was in letzter Zeit leider öfter vorkommt)- in einer unangenehm süffisanten Art und Weise betont. Aber von **Stefans** speziellen Problemen will ich später ausführlicher berichten.

Die Tatsache, daß Stefan, so heißt mein ärztlicher Freund, das Krankheitsbild erstmals beschrieben hat, verleiht ihm unbestreitbar gewisse Rechte, was die Namensgebung betrifft. Daß er mein Leiden allerdings ausgerechnet als "**Eisbein-Syndrom**" bezeichnen mußte, kann ich ihm bis zum heutigen Tag nicht ganz verzeihen (ich denke schon mit Grauen an den banalen Beigeschmack der englischen Übersetzung "Hip-Bone-Disease"), zumal ich nach wie vor den Verdacht hege, daß er diese Bezeichnung mit einem gewissen Augenzwinkern verwendet. Überdies vermeidet Stefan in auffälliger Weise den Begriff der "Erkrankung". Er klassifiziert meine Probleme als "ernsthafte Gesundheitsstörung", eine Begriffswahl, die mir, angesichts der Schwere meines Leidens, kaum angemessen erscheint, jenes tendenziell sogar eher verharmlost. Um unsere Freundschaft nicht weiter zu belasten, haben wir inzwischen eine informelle Übereinkunft gefunden, nach der wir den Sachverhalt (intern) schlicht und einfach mit "**Es**" umschreiben. Von diesem **Es** soll jetzt die Rede sein.

Es überkommt mich in völlig unregelmäßigen Abständen, überfallartig und ohne jegliche Vorwarnung. Zunächst sind da diese Bilder. Vor meinem inneren Auge entrollt sich von einem Moment auf den anderen das panoramaartige Abbild eines "Wiener Schnitzel mit Pommes Frites", eines "Rotbarschfilet mit Bratkartoffeln" oder des vermaledeiten "Eisbein mit Sauerkraut". Diese inneren Bilder sind von unübertreffbarem Detailreichtum, von einer grandiosen Plastizität und Farbechtheit. Während der ersten Phase eines Schnitzelanfalls beispielsweise

Es überkommt mich, wie gesagt, zunächst in Form eines inneren Bildes von überwältigender Schönheit. Wenn ich Schönheit sage, muß ich hinzufügen, daß ich beim Anblick dieses inneren Bildes seltsam ergriffen bin. In meinem Innersten paaren sich in diesem Moment das Bild eines Schnitzels, eines Fischfilets oder eines Eisbeins mit einem Gefühl von Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit, das ich sonst nur als Kindheitserlebnis kenne. Ich denke hier beispielsweise an die erwartungsvolle, fast religiöse Stille am elterlichen Mittagstisch, von der das Tranchieren des all-weihnachtlichen Gänsebratens durch unseren Vater begleitet wurde. Ein Akt, in dem sich erwartungsvolle Hoffnung (auf kommende Genüsse) mit absoluter Sicherheit (ein echtes Familienoberhaupt zu haben) vereinigten.

Leider haben diese Bilder und die damit verbundenen Glücksgefühle nur für wenige Sekunden Bestand (Stefan nennt diese Phase "Aura"). Unmittelbar danach beginnt meine persönliche Hölle: Das bis dato, als Totale, stehende Bild löst sich in eine Se-

quenz von Einzelbildern auf, die ihrerseits eine zutiefst beunruhigende, ja quälende Dynamik entfalten. Um beim Beispiel eines Schnitzelanfalls zu bleiben, wäre hier etwa folgendes zu schildern: In einer Einstellung sehe ich den in's riesenhafte vergrößerten Ausschnitt einer Fritte mit einem gigantischen Salzkristall in der Mitte, das sich nach und nach auflöst. In einer anderen Einstellung richtet **Es** mein drittes Auge auf die Oberfläche einer Krume Semmelmehl's, die sukzessive ihren Seidenglanz verliert und dabei eklig aufquillt. Dann ist da ein ganzes Ensemble von Fritten, die, anfangs wie ein Haufen Mikadostäbchen durcheinander stehend, in quäsender Langsamkeit ihrer sich ändernden Konsistenz sowie der Schwerkraft nachgeben. In einer der schlimmsten Einstellungen sehe ich den mit dem Saft einer Zitrone benetzten Ausschnitt der Schnitzel-Oberfläche, wobei die Panade mit der Zeit immer mehr ausbleicht und sich, wellenförmige Falten oder gar Blasen bildend, vom Schnitzel-Korpus zu lösen beginnt.

Diese Szenen wechseln einander mit abrupten Schwenks und in immer rasanter werdender Schnittfolge ab. Vor meinem dritten Auge entsteht ein phantasmagorisches Hin und Her von Wahrnehmungen, die in konvulsivischer Art und Weise von mir Besitz ergreifen. Doch damit nicht genug. Jetzt treten nach und nach auch alle übrigen Sinne auf den Plan. Ich beginne das Wiener Schnitzel erst zu riechen, dann zu schmecken, was einen unangenehm starken Speichelfluß auslöst. Mein Tastsinn erspürt die Wenigkeit des Widerstands, den dieses Schnitzel selbst dem stumpfsten Messer gegenüber entgegenzusetzen bereit ist. Ein inneres Ohr vernimmt in stetig steigender Lautstärke das trockene Rascheln der Fritten. Schließlich beginne ich sogar innerlich zu kauen. Bei diesem inneren Kauen handelt es sich offensichtlich um spontan freiwerdende Inhalte eines propriozeptiven Gedächtnisses (Stefan: "unglaublich"); äußerlich zumindest ist mir dabei nach Aussagen Dritter nichts anzusehen.

Das zunächst scheinbar wirre Durcheinander aus optischen, akustischen, olfaktorischen und taktilen Erinnerungsfetzen (O-Ton Stefan: "multiple sensorische Hypermnese") entpuppt sich immer mehr als wohlgeordnete Schlachtformation, mit der **Es** mich zu bedingungsloser Kapitulation zwingen will. **Es** ruft, nein, **Es** brüllt: "**IB es !**". In diesem zugespitzten

Stadium des Anfalls gibt es für mich bis zum heutigen Tag nur ein wirksames Therapeutikum: Den sofortigen Gang in's Saarbrücker **Gasthaus Horch**. Nur hier bekomme ich ein "Wiener Schnitzel mit Pommes Frites und Gemüsebeilage nach Saison", dessen reale Erscheinung meinen inneren Bildern so weitgehend entspricht, daß letztere durch Interferenz gelöscht werden, wodurch ich dann schlußendlich mein inneres Gleichgewicht zurückgewinne.

Um Mißverständnissen bezüglich meiner Ernährungsgewohnheiten vorzubeugen, muß ich an dieser Stelle kurz auf die Häufigkeit, bzw. die Intensität meiner Anfälle eingehen. Diese verhalten sich grundsätzlich umgekehrt proportional zueinander. Die geschilderte Schnitzelkrise gehört, ebenso wie die Rotbarschfiletkrise, zu den mittelschweren Vorfällen, beide ereignen sich so circa 3-4 mal pro Jahr. Einen veritablen Eisbeinanfall erleide ich allenfalls einmal jährlich. Dafür ist dessen Symptomatik derart grausam, daß eine Schilderung an dieser Stelle die Grenzen des guten Geschmacks verletzen, wenn nicht gar die Zensur auf den Plan rufen müßte. Der Eisbeinanfall treibt mich übrigens, ebenso wie die Schnitzelkrise, in's "**Gasthaus Horch**", während sich meine Rotbarsch-Phantasien ausschließlich auf das Restaurant "**La mer**" am St. Johanner Markt konzentrieren. Von all den anderen Anfallsarten (insgesamt 11) soll hier nicht weiter die Rede sein, weil die jeweiligen Therapie-Orte Gott sei Dank noch nicht zur Disposition stehen.

Vom traditionellen Gastronomie - Konzept ...

Der einfühlsame Leser wird wahrscheinlich längst registriert haben, daß meine Fixierungen auf das "Horch", bzw. das "La mer" klassische Züge von Suchtverhalten in sich bergen.

Das ist zumindest Stefan's Meinung, der ich mich mittlerweile, wenn auch widerstrebend, angeschlossen habe. Bemerkenswert bleibt allerdings, innerhalb welcher kurzer Zeitspanne (ich lebe erst seit knapp 4 Jahren in Saarbrücken) sich derart starke Abhängigkeitsverhältnisse ausbilden konnten. Dieses Phänomen läßt sich im Grunde genommen nur mit einem Blick auf das wichtigste gemeinsame Charakteristikum zweier, ansonsten recht unter-



schiedlicher Gastronomie-Konzepte erklären: Beide Konzepte zeichnen sich durch ihre bedingungslose Verpflichtung einer je spezifischen Tradition gegenüber aus. Traditionen, die bei der Erschaffung meiner inneren Bilder, also wahrscheinlich schon von Kindesbeinen an, heimlich Pate gestanden, bzw. sich sonst irgendwie in meine kulinarische Ontogenese eingeschlichen haben müssen.

Beginnen wir mit dem Fischrestaurant **“La mer”**. Seit fast 30 Jahren am St. Johanner Markt ansässig, schließt das **“La mer”** zum 31. 8. diesen Jahres. Mit ihrem Gastronomie-Konzept hebt sich Frau Loch-Hövelmann (**“Ohne Fisch kann ich nicht leben”**) deutlich von den meisten mir bekannten Fischrestaurants ab. Als ein Wesensmerkmal dieses Konzepts muß man die absolute Schnörkellosigkeit des Angebots hervorheben, als dessen Quelle man viel eher eine ostfriesische Fischbratstube vermuten würde als einen großstädtischen **“Freßtempel”**. Austern und Schalentiere werden Sie auf der Speisekarte ebenso wenig finden wie Haifischsteaks, Rochenflügel, Lotte oder Glasaal. Abgesehen von einigen saisonalen Zusatzkarten (Scholle im Mai, Matjes im Juni) hat sich die Wirtin vor allem dem Kabeljau und dem Rotbarsch verschrieben. Die allerdings werden, in unterschiedlichen Variationen, auf einem qualitativen Niveau angeboten, das seinesgleichen sucht.

Das beginnt bereits bei der Auswahl der Zutaten. Nehmen wir beispielsweise **mein** Rotbarschfilet: Wer jemals einen ausgewachsenen Rotbarsch gese-

hen hat, der wird sich beim Anblick des üblicherweise im Fachhandel angebotenen Rotbarschfilets über dessen bescheidene Ausmaße wundern. Es handelt sich hier grundsätzlich um die maschinell filetierbaren, ebenso filiarten, und eben deshalb nie vollständig grätenfreien Schwanzstücke, die zudem nach hinten hin so dünn zulaufen, daß sie sich prinzipiell nicht gleichmäßig **“au point”** braten lassen. Im **“La mer”** hingegen bekommen Sie einen in fachmännischer Handarbeit filiarten Rotbarsch von wahrhaft tellerfüllendem Format, auf dessen 100 %ige Grätenfreiheit (Marquis Posa: **“Geben Sie Grätenfreiheit, Sire!”**) ich Hab’ und Gut verwetten würde.



Mein Rotbarschfilet wird **“nature”** in Butter gebraten, so daß es gerade einen Hauch von Farbe annimmt. Dazu wird eine täglich frisch zubereitete Remouladensauce gereicht. Nicht irgendeine, vielmehr die klassische mit Kapern und Gemüsestückchen, **“un poco al dente”**. Den vielleicht entscheidenden **“Kick”** erhält das Ganze durch die Bratkartoffeln. Nur schwach gesalzen und leicht **“gezwiebelt”**, um den Fischgeschmack nicht zu überdecken, werden diese Bratkartoffeln durch Zugabe von

frisch ausgelassenen Schweineschmalz-Grieben regelrecht geadelt.

Allein um dieser Bratkartoffeln willen stellt die avisierte Schließung des "La mer" einen (g)astronomischen Verlust dar. Warum Frau Loch-Hövelmann ("Heute darf nichts mehr etwas kosten") aufgibt, scheint bei oberflächlicher Betrachtung auf der Hand zu liegen. Stolze DM 28,50 müssen Sie nun mal investieren, um in den Genuß besagten Rotbarschfilets zu kommen. Bei näherer Betrachtung der Ursachen für das Ausbleiben ihrer Kundschaft tun sich allerdings finsterste Abgründe auf: Für diesen Preis bekomme er anderstwo **Lotte**, konterte vor kurzem ein guter Freund, geradezu entrüstet, meine Empfehlung. Mir war dabei, als hätte ich soeben für ein wahrhaft wunderschönes Stück Prosa geworben und wäre mit dem Hinweis abgeblitzt, für den entsprechenden Kaufpreis könne man in einer anderen Buchhandlung eine vergleichbare Menge an Lyrik erwerben.

Der saarländischen Leserschaft etwas über das "Gasthaus Horch" erzählen zu wollen, steht mir als Reingeschmecktem eigentlich nicht gut zu Gesicht. Immerhin residiert das "Horch" bereits seit Generationen an unveränderter Stelle, am Rande des St. Johanner Marktes, so daß es in der kulinarischen Phylogese des "homo saarlandicus" längst deutliche Schleifspuren hinterlassen haben dürfte.

Wenn es je darum ginge, einem Gastronomie-Konzept Attribute wie "klassisch" oder "traditionell" anzuheften, so käme man an demjenigen des "Horch" nicht vorbei. Betrachten wir allein das Angebot der saisonalen Zusatzkarte: Seit Jahrzehnten kreißt diese Extrakarte im steten, ruhigen Fluß der Jahreszeiten und gebiert in beständigem Wechsel erst Spargel, dann Muscheln, dann Pilzgerichte und schließlich Wild. Ist diese Extrakarte schon ein Ausbund an Beständigkeit, so steht die Hauptkarte wie ein Fels in der Brandung des gastronomischen Ozeans rings um den Johanner Markt: Zwei, drei Klassiker vom Schwein (darunter mein Eisbein) und eben so viele vom Kalb (darunter mein Schnitzel) bilden das Zentrum dieser Karte, die ich längst mit geschlossenen Augen lesen kann und das nicht etwa, weil ich so oft in's "Horch" ginge (in anfallsfreien Zeiten gehe ich so gut wie nie dort hin). Vielmehr erscheint mir diese Karte aus längst vergangenen Zeiten und von längst verlassenem Orten her so innig

vertraut, als handle es sich um die verschriftlichte Form aller jemals empfundenen Fleischgelüste, "als wär's ein Stück von mir".

Da mir Begriffe, wie "gediegen" oder "gutbürgerlich" nur äußerst zäh aus der Feder fließen, verzichte ich auf eine Beschreibung des "Horch'schen" **Ambiente**. Auch dieses Ambiente, innerhalb dessen selbst vergleichsweise profanen Dingen, wie dem Verzehr eines Eisbeins, eine gewisse Würde verliehen wird, erweckt in mir Erinnerungen an längst vergangene Zeiten (Zeiten etwa, zu denen es noch Stadträte gab, die echte Räte waren) und an längst verlassene Orte (etwa die Keller, in denen diese Räte rieten).

Das "Gasthaus Horch" schließt zum 30. Juni diesen Jahres, obwohl das gegenwärtige Gastronomie-Konzept tragfähig genug wäre, dem Pächter, Herrn



Horch, nebst Angestellten auch weiterhin ein angemessenes Auskommen zu sichern. Leider ist dieses Konzept nicht tragfähig genug, um die Begehrlichkeiten gleich dreier Investoren zu befriedigen, die wild entschlossen sind, dem moribunden Charme der baufälligen äußeren Hülle dieses Traditions-Gasthauses zu Leibe zu rücken. Allein die Sanierung des Daches, dem das Stengel-Haus einst seinen Namen "Rotes Haus" verdankte, soll mit rund 1 Mio. DM zu Buche schlagen. Sie werden sich unschwer vorstellen können, daß sich die fälligen Bankkredite nicht aus dem Erlös von Wiener Schnitzeln werden bedienen lassen. In Anerkennung marktwirtschaftlicher Ge-setzmäßigkeiten (wo sollte man solche eher anerkennen als in derart unmittelbarer Nähe zum Markt) wird man das Aus für das Horch wohl unter der Rubrik "natürliche Abgänge" verbuchen müßen. Leider stirbt mit dem "Gasthaus Horch" nicht einfach nur irgendein weiteres Restaurant. Im Falle des

“Horch” handelt es sich um einen der letzten Vertreter einer ganzen Spezies, einer Spezies, der auch durch sofortige Aufnahme auf eine “Rote Liste” nicht mehr zu helfen wäre.

... zur modernen Konzept - Gastronomie

Zwischen den beiden Bestandteilen zusammengesetzter Hauptwörter existiert gewöhnlicherweise eine strikte Arbeitsteilung. Während der hintere Teil eher klassifizierende Aufgaben übernimmt, zeichnet der vordere Teil für den semantischen Akzent verantwortlich. Vertauscht man nun diese beiden Bestandteile, so findet im günstigsten Fall eine harmlose Akzentverschiebung statt. Denken Sie etwa an so schöne Worte wie “Faß-Bier” oder “Flaschen-Wein”. Es kann aber auch vorkommen, daß sich ein mehr oder weniger starker Bedeutungs**wandel** einstellt, wie dies bei dem weniger schönen Wort “Kauf-Haus” der Fall ist. In den allermeisten Fällen werden solche “Dreher” gar zu unwiederbringlichem Bedeutungs**verlust** führen. Unser “Bürger-Meister” mag dafür als Beispiel herhalten (Das ist ein rein sprachliches Problem und hat mit dem Ausgang der jüngsten Kommunalwahlen nichts zu tun). Überhaupt können derartige Wort-Spielereien, gerade auf politischer Ebene, katastrophale Auswirkungen haben, etwa wenn an die Stelle tragfähiger “Politik-Konzepte” hektische “Konzept-Politik” tritt. (Die Saarbrücker Hefte berichteten in ihrer vorletzten Ausgabe über einen besonders krassen Fall dieser Art).

Vollends unkalkulierbar wird das Ergebnis solcher Wortspielereien schließlich, wenn die daran beteiligten Begriffe eine gewisse Ambiguität aufweisen. Hier kann der Fall eintreten, daß der semantische Akzent nicht nur zwischen den beiden Bestandteilen hin und her springt, daß diese vielmehr selbst zu springen beginnen. Der “Gastronomie”-Begriff ist (um zum Thema zurück zu kommen) von geradezu bodenloser Doppeldeutigkeit. Laut DUDEN bezeichnet er 1. die “feine Kochkunst” und 2. das “Gaststättengewerbe”. Wenn Sie jetzt noch in Rechnung stellen, daß es sich bei diesen beiden Definitionen selbst wiederum um zusammengesetzte (prinzipiell also “springfähige”) Hauptwörter handelt und wenn Sie das () der Kombinatorik kennen, dann werden Sie auch meine Schwierigkeiten verstehen, den Unterschied zwischen Gastronomie-Konzept und Konzept-Gastronomie rein sprachlich auf den

Begriff zu bringen. Gott sei Dank kann ich mit Beispielen operieren und das verdanke ich **Stefan**.

Stefan kümmert sich in letzter Zeit rührend um mich und um meine Probleme. Ich habe ihm von der bevorstehenden Schließung zweier meiner wichtigsten Therapie-Orte erzählt und er hat mir vorsichtig eröffnet, daß eine kausale Behandlung meines Leidens nicht in Betracht käme. Es sei zwar prinzipiell möglich, den Herkunftsort meiner Anfälle per EEG genauer zu lokalisieren, dazu müsse er mich aber stationär aufnehmen. Dies wiederum betrachte er als ein nicht kalkulierbares Risiko, weil nicht vorauszusagen wäre, wie ich im Anfallsstadium auf die Angebote der Krankenhausküche reagieren würde. Außerdem sei fraglich, was uns das Wissen um den Sitz des Anfallsherdes (wahrscheinlich im rechten Schläfenlappen) bringen solle. **Er** jedenfalls sei schon allein aus ethischen Gründen nicht zu einem stereotaktischen Eingriff bereit. **Ich** müsse seiner Meinung nach lernen, meine Krankheit zu akzeptieren, was vor allem bedeute, meine Einstellung zur Gastronomie im allgemeinen und zu “Horch” bzw. “La mer” im speziellen zu ändern. Dabei zu helfen sei er als Freund und als Arzt bereit.

Seit diesem denkwürdigen Gespräch läßt mich Stefan öfter einmal zu gemeinsamen Begehungen moderner Gastronomie-Betriebe ein. Was er dabei beabsichtigt, liegt auf der Hand: Ich soll zunächst einmal intellektuell nachvollziehen, weshalb die Zeiten eines “Horch” bzw. “La mer” endgültig vorüber sind (“Einstellungsänderung durch kognitive Dissonanz” nennt Stefan diesen Vorgang). Auf dieser Grundlage, so hofft Stefan, würde ich meine gastronomischen Sehnsüchte wohl irgendwann auf zukunftsträgigere Stätten umprojizieren können.

Von allen diesen gemeinsamen therapeutischen Kneipenbesuchen ist mir derjenige im **“Hauck, das Weinhaus”** (vormals: “Weinstuben Hauck”, beachten Sie den “Dreher”!) am nachhaltigsten im Gedächtnis haften geblieben. Hier läßt sich jene Metamorphose vom Gastronomiekonzept zur Konzeptgastronomie auf beeindruckende Art und Weise nachvollziehen. Es war dies übrigens die erste unserer therapeutischen Sitzungen und von Stefan mit Bedacht so gewählt, weil ich als alter Biertrinker der ehemaligen Weinstube kaum sonderlich nachtrauern würde.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte verschaffte mir sofort spürbare Erleichterung: Es gibt immer noch Wein im "Hauck". So substantielle Verluste scheint moderne Konzeptgastronomie also gar nicht notwendigerweise mit sich zu bringen. Im Gegenteil. Bereits ein erster Blick auf diese Karte zeigt, daß die Metamorphose des "Hauck" eine enorme Vergrößerung des Wein-Angebotes, zumindest in die Breite bewirkt hat. Erstreckte sich das Angebot der alten **Weinstuben** gerade mal vom Bordelais bis zur Mosel (das sind allenfalls 1.500 km Luftlinie), so reicht das Angebot des heutigen **Weinhauses** von Kalifornien über das Elsaß bis nach Australien (das sind fast unglaubliche 30.000 km Luftlinie). Man sieht sofort, daß der Name hier Programm ist: Raus aus dem provinziellen Mief der "Stube", rein ins weltstädtische Flair des "Hauses". Wir wählten aus diesem reichhaltigen (und im Einkauf mit Sicherheit auch preiswerten) Angebot eine Flasche "Sancerre" und dann begann Stefan zu dozieren, und wie er das tat...

Ich muß an dieser Stelle einfügen, daß Stefan ein äußerst kompetenter Gesprächspartner in Sachen Gastronomie ist. Er ist nicht nur Gourmet, er ist gleichzeitig Wissenschaftler durch und durch. Diese beiden Neigungen verbindet er in einem außergewöhnlichen Hobby. Stefan arbeitet ehrenamtlich für den wissenschaftlichen Beirat der deutschen Sektion der internationalen Gesellschaft für Gastronomie, kurz **IGG**. Dieser Beirat ist ein interdisziplinär arbeitendes Gremium aus Ernährungswissenschaftlern, Psychologen, Betriebswirten, Gastronomie-Technologen und Humanethnologen. Stefan selbst beschäftigt sich vor allem damit, die "Phänomenologie des Wandels" innerhalb der Gastronomie (normativ) begrifflich zu fassen, eine unerlässliche Voraussetzung für die Arbeit des Normen-Ausschusses der **IGG**. Wie wichtig dessen Arbeit ist, zeigt nicht zuletzt die seit Jahren schwelende internationale Patentstreitigkeit zwischen Österreichern, Italienern und Deutschen um "Wiener-Schnitzel", "Scaloppina Milanese" und das "Schnitzel Wiener Art".

Als erstes solle ich einmal die Karte zur Seite legen, die sei ein Relikt aus alten Tagen und heute längst nicht mehr erforderlich. Außerdem würde mir diese Karte mit ihren kryptischen, alphanumerischen Zeichenfolgen den Blick für das Wesentliche verstellen. Ich möchte doch bitte einmal **da** hinsehen, wobei er

meinen Blick in eine Ecke des Raumes lenkte und ein triumphierendes "WYSIWYG" von sich gab. **What You See Is What You Get** fügte Stefan erläuternd hinzu und ich begriff sofort. In dieser Ecke, in der sich vormals der Abgang in den "Hauck'schen" Weinkeller befand, steht nun eine verglaste und begehbare Klimakammer, in der die gesamten 30.000 km des Angebots zu besichtigen, ja, zu begreifen sind. Mit "WYSIWYG" sei nun endlich "auf den Begriff gebracht", wie die Schnittstelle zwischen dem gastronomischen Angebot einerseits und dem Gast als Benutzer dieses Angebots andererseits nach einheitlichen Kriterien zu gestalten wäre. "WYSIWYG" gebe es in unterschiedlichen Abstufungen. In einer älteren, primitiven Variante habe man sich damit zufrieden gegeben, das Angebot auf bunten Plakaten (zweidimensional), oder in Form kleiner Plastikmodelle (dreidimensional) zu präsentieren. "Mc Donald's" sei mit seinen bunten Cheesburger-Bildchen ein Beispiel für diese eher primitive Variante. Modernes "WYSIWYG" fordere die optische Präsentation des **tatsächlichen** Angebots, nicht die seines Abbildes.



Was Stefan dann, aus Versehen, von sich gab, versetzte mir den ersten Schock, den wir beide doch so gern vermieden hätten. Er kam auf den Nachfolger des "La mer" zu sprechen. Im "Ostsee", dem Produkt eines mecklenburgischen Franchiseunternehmens, würde "WYSIWYG" in seiner modernsten Form praktiziert. Das dort angebotene Rotbarschfilet präsentiere sich, fertig gebraten, im milden roten Licht einer Speziallampe...

Stefan hatte seinen Fehler sofort erkannt, zu spät allerdings, um mich vor einem kurzen Ohnmachtsanfall zu bewahren. So dauerte es einige Minuten, bis ich seinen weiteren Ausführungen folgen konnte. **Das** solle ich mal lesen, begann Stefan und gab mir die "Hauck'sche" Zusatzkarte in die Hand. Diese Zusatzkarte ist eine einzige Herausforderung. Es handelt sich um eine seitenfüllende "Lizenz zum Mitmachen". Hier wird erklärt, daß man die bereits

erwähnte Klimakammer auch betreten, sowie darin „stöbern“ dürfe, daß man sich seinen Wein selbst aussuchen und unter fachmännischer Anleitung entkorken dürfe. Selbstverständlich darf man sich auch sein Brot selbst schneiden (dafür ist eine extra „Schnittstelle“ vorgesehen) und schließlich wird hier auf das reichhaltige Angebot der Non-Food-Abteilung des „Hauck, das Weinhaus“ in einer anderen Ecke des Raumes hingewiesen. Ich wollte von allem ein bißchen, und so gingen wir zunächst in die angesprochene Klimakammer, um nach den versprochenen önologischen Raritäten zu stöbern. Verwirrt von der Vielfalt in Reih’ und Glied stehender Flaschen wandte ich mich schnell der Brotschnittstelle zu, wodurch mir die Entdeckung einer kostbaren Rarität (etwa eines „76er Beaujolais Primeur“) versagt blieb. Und dann hatte ich einen Unfall. Das Brot, das hier auf seinen Schnitter wartete, war dermaßen hart, daß mir das Messer abrutschte und ich mich in den Finger schnitt. Blutend und fluchend zurück an unserem Tisch ergoß ich eine ordentliche Suada über Stefan, wobei Begriffe, wie „Scheiß-Konzeptgastronomie“ noch zu den vornehmeren gehörten. Um unser Gespräch an dieser Stelle nicht abbrechen zu lassen und um wieder auf das von uns normalerweise gepflegte Sprachniveau zurückzufinden, schloß ich mit einem halbwegs versöhnlichen (aber entschiedenen) „populus vult decipi, ergo decipiatur“.

Das mit dem harten Brot habe nichts mit Arbeitsschutz, oder möglicherweise fällig werdenden Erschwerniszuschlägen auf Seiten des Personals zu tun, es sei viel mehr in anderer Hinsicht Absicht und gewollt, entgegnete mir Stefan ganz ruhig. Ich hätte soeben meine ersten Erfahrungen mit „WYDIWYG“ gemacht, fuhr er fort. Dieses „What You Do Is What You Get“ gehe auf eine uralte Forderung der humanethologischen Fraktion seines wissenschaftlichen Beirats zurück. Es sei doch wirklich so, daß wir in einer Zeit leben, in der uns keine echten Herausforderungen mehr begegnen. Kurz vor Ende des Jahrhunderts mache sich bereits wieder so eine „fin de siècle“-Mentalität breit, so nach dem Motto: „Mein größter Wunsch ist es, wieder einmal einen richtigen Wunsch zu haben“. Aus diesem Grund könne ich in einer verantwortungsbewußt geführten Konzeptgaststätte nicht verlangen, daß das Brot schon beim Anblick seines „Schnitters“ von allein in Scheiben zerfiele, obwohl dies bei Einsatz modernster Gastronomie-Technologie durchaus machbar

wäre. Beides, „WYSIWYG“ und „WYDIWYG“ zusammengenommen, wären übrigens die theoretischen Grundpfeiler dessen, was man landläufig als „Erlebnisgastronomie“ bezeichnen würde, schloß Stefan seine Ausführungen.

Erst jetzt sah ich mit Grausen die Druckverbände, die die meisten, der an den umliegenden Tischen sitzenden Stammgäste an ihren Händen trugen. Das war, unter therapeutischen Gesichtspunkten, vielleicht sogar der wichtigste Eindruck, den ich aus „Hauck, das Weinhaus“ mitnehmen konnte. Für kurze Zeit hatte ich nämlich das Gefühl, als einziger Gesunder unter lauter Kranken gesessen zu haben.

Als wir uns voneinander verabschiedeten, Stefan wollte noch in irgend so ein Konzeptkino gehen („Diese unerträgliche Seichtigkeit des Weins“, oder so ähnlich sollte der Film heißen), lagen wir uns sekundenlang in den Armen. Ich erlag meinerseits auf dem Nach-Hause-Weg einem veritablen Bieranfall, der mich wie üblich in’s Traditions-„Gasthaus Bingert“ trieb. In dieser Nacht hatte ich zu allem Überfluß auch noch einen Alptraum, in dessen Mittelpunkt die Zukunft **meines** „Horch“ stand.

Horch - Das kommt von drinnen raus

Als Friedrich Joachim Stengel Ende des 18. Jh. den damaligen Stadtvätern den Entwurf für sein „Horch am Markt“ vorlegte, wurde er mitsamt seiner Blaupausen aus den historischen Stadttores verjagt. Ein „Rotes Haus“, das war, bei aller zeitgenössischen Aufgeklärtheit, eine ungeheuerliche Provokation. So mußte Balthasar Wilhelm Stengel, der Sohn des Baumeisters, das „Horch“ auf dem „Schand-Acker“ genannten Areal außerhalb der St. Johanner Stadtmauern errichten. Erst wesentlich später, das Dach war inzwischen infolge der stahlindustriellen Emissionen schwarz geworden, wurde der ältere Stengel zumindest teilweise rehabilitiert, indem man das „Horch“ unter Denkmalschutz stellte (Eine vollständige Rehabilitation war damals nicht mehr möglich, weil der Johanner Markt bereits vollständig bebaut war). Seit dieser Zeit sind alle städtebaulichen und denkmalpflegerischen Diskussionen rund um das „Horch“ vom mehr oder weniger schlechten Gewissen der jeweiligen Stadtväter geprägt.

Ohne diese detaillierten historischen Kenntnisse hätte ich es wohl selbst im Traum nicht geschafft, das Rätsel um die Zukunft des "Gasthaus Horch" zu lösen. Anstatt nämlich die Investoren direkt zu fragen (sogar Redakteure der Saarbrücker Zeitung waren bei diesem Versuch immer wieder auf Granit gestoßen), wandte ich mich an die Vertreter der zuständigen Denkmalschutzbehörde, denen -so lautete mein Kalkül- die Entwürfe der Investoren längst vorliegen mußten. Und in der Tat wurde ich dort fündig. Mein Gesprächspartner wirkte zunächst etwas gehemmt (wahrscheinlich des historisch belasteten Gewissen wegen) und stammelte von diversen "Kröten", die man habe schlucken müssen, was andererseits bekanntermaßen in der Natur der Sache liege. Ich kenne ja wohl um die spezielle Sensibilität unserer Stadt- und Landesväter im Umgang mit der relativ seltenen Spezies der Investoren.

Besagte "Kröten" sind schnell aufgezählt: Zum einen wird das "Gasthaus Horch" in Zukunft nicht



mehr "Gasthaus Horch" heißen. Die Investoren sind mit einem eidgenössischen Franchise-Partner ("der mit der Möve pickt") handelseinig geworden, dessen Produkt den Namen "Restaurant Marché" trägt. Zum anderen wird sich die äußere Fassade des Stengelhäuses geringfügig ändern. Wenn ich den Plan, den mir der Denkmalschützer mit Schweißperlen auf der Stirn vorlegte, richtig interpretiert habe, dann treten im Erdgeschoß an die Stelle der bisherigen Fenster hölzerne Gauben, die in Form und Größe den Marktbuden nachempfunden sind, die wir alle vom St. Johanner Altstadtfest bzw. vom Weihnachtsmarkt her kennen.

"Aber, das Dach wird wieder rot...", begann mein Gesprächspartner den apologetischen Teil seiner

Ausführungen, in deren Verlauf er sich nach und nach in echte Begeisterung über die Tragfähigkeit des Konzepts "Marché" hineinsteigerte. Ich will die Schilderung dieses Konzepts hier kurz halten: Das "Marché" funktioniert nach dem **"Buffet-Prinzip"** gemäß **"WYSIWYG-Stufe III"**, wonach sich auch die Zubereitung des Angebots im Blickfeld des Gastes zu befinden hat. Dem Angebot selbst liegen, laut Aussage meines Denkmalpflegers, umfassende Marketing-Studien zu Grunde, die nicht zuletzt auf den Ergebnissen einer empirischen Untersuchung des Soziologischen Instituts der Universität des Saarlandes über Eß- und Trinkgewohnheiten der Saarländer beruhen. An einem Wochenende zu Sommeranfang und an mehreren Wochenenden vor Weihnachten (um auch etwaige saisonale Einflüsse berücksichtigen zu können) wurden tausende von Saarländern rund um den St. Johanner Markt mit einer Art "Sonntagsfrage" konfrontiert: "Was würden Sie essen, wenn Sie innerhalb der nächsten viertel Stunde Hunger bekämen?"

Auch **"WYDIWYG"** scheint nicht zu kurz zu kommen. Speziell für das "Restaurant Marché" konnten in diesem Zusammenhang einige zukunftsweisende Neuentwicklungen von Gastronomietechnologen der hiesigen Fachhochschule zur Anwendungsreife gebracht werden. Ich will hier stellvertretend das **"HEUREKA"** erwähnen. **"HEUREKA"** heißt eine Anlage, an der der Gast seinen Glühwein direkt vom Faß selbst zapfen kann. Die Idee dazu sei ihrem Erfinder völlig spontan beim Anblick einer mobilen Bier-Kühlanlage gekommen, erzählte der Denkmalschützer. Wenn es möglich sei, warmes Bier unter Energiezufuhr zu kühlen, so die erfindungsleitende Hypothese, müsse es mittels einer ähnlich konstruierten Anlage auch möglich sein, kalten Wein zu erwärmen, und zwar so, daß dabei (anderweitig nutzbare) Energie frei werde. Diese bahnbrechende Erfindung ist übrigens inzwischen für die Verleihung des saarländischen Umweltpreises nominiert.

Richtige Erlebnisgastronomie garantiert die, aus Brandschutzgründen ohnehin vorgeschriebene, hier leicht modifizierte Sprinkleranlage. Computergesteuert, ermöglicht diese Anlage eine stochastische Wetter-Simulation, und zwar vom leichten Nieselregen bis hin zum schweren Wolkenbruch. Spätestens 1996 soll diese Anlage zu einer Beschneiungsanlage ausgebaut werden, die dann mit der von **"HEUREKA"** erzeugten Energie betrieben werden soll, wo-

von man sich ein gegenseitiges Sich-Aufschaukeln von Glühwein-Konsum und Schneefall-Menge verspricht.

Alles in allem verkörpere das "Marché" ein Konzept, das tragfähig genug sei, die Renovierung des Stengel-Hauses finanziell abzusichern, triumphierte der Denkmalschützer. Mehr noch, dieses Konzept sei mehr als jedes andere dazu geeignet, die historische Schuld der Stadt Saarbrücken ihrem großen Baumeister gegenüber abzutragen. "Wenn das Horch schon nicht zum Markt kann, so soll der Markt doch wenigstens in's Horch", schloß mein Gesprächspartner so sybillinisch, daß ich vor lauter Grübeln nicht mehr fragen konnte, was es in diesem "Marché" in Zukunft zu essen gäbe. Stattdessen erwachte ich schweißgebadet. Irgendwie war mir ohnehin klar, daß ich hier kein Schnitzel oder Eisbein mehr bekommen würde, das meinen inneren Bildern genügen könnte.

Stefans Krankheit (Epilog)

Stefan liegt zwar noch auf der Intensivstation, scheint aber nach Auskunft des behandelnden Arztes über'm Berg zu sein. Es gibt wohl niemanden, der über diese günstige Prognose so froh ist, wie ich dies bin, muß ich mir selbst doch eine erhebliche Mitschuld am traurigen Zustand meines ärztlichen Freundes vorwerfen. Dabei hatte er mir eigentlich nur helfen wollen mit diesem gemeinsamen Besuch im "c'est ca", bei dem alles begonnen hatte.

Wir saßen in besagtem "c'est ca", sozusagen im Angesicht des unmittelbar auf der gegenüberliegenden Straßenseite sterbenden "Gasthaus Horch". Das "c'est ca" verkörpert eine gehobene Form von Konzept-Gastronomie mit einer erstklassigen Küche, die, vom rein handwerklichen her, durchaus das **Potential** hätte, ein "Wiener Schnitzel" Horch'scher Klasse hervorzubringen. Das schloß ich zumindest aus dem Anblick der Gerichte, die an den umliegenden Tischen kredenzt wurden. Bedauerlich ist, daß der Betreiber des "c'est ca" seinen Köchen keine Möglichkeit läßt, ihre zweifellos vorhandenen Fertigkeiten auf hohem Niveau zu stabilisieren. Küche und Köche stehen unter dem Diktat einer Karte, die sie von einer toskanischer Woche zur nächsten elsässischen Woche, von Fisch-Wochenenden zu Weißbierwochen hetzen läßt. Daß bei derartiger

Hatz so etwas wie gastronomische Kultur auf der Strecke bleiben muß, scheint unvermeidbar. Die Zusatzkarte, von der Stefan für uns vorbestellt hatte, liest sich wie der Katalog eines Club-Reiseveranstalters. Statt allerdings "gemeinsame Fahrradtour mit Verpflegungswagen" oder "Weinprobe bei M.me Faller im Elsaß" zu bestellen, hatte Stefan uns das "2-tägiges gemeinsames Fasten mit anschließender Brotzeit" ausgesucht.

Und so saßen wir seit 14 Stunden, gemeinsam mit zwei älteren Ehepaaren, die ebenfalls vorbestellt hatten, an einem ungedeckten runden Tisch und unterhielten uns. Stefan war gerade so richtig am philosophieren. Er hatte von der Unvernunft der Kant'schen Taube gesprochen (aus der "Kritik der reinen Vernunft"), die sich in Gedanken der Illusion hingäbe, ohne Gegenwind noch beschwingter durch's Leben flügeln zu können. Er hatte die Frage in die Runde geworfen, welches denn heutzutage der Gegenwind oder die Widerstände seien, die uns durch's Leben trügen, uns notwendigen Halt und Orientierung böten. Und er hatte die saublöde, weil rein rethorische, Frage in den Raum gestellt, ob nicht das Hungern eine essentielle Vorraussetzung dafür sei, daß selbst eine karge Brotzeit zu wahrhaftem Genuß geraten könne.

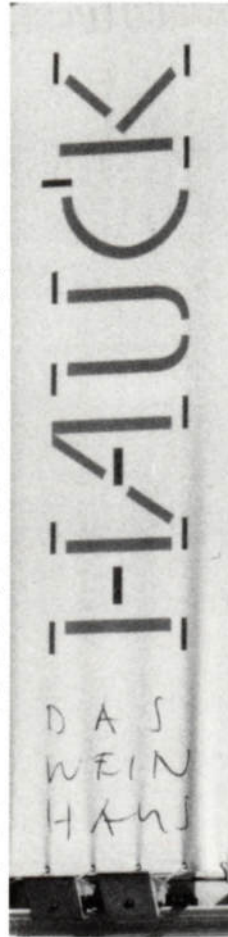
Ich hatte derweil, zum Fenster hinaus, die Gerüstbauarbeiten am gegenüberliegenden Gasthaus Horch verfolgt. Traurigkeit und Hunger, dazu noch Stefan's salbungsvolles Geschwätz, das war eine Mischung, aus der nur kalte Wut entstehen konnte. Stefan war nicht mehr Arzt, er war nicht mehr Freund, er war für mich in diesem Moment nur noch der wissenschaftliche Apologet lebensfeindlicher Zerstörungswut. So kam es, daß ich zu einem verbalen Rundumschlag ansetzte, als dessen Spätfolge Stefan am nächsten Tag auf die neurologische Intensivstation eingeliefert wurde.

Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm im einzelnen alles an den Kopf geschmissen habe. Mit Sicherheit kann ich mich nur noch daran erinnern, daß ich meinen Alptraum über die Zukunft des "Horch" für bare Münze schilderte und dies mit zynischen Anmerkungen über die Verantwortung der Wissenschaft im allgemeinen und seine ärztliche Verantwortung mir gegenüber im speziellen verknüpfte.

Ausschlaggebender war aber wohl, daß ich versuchte, seine wissenschaftliche Arbeit in's Lächerliche zu ziehen. Die Physiker hätten ja nun endlich das sechste und letzte Quark gefunden, seien mithin in der Lage, den subatomaren Aufbau der Materie vollständig zu beschreiben. Dagegen nähmen sich seine beiden Kategorien mehr als bescheiden aus. Er könne ja wohl nicht im Ernst für sich reklamieren, das reale Grauen auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit seinem "Gewysse und Gewyddel" auch nur annähernd zu erklären. Außerdem gehe der Trend in den ernstzunehmenden Wissenschaften, wie beispielsweise der Physik, zunehmend dahin, alle Gesetzmäßigkeiten mit einer **einzigsten** Formel zu beschreiben. Den Physikern fehlten dazu nur noch tausendstel Sekunden, er werde hingegen wohl für jeden konzeptgastronomischen Furz eine neue Formel kreieren, so daß sein Lebenswerk am Ende nichts anderes wäre als die verunleserlichte Wieder-Erfindung des "Guide Michelin".

Drei Tage später sah ich Stefan im Krankenhaus wieder. Der behandelnde Arzt hatte mich, der ich meinen Freund als Letzter gesund gesehen hatte, zu einem anamnestischen Gespräch gebeten. Stefan lag da, mit geöffneten Augen, starr wie ein Brett, in einer Art Ganzkörper-Erektion ("katatonische Starre", hatte mich der Oberarzt vorgewarnt). Stefan's Gehirnfunktionen beschränkten sich laut EEG ausschließlich auf den linken Teil des Cortex. Die dort meßbare Aktivität sei allerdings abnorm eruptiv, erklärte mir der behandelnde Arzt an Hand der Meßschriebe. In der Literatur seien solche Fälle als posttraumatischer Zustand nach geistiger Mißhandlung oder aber als Folge übermenschlicher Denk-Anstrengungen bekannt. Man könne in diesem Fall nur abwarten.

Im Grunde genommen viel mehr erfuhr ich von einer Krankenschwester. Ihr Patient sei, wie ich sehen könne, steif und regungslos. Wenn sie allerdings die Spritze mit dem Nährbrei ansetze (Stefan wird enteral per Magensonde ernährt), dann begänne er jedesmal am ganzen Körper zu zittern. Sie könne sich überhaupt nicht vorstellen, worauf diese Reaktion



zurückzuführen sei. Der Nährbrei sei vom ernährungswissenschaftlichen Standpunkt her betrachtet ein Optimum an Ausgewogenheit. Am Geschmack könne es auch nicht liegen, weil man bei dieser Form der Ernährung überhaupt nichts schmecken könne. Die arme Krankenschwester ging gar soweit, zu vermuten, daß es irgendwie mit ihrer Person zu tun haben müsse, daß mein Freund derart ablehnende Reaktionen zeige. Ich denke, daß mein Hinweis, Stefan sei eben durch und durch Gourmet, die arme Schwester halbwegs beruhigte.

Als ich zwei Wochen später hörte, daß sich Stefans Zustand schlagartig zu bessern begonnen hätte, führte mich mein erster Weg zu eben dieser Krankenschwester. Das mit dem Zittern sei von Tag zu Tag schlimmer geworden, erzählte mir die sichtlich erleichterte Pflegerin. Gestern sei ihr es bereits so bedrohlich erschienen, daß sie die Spritze fallen ließ und einen Arzt rufen wollte. In diesem Moment hätte Stefan zum ersten Mal seit seiner Einlieferung gesprochen. Na ja, gesprochen; es sei so ein Gestammel gewesen, sie habe es zunächst auch gar nicht verstehen können. "**WYBIWYG**", oder so ähnlich habe er drei, vier mal gesagt. Dann sei er erschöpft zurückgesunken. Aber die Starre sei nicht mehr da gewesen, er habe die Augen geschlossen und irgendwie sei so etwas wie ein Lächeln in seine Gesichtszüge

getreten.

Auf dem Nach-Hause-Weg war ich mir plötzlich sicher. Stefan hatte die einheitliche Theorie moderner Konzept-Gastronomie gefunden. Eine Theorie, der ich mich selber umstandslos anschließen könnte: "What You Bear Is What You Get". Ich fühlte mich gesund wie nie - und erlitt einen fürchterlichen Schreibanfall, der mich ohne Umweg, direkt in die Redaktionsstuben der Traditions-Zeitschrift "Saarbrücker Hefte" trieb.

Régine Detambel: *Velin*. Blieskastel: Gollenstein 1994.

(*Le Vélin*. Paris: Juillard 1993)

Puzzleartig fügt sich in verschiedenen Rückblenden, die nicht der Chronologie unterliegen, ein Tag zusammen: der Geburtstag des Bruders. Dabei werden vage Andeutungen progressiv zu unumstößlicher Gewißheit: Der Bruder hat seine ersten, lebensgierigen Züge an der Brust der Mutter nur um kurze Zeit überlebt, die Hebamme bei der Geburt einen Schnürsenkel gelassen. Ähnlich wie das Nebensächliche und das Existentielle überlagern sich in der Erinnerung der Schwester Geburts- und Todestag des Bruders, bis das Leben endlich die Oberhand gewinnt: Er ist nicht tot, nein, denn ebenso wie der Heilige Nikolaus in einem bekannten lothringischen Volkslied (1) die eingepökelten drei Kinder wieder zum Leben erweckt, schafft auch die Schwester das Unmögliche: Von nun an begleitet sie den Weg Jochems durch die Jahreszeiten, ist auf der Flucht vor den Deutschen an seiner Seite, läßt ihn das Brot der Soldaten schmecken, das Pfeifen der Granaten hören, um dann nach der Rückkehr ins lothringische Dorf sein Grab von Unkraut und Schrapnellsplittern zu befreien.

In den Erinnerungen des lyrischen Ich spiegelt sich nebenbei also ein Stück der Geschichte Lothringens wider, die Identität, Mentalität und Wahrnehmungswelt, der Aberglaube der Lothringer, ihr Alltag und die bedrückende Enge ihrer Bergarbeitersiedlungen, wobei zusätzlich ein Psychogramm der Autorin entsteht.

Die eigentliche Faszination des Buches geht allerdings von seiner kraftvollen, unpretentiösen und dennoch von einer wahren Bilderflut überquellenden Sprache aus, die so eigenwillig ist, daß man sie lange nicht vergißt.

Régine Detambels *Vélin* gehört zu der kürzlich herausgekommenen ersten Veröffentlichungsserie des noch sehr jungen Blieskasteler Gollenstein-Verlages, mit dessen freundlicher Genehmigung wir hier einige von Heide Werner übersetzte Kapitel abdrucken dürfen. Vor allem wegen der oben schon erwähnten Sprachkraft der Autorin, die wir im Original unseren frankophonen oder -philen Lesern nicht vorenthalten wollten, haben wir uns entschlossen, parallel dazu auch noch den französischen Text beizufügen.

Régine Detambel wurde am 7.11. 1963 in St. Avold geboren und hat ihre Kindheit u.a. in Homburg - Haut, Forbach, Merlebach und Metz verbracht. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr wohnt sie in Montpellier.

(1) Vgl. hierzu die sehr hilfreichen Anmerkungen des Gollenstein-Verlages, denen man auch folgende Information zum Titel entnehmen kann: "Vélin ist ein früher gebräuchlicher Ausdruck für "Kalb". Heute wird damit ein dünnes, weiches, aus der Haut eines (totgeborenen) Kalbes gewonnenes Pergament oder ein diesem ähnliches, feines, ungeripptes Papier bezeichnet.

I. Le matelas perdu

Un grand repos serait nécessaire après ces heures pleines. Il faudrait ôter le matelas perdu et le jeter, à quatre hommes, sur le fumier. Ensuite, les poules se blesseraient aux ailes pour ne pas perdre une goutte du sang de naissance. Elles se disputeraient, jusqu'à la plaie, le sel délicieux et ces eaux riches dont les accouchements imbibent les matelas. D'ailleurs, les poules sont mauvaises et corrompues. Plus tard, après avoir accusé les mouches bleues, avant d'incriminer l'haleine des truies, je les soupçonnerais, elles, les poules, le coq roux et vert, la pintade aux ailes rondes, d'avoir contaminé mon frère en approchant trop près de lui leur langue pointue, leurs ongles jaunes, leur bec marron de purin et leurs narines taillées dans la corne.

De tout cela, je me souviens, et des muscles de ma mère qui poussa mon frère dans le monde. Je l'ai vu, et j'éprouve le remords d'avoir regardé si longuement. J'aurai besoin de mille ans pour recouvrer mon équilibre.

Les premiers cris dont ma mémoire s'est chargée immédiatement se scindent en trois registres: l'un, grave et bas, module son rythme et demande à être suivi: la sage-femme agenouillée, c'est-à-dire l'annonciatrice. Le second a l'élan de l'instinct: ma mère endure. Le cri troisième, c'est mon frère qui le souffle. Il a soif après ce chemin. Son crâne, sans suture et sans poil, a rouvert le passage entre les os pénibles où je m'étais traînée pour scruter, moi aussi, la lumière, pour profiter enfin de la chaleur sèche et cesser de me confire.

I. Die verdorbene Matratze

Eine lange Ruhezeit wäre nach diesen ausgefüllten Stunden nötig. Man müßte die verdorbene Matratze hinaustragen und sie von vier Männern auf den Mist werfen lassen. Die Hühner würden flügel-schlagend darüber herfallen, damit nicht ein einziger Tropfen vom Blut der Geburt verlorengehe. Sie würden sich blutig picken, sich um das köstliche Salz und dieses gehaltvolle Wasser streiten, mit denen sich die Matratzen bei Niederkünften vollsaugen. Im übrigen sind die Hühner böse und verdorben. Später, nachdem ich zunächst die blauen Fliegen angeklagt, den Atem der Säue beschuldigt hatte, waren

es die Hühner, die ich verdächtigte, den rotgrünen Hahn, das Perlhuhn mit den runden Flügeln, daß sie meinen Bruder angesteckt hätten, ihm zu nahe gekommen wären mit ihrer spitzen Zunge, ihren gelben Krallen, ihrem von der Jauche gebräunten Schnabel und ihren aus dem Horn ausgestanzten Nasenlöchern.

An all das erinnere ich mich, und auch an die Muskeln meiner Mutter, die meinen Bruder in die Welt stießen. Ich habe es gesehen und habe Gewissensbisse, weil ich so lange hingeschaut habe. Ich werde tausend Jahre brauchen, um mein Gleichgewicht wiederzufinden.

Bei den ersten Schreien, die sich augenblicklich in mein Gedächtnis eingegraben haben, sind drei verschiedene Tonlagen zu erkennen: die eine, dunkel und leise, variiert ihren Rhythmus und will, daß man ihr gehorcht: die kniende Hebamme, sie ist die Verkünderin. Die zweite hat den Elan des Instinkts: meine Mutter, die leidet. Der dritte Schrei, es ist mein Bruder, der ihn ausstößt. Er hat Durst, nach diesem Weg. Sein Schädel, ohne Nahtstelle und ohne Haare, hat den engen Durchgang zwischen den Knochen wieder geöffnet, durch den auch ich mich gequält hatte, um das Licht genauer zu betrachten, um endlich die trockene Wärme zu genießen und nicht mehr eingelegt zu sein.

IV. Les bonbons empoisonnés

Mon frère naissait. Au même moment, j'avais dix ans. C'était le jour de sa naissance à lui, le jour de mon anniversaire à moi. Les années pourraient se répéter et toujours dix d'entre elles rassembleraient leurs forces, s'arc-bouteraient entre nous. Et quand il mourrait, l'anniversaire de sa naissance et celui de sa mort se confronteraient, au point de se chevaucher. Il faut bien se rappeler que mon frère vécut un seul jour. Il regarda le matin et le soir, mais il n'eut pas connaissance de la nuit. D'où la confusion de ces anniversaires. J'ai dix ans et un frère, ce matin.

Au même instant, mais ailleurs que dans cette chambre où l'on respire du talc, c'est la guerre, lourde, profonde et tellement bien étroitement lacée. Nous avons encore du bois à brûler, des granges pleines de blé sain et d'avoine, du lait à profusion. Mais on trouve déjà des ruines de maisons connues. J'ai

compté cinq cuillères à moka, dressées entre les briques d'un mur écroulé. Et Frantz, malgré l'interdiction imprimée dans le journal, ses parents l'avaient lue, encadrée, Frantz a croqué les bonbons empoisonnés que les soldats distribuent. La frontière est une vieille clôture limée jusqu'à la corde. Elle est tombée. Et nous, qui vivions en elle, nous sommes maintenant des animaux égarés. Ce matin, dans la glace, j'ai regardé ma langue parler allemand. Ensuite, ma langue a parlé français. Et ma bouche s'est tordue différemment et parfois mes dents cliquetaient. J'eus conscience d'être une vache noire avec de larges taches blanches. Je me rappelai les funérailles de Frantz, qui avait mangé ces bonbons emballés. Naturellement, je compris que la France et l'Allemagne étaient des visages de pierre usée, qui ne possédaient ni langue ni oreilles, ni aucune corde vocale. Je compris que la France luttait contre l'invasion d'une Allemagne sans traits. L'Allemagne nous détestait, la France nous haïssait, et elles voulaient, toutes deux, faire de nous des décombres, parce que notre haleine parlait sa propre langue, ni allemande ni française, mais la langue de notre famille, avec la voix de la Moselle.

La Moselle est une rivière à coteaux raides, à terriers de rats musqués. Son courant arrache les racines des saules et des peupliers qui la bordent. Ses remous poussent les poissons trop vieux dans des trous sans air, qui les noient. Et les branches moisies, les araignées d'eau, lacèrent les joues des nageurs d'été. Des troncs pourris, vêtus d'insectes articulés, boussulent les pêcheurs.

IV. Die vergifteten Bonbons

Mein Bruder war geboren. Im gleichen Augenblick wurde ich zehn Jahre alt. Der Tag seiner Geburt war mein Geburtstag. Die Jahre könnten sich wiederholen, aber immer würden zehn von ihnen ihre Kräfte vereinen und sich zwischen uns stemmen. Und wenn er starb, würden der Jahrestag seiner Geburt und der seines Todes sich überlagern, rittlings aufeinander sitzen. Man darf nicht vergessen, daß mein Bruder nur einen einzigen Tag lebte. Daher dieses Durcheinander der Geburtstage. Ich bin zehn Jahre alt und habe einen Bruder, heute morgen.

Zur gleichen Zeit, nur an einem anderen Ort als in diesem Zimmer, wo man Talkumpuder einatmet, ist

Krieg, bedrückender, tiefgreifender und verbissener Krieg. Wir haben noch Brennholz, die Scheune voller Hafer und gutem Korn, Milch im Überfluß. Aber es liegen schon Häuser in Trümmern, die wir kannten. Ich habe fünf Mokkalöffel gezählt, die zwischen den Backsteinen einer zusammengebrochenen Mauer herausschauten. Und Frantz hat trotz der in der Zeitung abgedruckten Warnung, die seine Eltern gelesen und eingerahmt hatten, die vergifteten Bonbons gegessen, die die Soldaten verteilten. Die Grenze ist ein alter Zaun, angesägt und brüchig. Sie ist gefallen. Und wir, die wir darin lebten, wir sind jetzt verirrte Tiere. Heute morgen habe ich im Spiegel gesehen, daß meine Zunge deutsch redete. Danach hat meine Zunge französisch gesprochen. Und mein Mund hat sich anders bewegt, und manchmal knirschten meine Zähne. Ich hatte das Gefühl, eine schwarze Kuh mit großen weißen Flecken zu sein. Ich erinnerte mich an die Beerdigung von Frantz, der diese eingewickelten Bonbons gegessen hatte. Ich verstand ganz selbstverständlich, daß Frankreich und Deutschland Gesichter aus verwittertem Stein waren, die keine Zunge, keine Ohren und nicht einmal Stimmbänder haben. Ich konnte verstehen, daß Frankreich sich gegen das Eindringen eines Deutschlands ohne Gesichtszüge wehrte. Deutschland konnte uns nicht leiden., Frankreich haßte uns, und beide wollten uns zerbrechen, weil unser Atem seine eigene Sprache spricht, nicht deutsch, nicht französisch, sondern die Sprache unserer Familie mit der Stimme der Mosel.

Die Mosel ist ein Fluß mit steilen Uferhängen, mit unterirdischen Höhlen für die Bismarratten. Ihre Strömung reißt an den Wurzeln der Weiden und Pappeln, die ihre Ufer säumen. Ihre Strudel treiben die Fische, die zu alt sind, in luftleere Löcher, wo sie ertrinken. Und die vermoderten Äste, die Wasser-spinnen, zerkratzen die Wangen der Schwimmer im Sommer. Verfaulte, mit wimmelnden Gliederfüßlern bedeckte Baumstämme rempeln die Angler.

V. Poussières

La gracieuse dentelle de crasse, aux poignets de mon père, il ne la vit jamais, mon frère, puisqu'il n'était pas viable. Le pouce était roux d'avoir bourré la pipe et de s'y être, à plusieurs reprises, brûlé par distraction. Mais cette liane qui faisait le tour du poignet de mon père et qui, tout au long de sa main, s'enroulait, n'épargnant que les ongles à base déli-

cate-ment rose, c'était la poussière de charbon. Les mains du mineur sont sales et scintillantes. Plus tard, on dira que la poussière chassée s'est réfugiée à l'intérieur des poumons où elle brille et miroite. Naturellement, personne ne put jamais me convaincre qu'il y a un lien de réelle parenté entre le charbon et le diamant. La mine n'est pas une bijouterie splendide où gisent des pierres noires attendant le sertissage. A la mine, on descend, puis on marche, on y marche, on y tourne en rond, jusqu'à ce qu'on puisse se décider, un jour, à désertier. Ceux qui s'y dressent ont, au milieu du front, des lumières. A la main, un pic. Et le souvenir torturant d'une odeur unique, que la terre entretient, qui souffle les étais, bouche les tunnels, boucle les galeries, réduit en flaques les lampes frontales. C'est le feu grégeois qui vit dans des poches gardiennes. Quand le pic le déloge et le mêle à l'air, détonant, sans arrêt les femmes circulent et piétinent au-tour de la cage d'ascenseur qui ne remonte pas. Certaines, qui ne savent pas espérer, se jettent dans les puits.

Et, chaque matin, mon père plongeait pour sa chute profonde. Lui, et ses mains blanches qui avaient quatorze ans à leur premier filon, couraient vers l'ascenseur grillagé d'où on les menait au supplice du grisou. Elles ne sont pas sales, les mains. La peau, en se régénérant, s'est répandue, a englobé la poussière noire, esprit de charbon volatil. Et le méthane qu'elles propagent et qu'elles déposeront, les mains priant, sur la tombe de mon frère, ces feux follets que Oma, la grand-mère, fera semblant de ne pas voir, ces langues bleues, au loin, dans les allées du cimetière, c'est mon père qui les rapportera et les posera sur le marbre où ils se mettront à courir, rageurs et froids.

V. Staub

Die anmutige Spitze, die der Schmutz am Handgelenk meines Vaters gebildet hat, sah er nie, mein Bruder, da er nicht lebensfähig war. Der Daumen war rostbraun vom Stopfen der Pfeife und weil er sich aus Zerstreuung dabei mehrmals verbrannt hatte. Aber die Liane, die um das Handgelenk meines Vaters herum lief und sich, nur die Nägel mit den zartrosa Nagelbetten aussparend, über die ganze Hand schlängelte, das war der Staub der Kohle. Die Hände des Bergmanns sind schmutzig und schimmern. Später wird man sagen, daß der vertriebene Staub sich ins Innere der Lunge zurückgezogen hat,

wo er glänzt und glitzert. Natürlich konnte niemand mich je davon überzeugen, daß es eine echte Verwandtschaft zwischen Kohle und Diamant gibt. Das Bergwerk ist kein prachtvolles Juweliergeschäft, wo schwarze Steine liegen, die darauf warten, gefaßt zu werden. Ins Bergwerk fährt man ein, und dann geht man vorwärts, man geht und läuft im Kreis herum, bis man sich eines Tages dazu durchringen kann zu desertieren. Die, die sich dort aufrichten, haben Lichter mitten auf der Stirn. In der Hand einen Pickel. Und die quälende Erinnerung an einen unverwechselbaren Geruch, den die Erde nährt, der die Stempel umbläst, die Tunnel verstopft, die Stollen versperrt, das Licht der Stirnlampen in Pfützen verwandelt. Es ist das Griechische Feuer, das in verschlossenen Höhlen lebt. Wenn der Pickel es heraustreibt und es, mit Luft vermischt, zu explodieren beginnt, dann laufen die Frauen unablässig hin und her und stampfen vor dem Förderkorb, der nicht heraufkommt, mit den Füßen. Manche, die nicht gelernt haben zu hoffen, stürzen sich in den Schacht.

Und jeden Morgen tauchte mein Vater in diese bodenlose Tiefe. Er und seine weißen Hände, die bei ihrer ersten Kohleader vierzehn Jahre alt waren, liefen zu dem vergitterten Aufzug, von wo man sie zur Marter des Schlagwetters führte. Sie sind nicht schmutzig, die Hände. Die Haut hat sich, als sie sich erneuerte, ausgebreitet, hat sich den schwarzen Staub, den flüchtigen Geist der Kohle einverleibt. Und das Methangas, das sie forttragen, das sie mit gefalteten Händen auf das Grab meines Bruders stellen werden, diese Irrlichter, bei denen Oma so tun wird, als sähe sie sie nicht, diese blauen Zungen in der Ferne, in den Friedhofsalleen, mein Vater wird sie herbringen und auf dem Marmor abstellen, um sie hin und her laufen zu sehen, zornig und kalt.

VII. Les chaussons

Mon frère s'appellera Joachim. Il respire. Ses poumons, en trois heures, ont compris les lois qu'il s'agirait de respecter. Quand ils interrompront leur minutieux travail, quand l'air, jusque-là distribué avec application aux veines humides du crâne, s'échappera par une brèche, une fissure découpée dans la gorge bleue, quand la sage-femme, rappelée à grands cris (alors qu'elle monte déjà la rue et contourne l'église), reviendra, courant si vite que la lanière de sa chaussure cassera, quand on bordera mon frère que nous appelons Jochem, parce que nous

mon frère que nous appelons Jochem, parce que nous prononçons ainsi, dans un linceul de coton blanc, puis dans un écrin de bois blanc, alors la terre s'ouvrira pour engouffrer scrupuleusement la robe blanche et l'écrin éclatant.

Mais on oublia de saler mon frère et de le couper en morceaux. Aucun boucher ne s'en chargea.

Le cinq décembre, j'ai attendu saint Nicolas. Il venait en charrette tirée par un âne, depuis la rue des Jardins. Il a frappé trois coups à la porte, s'est dirigé vers la cheminée. Il a cherché mes pantoufles. Je les avais remplacées par les chaussons de laine de mon frère. Le gauche n'était pas entièrement tricoté, il aurait suffi de tirer le fil pour qu'il disparaisse et devienne un peloton de laine frisée. Saint Nicolas, l'oeil fixe, immobile et stupide, regardait les chaussons. Sa charrette l'attendait derrière l'âne grelottant qui penchait la tête et flairait son ulcère au genou. Un essieu était près de se briser. Les cadavres aplatis de cent punaises des bois et beaucoup de sciure produite par les vers se mêlaient aux cadeaux. Près de la pompe se trouvait le matelas de juillet. Les hommes devaient le brûler. Les poules devaient le mâcher. Les uns et les autres, à cause de l'hiver, ne le touchaient pas. Saint Nicolas ôta sa mitre et demanda à boire à mon père. Je n'eus pas plus de cinq bonbons. Mon frère ne fut pas ressuscité. Au contraire, il mourut encore plus fort quand on me confisqua ses chaussons que j'avais gardés. Ma mère les détricota en enroulant le fil autour de son poignet. Et bien qu'il n'y eût rien qu'une pelote lâche, moins encombrante qu'une mirabelle, ma mère la jeta dans son panier à ouvrage. Elle pourrait servir. Fouettard, le charbonnier, me jeta une gerbe d'osier dans les bras. Je sortis me blottir contre le matelas gelé.

Quand on me ramena à ma mère, elle cousait, une épingle dans la bouche, une paire de ciseaux pendue à un ruban de velours autour du cou. Et, toute la soirée, j'eus à enchaîner des points de broderie. Quand je refusais de coudre, ma mère montrait du doigt les points de croix et les points de chausson et m'en infligeait dix lignes supplémentaires.

VII. Die Wollschuhchen

Mein Bruder wird Joachim heißen. Er atmet. In drei Stunden haben seine Lungen die Gesetze begriffen, an die man sich halten muß. Wenn sie ihre

sorgfältige Arbeit unterbrechen werden, wenn die Luft, die sie bis dahin eifrig an die feuchten Venen im Schädel verteilt haben, durch einen Spalt, einen in den blauen Hals geritzten Schlitz entweichen wird, wenn die Hebamme, die man mit lautem Schreien zurückruft (nachdem sie schon die Straße hinaufgeht und um die Kirche biegt), zurückkehren wird, wobei sie so schnell läuft, daß ihr Schnürsenkel reißt, wenn man meinen Bruder, den wir Jochem nennen, denn so sagt man bei uns, in ein weißes Leinentuch aus Baumwolle eingeschlagen und dann in eine Schachtel aus weißem Holz gelegt haben wird, dann wird die Erde sich öffnen und das weiße Kleid und die blendend helle Schachtel pflichtbewußt verschlucken.

Aber man vergaß, meinen Bruder einzupökeln und in Stücke zu schneiden. Es war kein Metzger da, der es gemacht hätte.

Am fünften Dezember habe ich auf Sankt Nikolaus gewartet. Er kam aus der Gartenstraße, auf einem Karren, der von einem Esel gezogen wurde. Er hat dreimal an die Tür geklopft, ist zum Kamin gegangen. Er hat meine Pantoffel gesucht. Ich hatte sie durch die Wollschuhchen meines Bruders ersetzt. Das linke war noch nicht ganz fertiggestrickt, es hätte genügt, an dem Faden zu ziehen, damit es sich auflöst und sich in ein Knäuel gekrauster Wolle verwandelt. Sankt Nikolaus stand da, stocksteif und dumm, und starrte die Schuhchen an. Sein Wagen wartete auf ihn, hinter dem vor Kälte zitternden Esel, der den Kopf hängen ließ und das Geschwür an seinem Knie beschnupperte. Eine Radachse würde bald brechen. Die plattgedrückten Kadaver von hundert Baumwanzen und das Sägemehl der Holzwürmer mischten sich unter die Geschenke. Neben der Pumpe lag die Matratze vom Juli. Die Männer sollten sie verbrennen. Die Hühner sollten sie zerhacken. Die einen wie die anderen rührten sie wegen des Winters nicht an. Sankt Nikolaus nahm seine Mitra ab und verlangte von meinem Vater etwas zu trinken. Ich bekam nicht mehr als fünf Bonbons. Mein Bruder wurde nicht aufgeweckt. Im Gegenteil, er starb noch mehr, als sie mir seine Schuhchen abnahmen, die ich behalten hatte. Meine Mutter zog sie auf und wickelte den Faden um ihre Handgelenk. Und obwohl es nur ein lockeres Wollknäuel ergab, nicht größer als eine Mirabelle, warf sie es in ihr Handarbeitskörbchen. Es könnte noch Verwendung finden. Knecht Ruprecht, der schwarze Mann, warf mir ein Bündel Weidenruten in die Arme. Ich lief

hinaus und schmiegte mich an die gefrorene Matratze.

Als man mich zu meiner Mutter zurückbrachte, nähte sie, eine Stecknadel im Mund, eine Schere am Samtband um den Hals. Und ich mußte den ganzen Abend Stickstiche aneinanderreihen. Wenn ich mich weigerte zu nähen, zeigte meine Mutter mit dem Finger auf die Kreuzstiche und die Wollschuhchenstiche und gab mir noch zehn Reihen mehr auf.

IX. Le pommier qui pleure

Les poules déchirent le grillage neuf du poulailler. Ma mère, qui sarclait, a posé ses outils contre le tronc du pommier. Il lui semblait qu'il était temps d'appeler la sage-femme et d'aller se coucher en attendant qu'apparaissent le crâne luisant de mon frère et ses mains rouges aux ongles lumineux.

Dans la cuisine, mon père recevait les invités. Ils entraient: la boue de leurs chaussures se broyait sur le plancher. Les femmes venaient de traire. Quelqu'un ouvrit une boîte de chocolats blancs. Et moi, j'en regardais le couvercle que je désirais m'approprier. C'était une chasse à courre, avec des livrées rouges en relief et des chiens tricolores devant les sabots des chevaux.

Ils buvaient des liqueurs dans des verres neufs. La bouteille n'était jamais rebouchée. Mon père, radieux et palpitant, répétait qu'il avait un fils. En effet, il eut un fils, pour l'espace d'un après-midi. Cependant, il en fut marqué et se souvint de l'enfant. Il parla sou-vent de Jochem, de ses oreilles orange, de ses côtes couvertes de veines, du bracelet de jais que la sage-femme lui agrafa au poignet.

La sage-femme avait préféré un café et refusait la liqueur de quetsche qu'on voulait, à tout prix, verser dans sa tasse. Dans le marc, elle ne lut rien. Elle ne savait pas que la lanière de sa chaussure allait casser. Elle se massait les bras.

Au fond du jardin, contre le grillage du poulailler, un arbre pousse, un pommier. Et ce qu'on raconte est vrai. Qu'il pleure à chaque fois qu'une querre nous menace, ou bien une épidémie, un affrontement civil, un malheur familial. Qu'il y a des siècles, une bataille fit rage, dans notre potager même. Que le pommier entrouvrit son écorce pour protéger un

enfant menacé par une épée. Et qu'il garda l'enfant. Depuis, le fer glisse et ricoche sur le tronc du pommier et n'importe qui, se baissant, collant l'oreille contre les racines, entend la plainte de l'enfant sauvé. Je l'ai entendue. Aussi éloquente qu'un gémissément. Il pleura en juillet. Mais tout le monde, ici, crut qu'il pleurait la guerre. Et c'est pourquoui, peut-être, nul ne fit attention à mon frère quand il étouffa.

Les choses se passèrent ainsi: un enfant de chœur, timide, accompagnait le Père Ulrich et tenait un pipeau de roseau dont il n'osait pas se servir, bien que ce soit la fête et que je lui demande, par signes, de le porter à sa bouche. Il céda. Ses lèvres, serrées sur la flûte, le défiguraient. J'écoutais.

Alors, mon père m'a secouée. Les rivières et les mares on débordé. Le pommier du jardin pleurait et gémissait. Tout le monde sortait par le portail de fer. Une fourmilière s'effondra sur elle-même. Une taupe mourut à la lumière du jour. Les femmes regardaient. Et elles regardèrent, jusqu'au bout, noircir les narines et les joues de mon frère. Le Père Ulrich lui donna dans le dos de petites tapes avec son missel. Quelqu'un plaisanta le sein trop nourissant qui allait l'étouffer. Mon frère ne rendit pas la broche d'or avec la croix naïve et l'épingle qu'il avait avalées.

On me voit passer. On m'entend rappeler la sage-femme qui ne se doute de rien et lèche encore les coins de ses lèvres, après avoir tourné, à l'église. J'appelle. Elle court très vite. Dans un trou du chemin, parce qu'elle me regarde et me demande: Mais qu'est-ce qui est arrivé? Qu'est-ce qui arrive? Elle tord sa cheville et ne ressent aucune douleur. La boucle de sa chaussure cède immédiatement et libère son pied droit. Elle entre, un pied nu. Le berceau ne servira jamais. La liste des saints en J est froissée, sur le buffet. Des verres pleins se couvrent de buée.

IX. Der weinende Apfelbaum

Die Hühner zerkratzten den neuen Zaun des Hühnerstalls. Meine Mutter, die jätete, hat ihre Geräte an den Stamm des Apfelbaumes gestellt. Es schien ihr an der Zeit, die Hebamme zu rufen und sich hinzulegen, um darauf zu warten, daß der glänzende Kopf meines Bruders und seine roten Hände mit den hellen Nägeln erscheinen.

In der Küche empfing mein Vater die Gäste. Sie kamen herein: der Schmutz ihrer Schuhe wurde auf dem Holzfußboden breitgetreten. Die Frauen hatten gerade gemolken. Jemand öffnete eine Dose mit weißer Schokolade. Und ich betrachtete den Deckel, den ich gern gehabt hätte. Er zeigte eine Treibjagd mit roten Jagdröcken und dreifarbigem Hunden vor den Hufen der Pferde im Relief.

Sie tranken Likör aus neuen Gläsern. Die Flaschen wurden gar nicht mehr zugestöpselt. Mein Vater wiederholte strahlend und zitternd vor Aufregung, daß er einen Sohn habe. Tatsächlich hatte er einen Sohn, einen Nachmittag lang. Aber es hat ihn bleibend geprägt, und er erinnerte sich an dieses Kind. Er sprach oft von Jochem, von seinen orangefarbenen Ohren, von seiner mit Venen überzogenen Brust, von dem Armband aus Gagat, das die Hebamme an seinem Handgelenk befestigt hatte.

Die Hebamme wollte lieber einen Kaffee haben und lehnte den Zwetschgenlikör ab, den man ihr unbedingt in die Tasse schütten wollte. Aus dem Kaffeesatz hat sie nichts gelesen. Sie wußte nicht, daß ihr Schnürsenkel reißen würde. Sie massierte sich die Arme.

Hinten im Garten, an den Hühnerstall angelehnt, wächst ein Baum, ein Apfelbaum. Und was man erzählt, ist wahr: Daß er jedes Mal weint, wenn uns ein Krieg droht oder eine Epidemie, eine Auseinandersetzung vor Gericht, ein Unglück in der Familie. Daß vor Jahrhunderten hier in unserem Gemüsegarten eine Schlacht tobte. Daß der Apfelbaum seine Rinde öffnete, um einem Kind Schutz zu gewähren, das von einem Schwert bedroht wurde. Und daß er das Kind behalten hat. Seitdem gleitet Eisen vom Stamm des Baums ab, es prallt zurück, und wer immer sich bückt und das Ohr an seine Wurzeln legt, kann das Wehklagen des geretteten Kindes hören. Ich habe es gehört. So eindringlich wie ein langes Stöhnen. Es weinte im Juli. Aber hier glaubten alle, daß es den Krieg beweine. Und vielleicht ist das der Grund, warum niemand auf meinen Bruder achtgab, als er erstickte.

Die Sache hat sich so zugetragen: ein schüchterner Meßdiener begleitete Pastor Ulrich, und er hielt eine Rohrflöte in der Hand, auf der er nicht zu spielen wagte, obwohl es ein Festtag war und ich ihn mit Zeichen bat, sie an den Mund zu setzen. Er gab nach.

Seine Lippen, die sich um die Flöte schlossen, ließen sein Gesicht verzerrt aussehen. Ich hörte ihm zu.

Dann hat mein Vater mich geschüttelt. Die Bäche und Wasserlöcher sind übergelaufen. Der Apfelbaum im Garten weinte und stöhnte. Alle liefen durch das schmiedeeiserne Tor hinaus. Ein Ameisenhaufen sank in sich zusammen. Ein Maulwurf starb im Tageslicht. Die Frauen sahen zu. Und sie sahen bis zum Ende zu, bis die Nasenlöcher und die Backen meines Bruders schwarz wurden. Pastor Ulrich gab ihm mit seinem Meßbuch kleine Klapse auf den Rücken. Jemand machte Scherze über eine zu ergiebige Brust, die ihn ersticken würde. Mein Bruder erbrach die goldene Brosche mit dem einfachen Kreuz und der Nadel nicht, die er verschluckt hatte.

Man sieht mich vorbeilaufen. Man hört mich die Hebamme zurückrufen, die nichts ahnt und sich noch die Mundwinkel leckt, während sie sich an der Kirche umdreht. Ich rufe. Sie läuft sehr schnell. Tritt in ein Loch auf dem Weg, weil sie mich anschaut und fragt: Aber was ist denn passiert? Was ist denn los? Sie verstaucht sich den Knöchel und spürt keinen Schmerz. Die Schnalle an ihrem Fuß öffnet sich augenblicklich und gibt ihren rechten Fuß frei. Sie kommt mit einem nackten Fuß zu uns herein. Die Wiege wird nie gebraucht werden. Die Liste der Heiligen mit J liegt zerknittert auf dem Buffet. Die vollen Gläser laufen an.

Filmrausch an der Saar

Das Leben mit dem Kino zwischen Kriegsende und Fernsehen (1)

Von Nils Minkmar

Kino? Kino!

Malerei ist eine Kunstform der Hochkultur, Zirkus eine Veranstaltung des Massenvergnügens. Einverstanden?

Gut, dann die nächste Frage: Was ist der Film? Ein läppisches Vergnügen? Die künstlerische Ausdrucksform schlechthin des 20. Jahrhunderts? Beides? Oder sind Frage und Alternative schon ganz falsch gestellt, wo doch heute der Museumsbesuch boomt, der Zirkus zur Antiquität geworden ist und Film überwiegend nicht mehr an einem öffentlichen Ort, sondern individualisiert in Fernsehprogrammen und auf Video stattfindet? - Film war lange Zeit mindestens dreierlei: Ein (im gelungenen Fall) Ausschnitte der Wirklichkeit darstellendes Medium, ein ästhetisches Produkt und ein technischer, sozialer und ökonomischer Zusammenhang, Teil der industriellen Gesellschaft. Im angelsächsischen Sprachgebrauch ist das mit "movie", "cinema" und "film" festgehalten; "to go to the movies" meint Ort und Geschehen, Apparat und Phantasie.

Seit das (künstlerische) Medium Film nicht mehr an den Ort Kino gebunden ist, gilt letzteres als schwer angeschlagen, scheint sein Ende in greifbare Nähe zu rücken, wird es, wieder und wieder, totgesagt... Den beiden folgenden Beiträgen zum Kino ist gemeinsam, daß sie, beide am Beispiel des Saarlands, den Blick lenken auf diesen sozialen Ort Kino: Ein Blick geht zurück, auf die Hoch-Zeit der Filmbegeisterung und die kulturelle und politische Bedeutung, die dem Kino einmal zugemessen wurde, ein zweiter nach vorn, auf die nächste Runde im vielleicht aussichtslosen Kampf einer fast hundertjährigen Kultur. Das ist es uns schon noch wert, das Kino.

1. Kinobegeisterung

Die Kinobegeisterung der Saarländerinnen und Saarländer erreichte ihren Höhepunkt, als die Saar noch unabhängig war.

Ihren augenfälligsten Ausdruck fand diese Begeisterung, wenn wieder einmal Tausende von Saarländerinnen und Saarländern einem aus der Bundesrepublik anreisenden Star am Grenzübergang oder vor dem heute verschwundenen Hotel Messmer zujubelten. Aber nicht nur den Fans von Hans Albers und Marika Röck, auch den Verantwortlichen in Politik, Wirtschaft und Kultur galt das Kinoparkett als der Ort, auf dem sich das öffentliche Leben eigentlich abspielte. Aus der Spannung zwischen dem unwiderstehlichen Drang der saarländischen Bevölkerung zum Kinobesuch und den politischen, wirtschaftlichen und volkspädagogischen Bemühungen, diesen Drang zu verstehen und zu beeinflussen, entstand eine Kinolandschaft mit einem eigentümlichen, spezifisch saarländischen Profil.

Ebenso wie der politisch autonome Saarstaat liegen die blühenden Kinolandschaften der fünfziger Jahre heute in einem Zwielicht aus Unkenntnis und Vergessenheit. Weshalb war gerade hier die Nachfrage nach den Bildern des Films so groß?

Die Gesamtsituation der Saar nach dem Krieg war alles andere als übersichtlich. Im Bereich des Kinos, wo alles neu zu organisieren war, bündelten sich die verschiedenen Probleme und Interessenkonflikte. Mit jeder Einzelentscheidung stellte sich erneut die Gesamtfrage, welche Gestalt das Kinowesen an der Saar annehmen sollte. Seit der Erfindung und Nutzbarmachung des Mediums Film gehörte die katholische Arbeiterbevölkerung des Saargebiets zu den eifrigsten Kinogängern in Europa. Die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs hatten die Erfolgsgeschichte des Kinos nur unterbrochen. Die Nachfrage nach Filmen überdauerte die Not der Nachkriegsmonate: Auch in den Trümmern der Städte, in Bergen von Schutt und in Notunterkünften dachte man ans Kino.

In die Diskussion über die Neugestaltung der Kinolandschaft flossen die verschiedensten Interessen: Den westlichen Alliierten galt der Film als ein zentrales Massenmedium, das mit zum Aufstieg und zur Konsolidierung der Nazi-Herrschaft beigetragen hatte. Seine Möglichkeiten sollten nun in den Dienst der Demokratisierung gestellt werden.

Die Regierung des saarländischen Ministerpräsidenten Hoffmann, im wesentlichen aus Exilpolitikern zusammengesetzt, förderte den Wiederaufbau der Kinos, um die Normalität des öffentlichen Lebens

Ein Wochenschaubericht

„Hoppla - jetzt komm ich! Und da ist er auch schon, der Hans Dampf in allen Gassen, bzw. der Fernfahrer Heinrich Lüther alias Hans Albers, dem eine freudig bewegte Verehrerschar bei seiner Ankunft am Schlagbaum in Eichelscheid ein herzliches Willkommen zuteil werden ließ. Doch dieser Empfang beim Überschreiten der Landesgrenze war nur der Auftakt zu einem Sturm der Begeisterung, der dem populären Filmschauspieler und dem mit ihm gekommenen Produzenten Erich Pommer bei ihrem Eintreffen in Saarbrücken entgegenschlagen sollte. Denn eine vieltausendköpfige Menge, die Pressenotizen und Radiodurchsagen vor das Hotel Messmer gelockt hatten, harter diszipliniert und geduldig hinter polizeilichen Absperrungsketten auf den großen Augenblick. Als dann die Wagenkolonne vorfuhr, Hans Albers mit seinem Auto (!) entstieg, gab es für die Wartenden kein Halt und kein Zurück mehr. Eine Woge des Jubels umbrandete den Leinwandliebling, der sich nur mit Mühe einen Weg durch das tosende Menschenmeer zum Hotel bahnen konnte, wo die beiden Gäste des Saarländischen Film Vertriebs sichtlich gerührt ihrer Freude über die ihnen entbotenen Ovationen Ausdruck gaben.

Mit der gleichen Herzlichkeit begegneten sich Filmschaffende und Filmfreunde vor und in den Lichtspieltheatern, in denen Hans Albers und Erich Pommer den saarländischen Erstaußführungen ihres Films „Nachts auf den Straßen“ beiwohnten.

Hierbei war der Beifall der Theaterbesucher nicht nur Anerkennung für einen ernsten Unterhaltungsfilm, in dem Hans Albers sein Können als großer Menschengestalter unter Beweis stellte, sondern dieser Applaus galt auch den Dankesworten, welche die beiden erfahrenen Künstler für ihre und ihres Films herzliche Aufnahme im Saarland an ihr Publikum richteten.

Hans Albers, dem wir gelegentlich vielleicht auf der Bühne des Stadttheaters Saarbrücken wiederbegegnen werden, und Erich Pommer, die während ihres mehrtägigen Aufenthalts Gelegenheit hatten, Land und Leute an der Saar kennenzulernen, und denen es hier sehr gut gefallen hat, danken auch über die saarländische Wochenschau allen Filmfreunden für die Gastfreundschaft, die sie hier gefunden haben.“

wiederherzustellen und damit den drängenden Wünschen der Bevölkerung nachzukommen. Dabei gab sie sorgsam darauf acht, einen möglichst großen Einfluß auf die Kinoszene zu bewahren. Zugleich ergab sich durch die Neuorganisation des Kinowesens eine Gelegenheit für Politiker, Pfarrer, aber auch Lehrer und Journalisten, auf die Entwicklung des Kinos im regionalen Maßstab Einfluß zu nehmen. Es bildete sich eine bildungsbürgerlich orientierte Koalition, die durch Zensur und staatliche Kontrolle das angeblich gefährlich niedrige Niveau zu heben und das Publikum in seinen Gewohnheiten zu erziehen suchte.

Schließlich war der Film ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Kinobesitzer und Filmverleiher nahmen ihre Geschäfte auf, organisierten sich und wurden, wenn sie die Interessen ihrer Branche vertraten, indirekt zu Anwälten des Publikums gegen eine zu starre Zensur und für eine freizügigere Importpolitik. In diesem Geflecht von Interessen und Weltanschauungen hatte es zunächst auch ein Hans Albers nicht leicht, das saarländische Publikum zu erreichen. Am 11. Januar 1948 schrieb der saarländische Ministerpräsident an das Büro des Hohen Kommissars der französischen Republik, Gilbert Grandval:

„Der Film 'Große Freiheit Nr. 7' läuft zur Zeit wieder in der Wartburg in Saarbrücken. Der Protest aus den Kreisen der Bevölkerung wird immer stärker. Ich beabsichtige daher in meiner Eigenschaft als Minister des Innern, den Film noch heute zu verbieten und bitte Sie, den Hohen Kommissar hiervon zu unterrichten.“ (2)

Vor dem Verbot hatte Johannes Hoffmann Schreiben wie jenes erhalten, in dem vor dem Film dringend gewarnt wurde. Der Autor läßt sich leider nicht mehr ermitteln:

„Wenn einige Sentimentalitäten und komisch-groteske Szenen eingestreut sind, so wirken diese um so gefährlicher, als sie den oberflächlichen, sittlich nicht geprägten Zuschauer mit einem gedankenlosen Lachen über die innere Unmoral des Films hinwegtäuschen und eine innere Besinnung verhindern. (...) So sehen das Leben nur solche, für die animalisches Sich-Ausleben die essentielle Daseinsform ist. Wir sind überzeugt, daß sich die Regierung der Forderung eines großen Teils des Volkes nach einem Verbot dieses Films nicht verschließen kann, zumal

er dem kulturellen Aufbauprogramm der Regierung durchaus entgegenwirkt." (3)

Die Entstehungsprobleme der saarländischen Kinolandschaft manifestierten sich auch bei der Inbetriebnahme der einzelnen Kinos. Alle noch bestehenden Kinos waren unter eine treuhänderische Geschäftsführung gestellt worden, bis ihre früheren Betreiber auf ihre Rolle in der NS-Zeit hin überprüft worden waren. Bekannt war und diskutiert wurde aber besonders der Fall des größten und bekanntesten saarländischen Kinos, des Ufa-Palasts in Saarbrücken. Schon im Februar '45 hatte sich der Kinounternehmer Peter Hellbrück bei der amerikanischen Militärverwaltung die Genehmigung zur Wiedererrichtung des großen Kinos gesichert. Kurz vor der Fertigstellung und Inbetriebnahme freilich mußte Hellbrück erkennen, daß sowohl die französische Sequesterverwaltung, der das Kino als ehemaliger Ufa-Besitz noch unterstand, wie auch die saarländische Regierung selbst andere Pläne hatten. Trotz seiner geleisteten Arbeit wurde Hellbrück nicht zum Inhaber oder Geschäftsführer des Kinos gemacht. Das profitable Großkino wurde der regierungsnahen Saar-Film-Vertriebs-GmbH und ihrem umtriebigen Geschäftsführer Willy Peter Busch zugeteilt. Auf jeden Fall verzögerte der Streit um die Rechte die Eröffnung, und das Saarbrücker Publikum mußte sich bis Weihnachten 1949 mit den Provisorien im Johannishof und in der Wartburg begnügen. Dem Streit um das wichtigste Kino kam eine symbolische und daher eine politische Bedeutung zu. In einem internen Vermerk für den Ministerpräsidenten vom Oktober 1949 heißt es:

"Abschließend muß festgestellt werden, daß sich beim jetzigen Stand der Dinge die Frage des Ufa-Theaters nachgerade zu einer Prestigeangelegenheit im Sinne der saarl. Autonomie entwickelt. (...) Während sich die Kapitalüberfremdung bei anderen Betriebszweigen meist unbemerkt von der Öffentlichkeit vollziehen kann, ist das bei einem Lichtspieltheater und ähnlichen Unternehmen kulturellen Charakters unmöglich. Die Regierung des Saarlandes muß zu ihrem Teil Wert darauf legen, daß ihr aus Gründen der Gesamtpolitik der Saar der Einfluß auf die wesentlichen Propagandamittel nicht entgleitet. Jede Überfremdung des Lichtspieltheaterwesens muß stärksten Widerspruch der Bevölkerung hervorrufen und wäre auch für das Hohe Kommissariat im letzten Effekt ausserordentlich peinlich." (4)



2. Populäre Begeisterung

Mit der Eröffnung des Ufa-Palasts im Dezember 1949 setzte im ganzen Saarland eine Welle der Wiedereröffnungen ein: Die goldenen Jahre des saarländischen Kinos hatten begonnen. Jeden Tag strömten die Saarländerinnen und Saarländer zu Tausenden in die Kinos.

Eine abstrakte Vorstellung von der zunehmenden Bedeutung des Kinos vermitteln uns einige Zahlen: Hatte es 1938 in Saarbrücken neun Kinos mit insgesamt über 5.000 Plätzen gegeben, konnte man 1952 zwischen elf Häusern mit über 7.000 Plätzen wählen. Im ganzen Saarland erhöhte sich die Zahl der Kinos von 77 im Jahre 1935 auf 112 im Jahre 1949. Und bis 1959 verdoppelte sich diese Zahl sogar: 206 Kinos zählte das Saarland bei der wirtschaftlichen Rückgliederung an die Bundesrepublik. Davon verfügten über die Hälfte über moderne Cinemascope-Anlagen. Das Saarland hatte bald eine der höchsten Kinodichten Europas. Keine Gemeinde, kein Stadtteil ohne zumindest ein Kino in der Nähe: Texas, die Alpen und die Dächer von Paris waren auch in Holz, Einöd, Mittelbexbach oder Uchtelfangen bequem zu Fuß zu erreichen.

Das Programm ähnelte sich in allen Theatern. Wichtig war der regelmäßige, rasche Wechsel. Kein Film wurde länger als eine Woche gespielt. Das Publikum erkundigte sich oft erst am Kassenhäuschen, welcher Film gegeben wurde. So fand jeder Film sein Publikum, und ein Gutteil der damals vorgeführten Streifen fiel zu Recht gnädigem Vergessen anheim. Immer wieder aber entdeckt man in den Kinoprogrammen auch Meisterwerke des Films, die durchaus auch als solche wahrgenommen wurden, zum Bei-

spiel die ersten Filme der französischen "nouvelle vague".

Aus heutiger Sicht lassen sich zwei große Familien erfolgreicher Filme unterscheiden: einmal die amerikanischen Produktionen, im wesentlichen Western



und Krimis, von denen heute nicht wenige als Klassiker der Filmkunst gelten, und zum anderen deutsche und österreichische Produktionen, deren Personal vor und hinter der Kamera fast ausschließlich aus der Ufa kam. Die Stoffe der großen Mehrzahl dieser Filme waren schon damals Gegenstand herber Kritik von Cineasten. Max Ophüls etwa sagte 1953:

Ein Wochenschaubericht

"Einen netten Einfall hatte der Besitzer des Burgtheaters Neunkirchen. Er ließ den 12.000. Besucher der mit großem Erfolg in seinem Theater zur Vorführung gelangenden Farbfilmoperette "Die Csardasfürstin" eine besondere Ehrung zuteil werden. Wie man sieht, handelt es sich um eine glückliche, wenn wir so sagen dürfen, Gewinnerin, welcher der Besitzer einige Geschenke überreichen ließ, die von ihr mit Freude in Empfang genommen wurden. Eine Aktion, die zur Nachahmung empfohlen wird."

"Die Deutschen haben so viel Fertiges von Kleist bis Zuckmayer, von Schiller bis Bert Brecht und Erich Kästner, daß es mir unwahrscheinlich erscheint, warum so viele Filmproduzenten sich Heidegräber frisch fabrizieren lassen, in denen sie den unterschätzten Geschmack ihres Publikums langsam aber sicher beerdigen." (5)

Die Frage nach einer moralischen Verantwortung der im NS-Regime erfolgreichen Künstler wurde übrigens kaum gestellt. Vielmehr scheint es so, als habe das Publikum eine emotionale Verbundenheit mit bestimmten Stars entwickelt, die durch die Illu-

sion einer gemeinsamen Erfahrung von Krieg und Nationalsozialismus noch gefestigt wurde. Filmstars waren vertraute Figuren, und ohnehin war in jener Zeit Harmonie eher gefragt als öffentliche Auseinandersetzung.



Wenn sich ein Star leibhaftig nach Saarbrücken begab, war ohnehin alles vergessen. Der Kommentator der Wochenschau konnte nur noch schwärmen:

“In der Landeshauptstadt säumte eine riesige Menschenmenge den weiten Platz vor dem Hotel Messmer und harpte geduldig der Dinge, die da kommen sollten. Und Marika kam, ward gesehen, umzingelt und umjubelt. Die Polizisten machten anfangs zwar böse Miene zum stürmischen Spiel, doch schließlich erlagen auch sie der Begeisterung der Masse, die wie eine lebende Mauer dastand, über die hinweg Marika in das Hotel regelrecht hineingereicht werden mußte. Nicht minder herzlich waren Beifall und Jubel, die Marika und Georg vor und in den Lichtspieltheatern, in denen sie auftraten, umrauschten.”

Anreisende Leinwandgrößen zeigten sich in Interviews verwundert über die Zahl und die Leidenschaft ihrer Anhänger im Saarland, wie etwa Dieter

Borsche. Er sagte im Januar 1952 der Saarbrücker Zeitung:

“Nie hätte ich geglaubt, daß ich im Saarland so viele Verehrer hätte. Die kurze Zeit meines hiesigen Aufenthalts erlaubte mir leider nicht, Menschen und Land näher kennenzulernen. Zu gerne hätte ich Hüttenwerker und Gruben gesehen, denn der Arbeits- und Aufbauwille des Saarländers ist weithin bekannt.”

Die Begleitumstände dieses Besuchs schildert die Zeitung folgendermaßen:

“Im Vergleich zu (Saarbrücken) muß eine Premiere an einem New Yorker Broadway-Kino eine stille, besinnliche Feierstunde sein. Es war wie im Film: Da hatte sich ein Mädchen durch die Absperrung geschmuggelt, indem es angab, von der Filmverleihgesellschaft geschickt zu sein; da war die 17jährige Schauspielschülerin, die dringend zum Film wollte und mit ihrer Keßheit immerhin erreichte, daß sie zum Probesprechen beim Radio eingeladen wurde; und da war auch so ein goldrichtiger Lausejunge, der ein Autogramm erbat - für seine Lehrerin.”

Die Anziehungskraft des deutschsprachigen Films der Fünfziger war das Ergebnis einer geschickten Mischung von ansprechenden Naturlandschaften, bekannten Stars und einer Geschichte, in der gerade so viel von den Nöten des Lebens und der Liebe angedeutet wurde, daß sich die Dramatik entfalten konnte und somit Identifikations- und Illusionsbedürfnis gleichermaßen befriedigt waren.

3. Zensur und Fürsorge

Die populäre Begeisterung für das Kino rief zugleich auch Sorge hervor. Der Film war noch nicht als eigenständige Kunstform anerkannt, galt als oberflächlich und zugleich gefährlich. Insbesondere die saarländische Regierung, die einem besonderen moralischen Anspruch gerecht zu werden suchte, fühlte sich dazu aufgerufen, über die Kinobesucher zu wachen. Aber der Import von Filmen aus der Bundesrepublik warf auch wirtschaftliche Fragen auf, weil jede Kopie in Devisen bezahlt werden mußte. Das galt auch für amerikanische Filme, von denen eine deutsche Synchronfassung beschafft werden mußte. Bevor eine Kopie in die saarländischen Kinos gelangte, mußte sie ein umständliches Verfahren

durchlaufen. Karl A. Jung, ehemaliger Geschäftsführer der Saarfilm Union, beschreibt das Verfahren für einen deutsch synchronisierten, amerikanischen Film:

“Unser Ansprechpartner war zum damaligen Zeitpunkt die jeweilige Firma in Paris. (...) Die hatten zwar auch ihre Vertretungen in Frankfurt, aber die waren für uns nicht zuständig, wir mußten alles über Paris abwickeln. (...) Wir mußten also jede Woche praktisch nach Paris mit unseren Unterlagen, und nach Erteilung der Genehmigung konnte uns dann Frankfurt eine deutschsprachige Kopie an die Saar liefern.”

Der nächste Schritt war die inhaltliche Überprüfung des Films auf seine Verträglichkeit mit der saarländischen Mentalität:

“Die wurden hier am Hauptbahnhof angeliefert, wurden zu einer sogenannten Zensurvorführung durch zwei französische Zollbeamte in unseren Vorführungsraum gebracht, wurden dann vorgeführt, die Zollbeamten blieben dabei. Nach der Vorstellung wurden die Kopien wieder verpackt, verplombt, gingen wieder mit den Zollbeamten zurück und blieben dort liegen, bis eine Entscheidung gefällt war von der Zensurbehörde, ob der Film vorgeführt werden darf oder nicht.”

Die Filmprüfungskommission des Saarlandes prüfte allein von 1953 bis 1955 1.696 Filme, von denen sie knapp 10 % nicht zuließ, davon die meisten aus den USA. Sie konnte allerdings zugleich auch Filme auszeichnen, die dadurch steuerlich begünstigt wurden. Und - auch hier waren die amerikanischen Filme am stärksten vertreten. Über die Arbeit der saarländischen Filmzensur gibt es eine Vielzahl von Anekdoten. Man nannte sie strenger als die spanische Zensur, und viele Einzelentscheidungen sind heute nicht mehr nachvollziehbar, wie das Verbot von “Dick und Doof als Rekruten” im Jahr 1953.

Besonders erbitterte die Kinobetreiber und Filmverleiher, daß Filme im Saarland zensiert wurden, die schon in ihren Entstehungsländern die jeweilige nationale Zensur unbeanstandet passiert hatten, oder daß Filme, die in der Bundesrepublik für die Jugend freigegeben waren, im Saarland noch geschnitten wurden. Im wesentlichen waren es drei Gründe, die einen Film oder einzelne Szenen zu einem Opfer der Zensoren werden ließen: Brutalität, Unsittlichkeit

oder prodeutscher Nationalismus, wobei die ersten beiden Gründe am häufigsten zutrafen. Die Zensoren selbst waren sich ihrer besonderen Strenge durchaus bewußt. Im Kommentar zum zweiten Halbjahresbericht der Filmprüfungsstelle des Saarlandes von 1953 wird betont:

“...daß im Saarland erstmals der konsequente Versuch unternommen worden ist, das Wertvolle systematisch zu fördern und das Verwerfliche oder moralisch Bedenkliche in den Fällen zu verdammen, wo es in letzter Konsequenz ein Gefahrenherd zumal für die Jugendlichen zu sein vermöchte, über dessen Auswirkungen nur oberflächliche Illusionisten sich einer Täuschung hingeben können.

(...) Welche exemplarische Strafe müßten wohl jene erfahren, die es fahrlässig unterlassen hätten, Krankheits-Epidemien zu bekämpfen? Wäre es nicht unverantwortlich, wenn wir nicht den gleichen Standpunkt einnehmen würden gegenüber 'geisti-



gen Bakterien', mit denen minderwertige Filme skrupellos die gesunde Lebenseinstellung unserer Jugend gefährden? So läßt sich der Bericht nur mit dem Wunsch beschließen, daß die unabänderlich notwendigen Zensurmaßnahmen nicht nur das Verständnis unserer Bevölkerung finden mögen, sondern auch deren mithel- ende Zustimmung."

Unterstützung erfuhr die Arbeit der Filmprüfungs-kommission von einer öffentlichen Diskussion um die Wirkung des Films auf die Jugend, die vor allem von der katholischen Kirche, von Lehrern und Juristen getragen wurde. Dabei war es nicht das Ziel, Jugendliche vom Kinobesuch abzubringen, was ohnehin kaum gelungen wäre, sondern vielmehr, den Besuch in verschiedener Weise zu veredeln: Junge Leute sollten weniger Western und mehr sogenannte Kulturfilme besuchen, weniger Abendvorstellungen und mehr Filmmatineen, und vor allem in Begleitung Erwachsener ausgehen.

Die katholische Filmliga veranstaltete eine 'Woche des guten Films' und setzte darauf, Jugendlichen möglichst viele gute Filme zu zeigen, um sie gegen schädliche Einflüsse gleichsam zu immunisieren.

Ein zentrales Argument für die Notwendigkeit einer Veredelung des Kinokonsums war die Jugendkriminalität. Insbesondere den Zorrofilmen schrieb man einen verderblichen Einfluß zu. Im Dezember 1951 etwa machte der Rundfunkvortrag des Kriminalrats Trost (6), eines Praktikers sozusagen, von sich reden. Ausgehend vom leicht gestiegenen Anteil Jugendlicher an der Gesamtzahl der verurteilten Straftäter malte er ein düsteres Bild vom Einfluß des Kinos auf das jugendliche Gemüt. Die Hauptschuld sah Trost allerdings bei den Eltern:

"Oftmals fragen sie sich nicht einmal, welchen Film er sich ansehen will und sind froh, wenn er für ein paar Stunden aus dem Haus ist, damit sie ihre wohlverdiente Ruhe haben. Und während sie dann ihr Mittagsschläfchen halten, sitzt ihr Junge fiebernd im Filmtheater und blickt starr auf die Leinwand, wo ihm alles das bildlich vorgehalten wird, was er sich bisher nur in der Phantasie vorgestellt hat. Hier wird ihm gezeigt, wie der Mörder das Messer werfen muß, wie der Dieb sich an seine Beute heranschleicht, wie er die Tat ausführt und dann alles tun muß, um eine Aufklärung zu erschweren bzw. unmöglich zu machen."

In Folge eines solchen unkontrollierten Kinokonsums drohe, argumentierte Trost weiter, die Grenze zwischen Film und Realität im Bewußtsein der Jugendlichen zu verschwinden - ein seit Beginn des Kinos kursierender Vorwurf:

"Nach dem Besuch dieser Filme geht das Kind noch einen Schritt weiter. Es versucht das alles nachzuahmen, was es gesehen hat, zunächst noch als harmloses Spiel mit Kindergewehr, Kinderpistole, später jedoch mit Dolch, Schleuder und Wurfgeschossen. Dann kommt das Lasso dazu, die Zorropeitsche und die Gesichtsmaske. Wo ist da die Grenze zwischen Spiel und tödlichem Ernst?"

Interessanterweise scheinen dem Autor Maske und Zorropeitsche mehr Sorgen zu bereiten als Schleuder und Dolch. Viele Eltern und Lehrer teilten das Unbehagen des Polizisten, und es ist zu vermuten, daß er mit seinem pathetischen Schlußappell in vielen Familien auf offene Ohren stieß:

"Ich glaube im Namen aller Eltern zu sprechen, wenn ich sage: fort mit der charakterverderbenden Literatur, hinweg mit den Zorro- und ähnlichen Filmen. Hier liegt die Wurzel allen Übels. (...) Hüten Sie ihre Kinder vor Schmutz- und Schundliteratur. Prüfen Sie, welche Kinovorstellungen sie besuchen, halten Sie Ihre Kinder bei einbrechender Dunkelheit von der Straße fern. Dringen Sie in das Seelenleben Ihres Kindes, damit Sie rechtzeitig jede Regung verspüren und einer gefährlichen Entwicklung entgegensteuern können. Unterstützen Sie uns in unserem Kampf gegen die Verderbnis der Jugend, legen Sie die Gleichgültigkeit beiseite, erkennen Sie die große Gefahr, ehe es zu spät ist und auch Ihr Kind von dem allgemeinen Strudel erfaßt und rettungslos für die Menschheit verloren ist."

Kein Zweifel - aus heutiger Sicht erscheinen die Ratschläge von Kriminalrat Trost wesentlich furchterregender als jeder Zorrofilm. Die Perspektive hat sich verkehrt: Gegenüber den autoritären Elementen der Nachkriegsgesellschaft erscheinen uns manche amerikanischen Kinofilme befreiend modern. Zorro hat am Ende eben auch über Kriminalrat Trost ob-siegt.

Allerdings gab es auch schon zeitgenössische Reaktionen auf Trosts Vorschlag, in denen auf Merkwürdigkeiten der saarländischen Kultur hingewiesen wurde: In einem Vermerk für den Ministerpräsidenten vom 11. Dezember 1951 heißt es:

“Im Zusammenhang mit den in der Öffentlichkeit bekanntgewordenen Aktionen gegen Zorro- und Wildwestfilme erklärte der Filmtheaterbesitzer Theis aus Völklingen, daß man den Film nicht allein für die Verrohungerscheinungen der Jugend verantwortlich machen könne. Ihm sei bekanntgeworden, daß man am Karfreitag in Marpingen den ‘Verräter an unserem Herrn Jesus Christus’ symbolisch gehängt habe. Es sei sehr wohl möglich, daß Jugendliche auch hierdurch erzieherisch völlig ungeeignete Anregungen empfangen könnten.” (7)

In den letzten Jahren des Jahrzehnts gingen die Zahlen der Kinobesucher immer stärker zurück. Das aufkommende Fernsehen war hierfür die auffälligste Ursache, es stand freilich für einen sich insgesamt wandelnden Lebensstil: Die Wohnverhältnisse besserten sich, viele konnten sich erstmals ein Moped oder ein Auto leisten. Die Kulissen der Heimatfilme waren damit in erfahrbare Nähe gerückt: Tirol und das Allgäu gab es nun auch in 3D, und man konnte mit eigenem Blick über das Panorama schwenken. Auch auf der Leinwand änderte sich manches: Die alte Garde aus den Ufa-Jahren hatte Konkurrenz bekommen. Jugendliche bewunderten eher Marlon Brando und James Dean als Dieter Borsche oder Hans Albers. Neue Stars des deutschsprachigen Films wie Catharina Valente, Hildegard Knef oder Romy Schneider bemühten sich explizit um internationale Anerkennung. Auch der Stil eines Kinobesuchs begann sich zu wandeln, die Wahl des Films stand nun im Vordergrund. Karl Jung formulierte diesen Unterschied so:

“Damals gingen die Leute ins Kino, und heute suchen sie sich einen Film aus und gucken sich diesen an.”

Fast scheint es, als habe für einen bestimmten Teil des Publikums die Faszination des Kinos über Nacht nachgelassen. Vielleicht war es schlicht ein Mangel an Alternativen, der die Saarländerinnen und Saarländer in Scharen in die Kinos trieb. Vielleicht war es aber auch die unbestimmte Vorstellung, daß das Geschehen auf der Leinwand sie etwas angehe, wie ein magisches Ritual, von dem nichts unmittelbar zu

erwarten war, das es aber auf keinen Fall zu verpassen galt. Von einem Ort, an dem man viel von Ritualen versteht, kommt eine Äußerung zum Kino der Nachkriegszeit, die für eine solche Interpretation spricht: Papst Pius XII. sagte 1948 in einer Ansprache an die Pfarrer und Fastenprediger der Stadt Rom:

“Es ist durchaus keine bloß ungesunde Neigung, die den modernen Menschen ins Kino lockt. Abgestumpft durch den eintönigen Verlauf ihres Tagwerkes empfinden die Menschen ein frohes oder bitteres Vergnügen, die Einzelheiten ihres täglichen Lebens auf der Leinwand wiederzuerkennen und sozusagen das Verständnis ihres Lebensdramas zu gewinnen.” (8)

- (1) Dieser Beitrag ist die leicht geänderte Fassung eines Featuremanuskripts für SR 2, Interregionale Kultur, das am Montag, 13.6.1994 gesendet wurde. Zwei empfehlens- und bemerkenswerte Arbeiten liegen zum Kino der 50er an der Saar vor: Inge Plettenberg, Schicksalhafter Geschehen in Dur und Moll. Informationen und Impressionen aus der saarländischen Kinolandschaft der 50er Jahre, in: Von der Stunde 0 zum Tag X. Das Saarland 1945-1959. Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloß, Saarbrücken 1990, S. 381-397; und Gabriele Scherer, Kino und Filmpolitik in der französischen Besatzungszone und im Saarland der Nachkriegszeit, Magisterarbeit Universität des Saarlandes 1990. Mein Dank gilt Karl Jung und Günther Theis, die mir freundlicherweise zu Gesprächen zur Verfügung standen.
- (2) Landesarchiv des Saarlandes, Bestand “Staatskanzlei 1948-1956, Präsidialkanzlei” (Filmangelegenheiten)
- (3) ebd.
- (4) ebd.
- (5) Zit. n. Saarbrücker Zeitung vom 30.10.1953, aus einem Interview Ophüls’ für die Wuppertaler Zeitschrift “Theater und Zeit”
- (6) Abgedruckt in der Saarbrücker Zeitung vom 3. 12. 1951
- (7) Landesarchiv des Saarlandes, Bestand “Staatskanzlei 1948-1956, Präsidialkanzlei” (Filmangelegenheiten)
- (8) Zitiert nach Saarbrücker Zeitung vom 9.10.1953

Unser Multiplex

Oder: Sind 100 Jahre Kino endlich genug?

Von Achim Huber

Natürlich sollte hier alles mehr ironisch abgehandelt werden. Die Sorgen der einen sind die Freuden der anderen, soll heißen, Kapitalismus führt nun mal zur Expropriation der Expropriateure. Oder: Größer, strahlender, sauberer - ist doch nicht schlimm, sind schließlich keine Atomkraftwerke. Oder: Die Idylle des saarländischen Kino-Marktes - der ein braves Oligopol beherbergt -, kriegt jetzt die Instrumente national agierender und international verflechtener Konkurrenz gezeigt. Na und? Denn: Ob nun *Police Academy 7* im *UT 1* und zugleich in Saarlouis, Homburg und Völklingen anläuft oder nur noch in einem 600-Sitzplätze-Saal in Saarbrücken (oder ob die Leute das gleich zuhause auf ihren 72-cm-Großbildschirmen gucken), kann uns natürlich letztlich einerlei sein. Leider ist die Sache komplizierter und es wäre grundfalsch, altmodisch-postmodern zu argumentieren. Also wird ernsthaft ein Anachronismus verteidigt - allerdings ohne die Tränendrüsigkeit der ältlichen Kulturkritik -, ohne deswegen das Neue, bloß weil es neu ist, zu verteufeln.

Doch fangen wir vorne an, bei dem komischen Wort. Mein uraltes DUDEN Fremdwörterbuch meinte noch kurz und knapp, *multiplex* sei ein veralteter Ausdruck und bedeute *vielfältig*. Langenscheidts Taschenwörterbuch des Lateinischen klärt, daß *multi-plex* 1. *vielfach, vielfältig; zahlreich, stark*; 2. (unklassisch) *vielman so groß*; schließlich 3. *vielseitig, vielerlei; vieldeutig; unbeständig* bedeute. Das klingt seriös und erschöpfend. Wir können die Philologie gleich wieder verlassen und festhalten, daß, was gestern veraltet war, heute der letzte Schrei sein kann, wie überhaupt alles, was mit *multi-* anfängt (Multivitaminsaft, multikulturell), derzeit höchst angesagt scheint.

Hier soll es natürlich um Häuser gehen, in deren fensterlosen Innenräumen belichtete Zelluloidstreifen auf eine Leinwand projiziert werden. Früher nannte man sowas Kino. Dann wurden daraus Kinocenter, wo mehrere dieser Räume - möglichst gequetscht - in abgestufter Größe in einem Bau hinter einer Kasse angeordnet waren. Neuerdings heißen nun manche Kinocenters, da sie wieder *vielman so groß* wie seit Jahrzehnten gewohnt, in den Ausmaßen der Kinopaläste der 20er Jahre, daherkommen - *Multiplex*. Die Filmförderungsanstalt in Berlin, FFA, auf deren fleißige Marktbeobachtung wir noch zurückgreifen werden, definiert die Multiplexe als "Kinoneubauten mit mindestens neun

Leinwänden im kulinarischen oder sonstigen freizeitbetonten Ambiente". Hübsch.

Solche Großkinos werden seit 1990 zunächst in westdeutsche Städte oder an deren Ränder gestellt, ähnlich wie Metro- und Ikea-Märkte. Ob sie nicht nur groß, sondern auch vielfältig sind, ob es sich um ein vieldeutiges Phänomen handelt oder eindeutig Mist ist und wie es um die Beständigkeit steht - das beschäftigt seit Jahr und Tag die Branche, die am Film interessierte Öffentlichkeit und die Kulturkritik. Beginnen wir mit ein paar Fakten zur Lage im kleinen Bundesland.

1mal ging jeder Saarländer ins Kino

... und zwar im Durchschnitt des Jahres 1992; das machte reichlich eine Million Kinobesuche. Ein miserables Jahr für die Kinobranche insgesamt, das interessanterweise heute den politischen Entscheidungsträgern der Stadt Saarbrücken Argumente für große Innovationen liefern darf. 1993 - ein gutes Jahr der Branche (wir erinnern uns: *Jurassic Park*, *Bodyguard*, *Hot Shots 2*, und selbst ein Film wie *The Piano* zog plötzlich Zuschauer) - waren es im Saarland immerhin über 1,3 Mio. Kinogänger. In Saarbrücken brachten es die kommerziellen Kinos zuletzt auf gut 480 Tausend Zuschauer.



Besseringen, LIDO

Es gibt im Saarland noch Kinos nicht nur in den Kreisstädten und anderen Gemeinden mit über 20.000 Einwohnern, sondern auch in kleineren Orten, in Losheim und Wadern, in Mettlach und Illingen und im kleinen Bous zum Beispiel. Keine 50 - mit zusammen höchstens noch 7.500 Sitzplätzen - sind es aber heute außerhalb Saarbrückens, und für



Saarlouis, CAPITOL

das Überleben solcher Kinos in Kleinstädten ist meist weniger die Größe des Ortes selbst als die des Einzugsgebiets entscheidend. In Kreisen wie St. Wendel und Merzig-Wadern, die man nicht gerade dichtbesiedelt wird nennen können, sind schon deshalb die Bedingungen schwierig. Über das Programm der kommerziellen Kleinstadtkinos braucht man sich keine Illusionen zu machen. Im Juni '94 gehören *Philadelphia* und *The Remains of the Day* schon zu den Perlen. Mit der seit einigen Jahren größeren Kopienzahl, in der wirtschaftlich interessante Filme verliehen werden (und entsprechend kürzeren Auswertungszeiten), kommen die Kinos auf dem Land - anders als früher - recht schnell an die Publikumsrenner heran, oft schon zeitgleich mit oder nur wenige Wochen nach dem Bundesstart. Es werden bevorzugt die Top 30-Filme des Jahres oder die, die es werden könnten, gezeigt; für anderes gibt es gar keinen Platz - und wahrscheinlich wenig Publikum.

In Saarbrücken selbst gibt es heute zusammen circa 2.500 Sitzplätze in den 13 kommerziellen Kinos, die alle einer Betreiberin, der *Saarfilm GmbH* - zugleich die hier (noch) vorherrschende Filmverleih-Agentur -, gehören. Noch einmal 200 Plätze kommen mit den nichtkommerziellen Kinos - dem städtischen *Filmhaus* und dem unabhängig-subventionsabhän-

gigen *Kino achteinhalb* - hinzu. Das ist eigentlich gar nicht schlecht. Über das Angebot, das die Saarbrücker Kinos zustande bringen, über Lücken und deren mögliche Gründe haben wir an dieser Stelle vor einiger Zeit ausführlich berichtet (vgl. *Saarbrücker Hefte* 67/1992).

Nun jedoch sind mit einem Investitionsaufwand zwischen 25 und 35 Mio. Mark auf einen Schlag 3.000 neue Kinosessel geplant; der entsprechende umbaute Raum dafür soll in ein Areal der Hafeninsel, nahe der Westspange, plaziert werden. Das heißt mehr als eine Verdoppelung des Platzangebots in geplanten elf neuen Sälen. Das ist, behaupten wir mal, als ob jemand nächsten Montag im kleinen Nauwieser Viertel vier neue Bäckereien eröffnen würde.

Nein, nicht einfach nur Bäckereien, sondern wahre Backparadiese. Ein Multiplex ist eben nicht nur ein großes Kino. Es ist mehr so ein Film-Erlebnis-Ereignis-Tempel. Stellen Sie sich eine etwas überladene geratene Hotel-Lobby vor, optisch vermischt mit einer Donald-Trumpf-mäßig blattgoldigen Ladengalerie-Wandelhalle - also Palmen, Wasserspiele, vielleicht ein gläserner Aufzug -, wo es dann allerdings doch nur das Zeug zu kaufen gibt, was die Leute während Filmvorführungen glauben verzehren zu müssen. Haben Sie's? - Gut. Von hier aus gelangen Sie wie üblich in die einzelnen Kinosäle. Die müssen auch nicht unbedingt sonderlich schön geraten sein. Allerdings haben sie in der Regel einige Vorzüge: Sie sind geräumig und man kriegt einen bequemen Sitz mit ausreichender Beinfreiheit; der Saal hat ein Gefälle, das es erlaubt, Hochfrisuren hin, Basketball-Spieler her, die ganze Leinwand zu sehen; diese Leinwand ist GROSS GENUG; die Projektion schlicht gut; der Ton überzeugend bis großartig, im neuen THX-Verfahren, Dolby-Stereo das mindeste.

Kulturkritik

Was soll man von diesen neuen Kinos halten? - Die kritische Kulturkritik macht es sich mal wieder leicht - wie immer wenn technische Neuerungen, richtig viel Geld, Massengeschmack, ästhetische Grundhaltungen und soziale Distinktionen zusammenstoßen. Etwa so:

"Waren wir es bisher eigentlich gewohnt, die Filme als Motiv für den Kinobesuch zu sehen, ist es nun die

Technik, die Form der Präsentation, die als Attraktion herausgestellt und der technische Superlativ, der zum Selbstzweck wird. Die Form ersetzt unausweichlich den Inhalt, das Medium die Botschaft, und die technischen Akzidenzien werden zum Qualitätspegel."

Sie haben es vielleicht auch gleich gemerkt (die geistreiche McLuhan-Anspielung, dieses schaurig-schöne "Akzidenzien...") - es handelt sich um unser Studienrats-Organ, *Die Zeit*. So einfach ist es leider nicht. Die Technik spielt allerdings eine ernstzunehmende Rolle, schließlich beklagt man genauso schlecht gehängte Kunst im Museum und miese Akustik im Konzertsaal. Und: Motive für den Kinobesuch sind doch immer schon auch andere gewesen, die pure Langeweile verregneter Tage, die spannende und zugleich aufregende Nutzung freier Zeit, die Möglichkeit sich aus dem Alltag heraus zu träumen, der Wunsch mitreden zu können, Anknüpfungsgesichtspunkte zwischen den diversen Geschlechtern usw. usw. Oder etwa nicht? - Deshalb waren die Filme trotzdem niemals unwichtig.

Jedenfalls: Ob das Programm, das die Großkinos nun einmal abnuden, in Kombination mit unverstellter Sicht, guter Projektion, Espresso, Fastfood und etwas postmodernen Design, schon alle Sinne so durcheinanderbringt, daß die Kulturverteidiger auf den Plan treten müssen, muß jede/r sowieso für sich entscheiden. Kommen keine Argumente hinzu, ist das etwa so neu und hilfreich wie die Kritik Adornos an der Erfindung des Plattenspielers.

Rückblende: Was bisher geschah ...

Was Multiplexe betrifft, scheint die BRD heute noch Entwicklungsland. Während etwa in England die Hälfte des Kinoumsatzes in solchen Kinos erwirtschaftet wird, sind es hierzulande - ein Markt von zuletzt 1,17 Milliarden DM - erst knapp zehn Prozent. Die allerdings werden von den gerade erst neun bestehenden Multiplexen erreicht. Die Betreiber - Kinokettenbesitzer und Abkömmlinge internationaler Medienkonzerne - konzentrierten sich zunächst auf Nordrhein-Westfalen, speziell das Ruhrgebiet. Seit es die Multis gibt, herrscht Unruhe in der Branche und wird versucht, herauszubekommen, welche ökonomischen Wirkungen die neuen Paläste entfalten. Die Filmförderungsanstalt produziert dazu inzwischen eine Menge Statistik; nicht einmal vier

Zwischenbilanz einer Modernisierungsoffensive

Zur Zeit gibt es Multiplexe in Bochum, Essen, Gelsenkirchen und Hannover, eines in Köln und eines an dessen Stadtrand, bei Leipzig, in Mülheim und - neuestes Exemplar - in Lübeck. Mülheim und Lübeck haben etwa Saarbrücker Größenverhältnisse, alle anderen Städte sind - teils erheblich - größer. Nur zwei dieser Multiplexe haben jedoch deutlich mehr Sitzplätze als das in Saarbrücken geplante.

Die FFA sammelt alle Besucherzahlen in Deutschland, darf aber manche nicht veröffentlichen. Deshalb rechnet sie mit einem Index, der die aktuellen Zahlen auf den Stand von 1989 - vor Eröffnung der ersten Multiplexe - bezieht. Ihre Ergebnisse:

1. steigt an Multiplex-Standorten die Gesamtzuschauerzahl deutlich. Setzt man in diesen Regionen die Zuschauerzahl von 1989 gleich 100, so liegt sie 1993 bei 175; Vergleichsregionen ohne Multiplex wie München und Stuttgart bringen es gerade mal auf 103 bzw. 101. An einzelnen Orten ist das noch deutlich mehr: In Gelsenkirchen liegt die Indexzahl bei 204, es wird dort also doppelt soviel ins Kino gegangen wie vier Jahre zuvor, in Bochum gar bei 268. - 600 Tausend Kinogänger mehr in Saarbrücken, wie OB Hoffmann prognostiziert, sind theoretisch erreichbar. Nur, woher kommen die? Denn:

2. ist bisher überhaupt noch nicht erfaßt, ob nun neues Publikum - und welches? - ins Kino geht oder ob die gleichen, die auch zuvor schon gingen, noch öfter gehen. Woher unser Oberbürgermeister weiß, daß "Generationen von Kinogängern" zurückgewonnen werden, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Ebenso können es die "Umsteiger" sein und dazu reichlich Besucher aus dem Umland. Sicher ist nämlich,

3. daß die Umfeldkinos von Multiplexen teils katastrophale Einbußen haben. Konkret: 1993 hatten sie im Durchschnitt aller Regionen mit Multiplexen 40 Prozent Besucherverluste gegenüber der hypothetisch zu erwartenden Zahl. Einzelne Orte sind noch erheblicher betroffen; bezogen auf die Indexzahl 1989 = 100 sind die Umfeldkinos in Hannover inzwischen bei 51 angelangt, die in Gelsenkirchen bei 32. Dort - eine Stadt mit derzeit noch acht weiteren Kinos, eineinhalb mal so groß wie Saarbrücken, mitten im dichtestbesiedelten Ruhrgebiet - gehen heute 85 Prozent aller Kinobesucher ins Multiplex. - Daß es also darum gehe, "Kinogänger zurückzu- gewinnen" und "nicht um eine Umverteilung des Marktes" (Hoffmann), ist entweder naiv oder Modernisierer-Zynismus.

Jahre nach Eröffnung des ersten Großkinos sind nur Tendenzen, die den Neuigkeitseffekt der Sache nicht ausschliessen können, erkennbar (vgl. auch Kasten). Wo Multiplexe stehen, steigt der Kinobesuch deutlich an, die Kinomaschinen machen gute bis sehr gute Geschäfte, und viele der Umfeldkinos verlieren erheblich an Besuchern. Sind die Multis im Stadtzentrum plaziert, bedeutet das höhere Verluste für die anderen Kinos als wenn sie in deren näherem Umland stehen, z.B. "an einem Autobahnkreuz" (was nach OB Hoffmanns Ansicht "fahrlässig" wäre).

Einen ersten Versuch, Saarbrücken mit einem Multiplex zu versorgen, haben wir vor gut zwei Jahren erlebt. Ein Deal um das Gelände der Eissporthalle war wohl der Auslöser, das Kinoprojekt selbst eher ein Schnellschuß. Herr Flebbe aus Hannover, ein beschlagener Vielfachkinobetreiber und Multiplexbesitzer, und Herr Deyle aus Deutschlands Südwesten, der wahlweise mal als Investor - was wohl

schließlich den Garaus: Die Eissporthalle wurde nicht für eine Mark verscherbelt, und die heimischen Kinobetreiber schliefen wieder ruhig. Saarbrücken schien letztlich nicht groß und interessant genug für eine Multiplex-Investition. Und die Saarbrücker Zeitung konnte aufhören, ständig den Spaßbad-Skandal zu rezitieren. Alles schien wie immer.

Das war ein Irrtum. Auch Günther Theis, Vorsitzender des Wirtschaftsverbands Saarländischer Filmtheater, räumt das heute ein. Er und seine Kollegen, selbst eifrige Marktbeobachter, glaubten, daß niemand so schnell wieder auf die Idee verfallen würde, ausgerechnet Saarbrücken ein Großkino andrehen zu wollen. Frankfurt, Hamburg, München, Stuttgart haben (noch) keines, wieso also Saarbrücken? Theis, vor Jahrzehnten Gründer des Programmkinos *Camera*, hält die saarländische Kino-Infrastruktur noch für einigermaßen intakt und den Markt zugleich für nicht sonderlich lohnend für große Investitionen. Damit glaubte er sich vor zwei Jahren noch einig mit den politischen Entscheidungsträgern; die Staatskanzlei bestätigte ihm schriftlich, wie bedeutsam der Erhalt der ländlichen Kino-Versorgung doch sei. Nun, da die Investition wohl getätigt wird, sieht er nicht nur schwarz für den bestehenden Kinomarkt - 40 Prozent Einbrüche für die *Saarfilm* in Saarbrücken, 50 Prozent für die Betreiber in den Mittel- und Kleinstädten lautet seine Prognose -, sondern fühlt sich von der Politik verraten und verkauft. - Wahrscheinlich hat er recht.



Lebach, CITY FILMSTUDIO, außen

heißt, daß er aus großen Mengen Geld, scheißegal womit, noch größere Mengen Geld machen kann - oder auch als Medienmogul - was wohl ein bisserl übertrieben ist - figurierte, die beiden jedenfalls traten damals als Gespann auf. Was über dieses Duo in der Saarbrücker Zeitung zu lesen stand, sorgte immer für Unterhaltung, hatte es doch regelmäßig einen Anflug von Wirtschaftskriminalität (Deyles Geschäfte) und bot Ausflüge bis hin ins Drogenmilieu (Flebbes Finanzierungen). Die Herren der Stadt wußten wohl nicht so recht, was das ist, so ein *Multidings*, die Saarbrücker Zeitung schoß sich ein, eine starke Bürgerinitiative machte der Sache

Neulich im Kino

Niemand soll jedoch sagen, in dieser Stadt würde keine Gesprächskultur gepflegt. *Coram publico* wird vielmehr über die Sache verhandelt. Zum Beispiel sitzt man dort, wo sonst Filme gezeigt werden, im schönen Saarbrücker *Filmhaus* nämlich, und diskutiert über die Zukunft des örtlichen Kinos. Einer ist allerdings dabei, der schon weiß, wie es weitergeht: er hat das Geld, die Erfahrungen und die Frechheit auf seiner Seite.

Zur Person: Der Mann heißt Kieft und ist auf unangenehme Weise jugendlich-agil. Das heißt, irgendwie hat er was von einem langhaarigen Schlagerproduzenten, und er läßt so nebenbei fallen, daß er nicht nur aus Lübeck kommt, sondern auch 125 Kinos besitzt. Er äußert sich, obwohl er immer noch aus Lübeck kommt, genüßlich herablassend über die

hiesige Provinz, die - vielleicht?, nein, irgendwie ganz sicher! - mit ihm den Anschluß an die internationale Entwicklung schaffen wird. Er zeigt dem Publikum augenzwinkernd, daß die anwesenden Kinobesitzer der Klein- und Mittelstädte täppische Nostalgiker und betriebswirtschaftliche Idioten sind, die vom Markt gefegt gehören. Er sichert dem Filmamt-Leiter Stuby zu, daß das Saarbrücker *Filmhaus* überleben wird. Daß dessen Programm so bleibt, wie es heute ist, kann er allerdings nicht garantieren. Persönlich mag er solche Filme auch viel lieber als Hollywood, klaro. Was sich allerdings doch irgendwie durchgesetzt hat. Dazu steht er auch, ebenso zu seinen Wurzeln im Programmokino, ebenso besteht eine Verantwortung für die Mitarbeiter. Herr K. hat seinen großzügigen Tag, obwohl er etwas hektisch wirkt. Vielleicht fragt er sich auch einfach nur, wann eigentlich sein Flieger geht.

Verglichen damit machen die anderen auf dem Podium keine ganz so glänzende Figur. Kulturdezernent Silkenbeumer gibt den Aspekte-Moderator. Der angedeutete kulturkritische Gleichmut kommt schon recht gut, aber im Abschluß fehlt dann doch die Nonchalance, schließlich stehen Entscheidungen an. Entscheidungen, die nicht nur die Stadt tangieren. Große Investitionen sind Spezialgebiet der Landesregierung; der Ministerialbeamte darf deshalb nicht fehlen. Allerdings ist ihm der entspannte Manierismus solcher Veranstaltungen offenbar fremd, er weiß nicht so recht, wo er hier ist und was er da soll. Er referiert also sicherheitshalber aus seinen Leitz-Ordnern - man möchte ihn am liebsten bei der Hand nehmen und schnell hinausführen. Herr Krane von der *Saarfilm* scheint bereits aufgegeben zu haben, verteidigt ungefragt die eigenen Leistungen, greift nach jedem Strohalm. Er sucht das Arrangement, vielleicht sogar schon die Nische. Herr Stuby ist traurig. Traurig über den Verrat des Programmokino-Betreibers oder einfach über die Macht der Wirklichkeit über die Bilder. - Schnitt.

Drowning by Numbers

Seien wir nicht ungerecht. Herr Kieft wird, fragt man in der Branche herum, als seriöser Kaufmann und als Kinobetreiber mit Engagement geschildert. Allerdings: Den Großen der Branche mag sowieso niemand am Zeug flicken; wer Opfer der Konzentrationsprozesse wird und dabei mit blauem Auge davonkommt, versucht vielmehr, mit den Gewinnern

zu kooperieren, neuerdings am liebsten bei der Kolonisierung des deutschen Ostens. Ob Herr Kieft, wie manche andere Filmtheaterbesitzer, das Interesse hat, in einer Stadt, z.B. in Saarbrücken, Monopolist zu werden, wissen wir nicht und interessiert uns auch nicht. Immerhin müßte - nach Angaben der Investoren - das hier geplante Großkino jährlich mindestens 800.000 Besucher anziehen, um rentabel zu sein. Während Kiefts erstes eigenes Multiplex in Lübeck - wo er schon Monopolist ist - eher bescheidene Ausmaße hat, soll jedenfalls in Saarbrücken geklotzt und nicht gekleckert werden.

Anderes ist erstaunlicher. Mit kleinen und großen Zahlen argumentiert nun auch Saarbrückens Oberbürgermeister (so als beklagte er fehlende Kindergartenplätze oder Sozialwohnungsbestände), wenn es um den neuerdings expliziten Willen geht, ein Multiplex abzukriegen. Diese Argumentationsfigur der wohlfahrtsstaatlichen Sicherung der Bürgerversorgung mit Dienstleistungsgütern scheint ziemlich



Lebach, CITY FILMSTUDIO, innen

unangebracht, geht es doch um rein privatwirtschaftliche Angebote. Sie wird Augenwischerei, wenn mit einer Zahl hantiert wird, die alle Zusammenhänge verschwimmen läßt. "0,9" - die, nochmals argumentativ abgesenkte, 1992er(!)-Zahl der Kinobesuche pro Einwohner im Landesdurchschnitt - heißt OB Hoffmanns Begründung für die Notwendigkeit des neuesten saarländischen Ansiedlungserfolgs in spe. Bei einem Bundesdurchschnitt von 1,4 Kinobesuchen je Bürger "könnten wir(?) 600.000 mehr haben" (Hoffmann).

Das ist - mit Verlaub - ein Schmarrn.



Homburg, EDEN

Solche Durchschnittszahlen beachten nicht, wie eine Region jeweils strukturiert ist: Groß- oder Kleinstadt, City- oder Randlage, "Metropole" oder Dorf spielen hierbei keine Rolle. Im bundesweiten Durchschnitt ist es heute so, daß 60 Prozent aller Kinobesuche in der Großstadt laufen, obwohl nur 40 Prozent aller Kinobesucher in Städten mit über 100.000 Einwohnern leben. Im Saarland ist das noch etwas anders, was man für eine durchaus gesunde Sache halten kann, was man aber auch ändern könnte. Deutlich mehr Publikum könnte die Landeshauptstadt sehr wohl bekommen, allerdings zu erheblichen Teilen auf Kosten des weiträumigen Umlands. Wie sich das dann zusammensetzen mag, weiß keine der bekannten Statistiken, das wird (leider) erst die Praxis zeigen.

Eine zwar langweilige aber korrekte Zahl ist die der vorhandenen Sitzplätze je 1.000 Einwohner. Im Saarland sind das 9,6 - was haargenau dem Durchschnitt in den alten Bundesländern entspricht. Kämen 3.000 Plätze hinzu, läge dieser Durchschnitt bei 12,4 je 1.000 Einwohner, das gibt es nirgends in der Republik, nicht in den Stadtstaaten Hamburg und Bremen, nicht in Berlin, nicht einmal in den neuen Bundesländern, in denen das Kinosterben gerade erst richtig in Gang kommt. Soviel zumindest läßt

sich mit Statistik Weissagen: Diese Zahl wird, so sie einmal Realität ist, binnen kurzer Zeit gnadenlos wieder auf das normale Maß gedrückt werden - durch einen ganz ordinären Prozeß kapitalistischer Konzentration und Zentralisation.

Abspann

Ob nun Herrschaften wie Kieft (oder Flebbe oder Deyle) Freunde der Filmkunst sind oder triste Ideologen der Erlebnisgesellschaft, denen es vor allem anderen um ihre Profitmaximierung geht, braucht uns letztlich nicht zu kümmern. Denn die wichtigste Frage muß heißen: Ist das, was anderswo, in richtigen Großstädten oder in einer riesigen Stadtagglomeration wie dem Ruhrgebiet, machbar ist und vielleicht nicht allzuviel Schaden anrichtet, in Saarbrücken ebenfalls erträglich? - Unsere schon einmal knapp vorgetragene Einschätzung, daß ein Multiplex die Saarbrücker Kinolandschaft völlig verändern wird, scheint gerechtfertigt. Wir erlauben uns also, sie etwas differenzierter zu wiederholen. Folgendes kann passieren:

Die heute noch den Betrieb beherrschende *Saarfilm* wird ihr Verleihermonopol (eigentlich eher ein Na-

delöhr für die Produkte der Major-Companies) verlieren. Bisher lief hier nichts ohne sie, demnächst werden die Verleihe - die großen jedenfalls - sich ihre Abnehmer aussuchen; kleinere Verleiher bekommen vielleicht häufiger mal eine Chance, mit ihren Produkten eine Lücke zu finden. Die ungewohnte Konkurrenzsituation in Saarbrücken wird die *Saarfilm* nur eine kurze Weile austesten können: Das Multi-plex wird die diversen Rosinen abbekommen und zudem wird in mehreren Kinos der Stadt dasselbe laufen - ein Novum. Dann werden die ökonomischen Zwänge ihre Wirkungen entfalten: Die *Saarfilm* schließt zunächst das *Passage*-Kino (was wohl sowieso nur eine Frage der Zeit war). Sie spielt neben der Massenware ein paar mehr anspruchsvolle Filme im *UT-Center* ab, das sie in jedem Fall wird retten wollen. Im *Scala-Center* wird das Programm schwächer: Abspielen von Dauerbrennern plus der neue Stallone, so die *Saarfilm* ihn kriegt (den schaut man sich aber natürlich sowieso lieber im Multiplex an). Bei den *Camera*-Kinos bliebe zu entscheiden: Ein paar mehr der besseren Filme aus der Massenware als heute oder mehr Qualität und Exoten? Das kommunale *Filmhaus* wird in jedem dieser Fälle auf (einige, alle?) attraktive Erstaufführungen verzichten müssen, die es heute noch bekommt; ihm bliebe überwiegend das, was früher Minderheitenprogramm hieß und damit vollends die Subventions-schiene. Wenn heute bereits sozialdemokratische Vorzeige-Kultur-Projekte wie das Frankfurter *Kommunale Kino* bedroht sind, wird die Privatisierungsdiskussion um das *Filmhaus* erneut beginnen.

Andere, noch ärgere Konsequenzen sind ebenso möglich: Die *Saarfilm* muß gänzlich ums Überleben bangen und schließt nicht nur das *Passage*, sondern auch die *Camera* oder das *Scala-Center* (bzw. Teile davon). Ergebnis: In Saarbrücken gibt es kaum mehr Kinos als zuvor - lediglich eine Besitzumverteilung, die uns schnurz ist -, und niemand weiß heute, wo das Programm kinoangebot bleibt und wie das zukünftig aussehen wird. - Unwahrscheinlichste Variante: Die *Saarfilm* will möglichst viele Kinos halten und bringt, um sich zu behaupten, mehr minderwertigen Kram in *UT* und *Scala*. Dafür gehen die nicht völlig anspruchslosen Filme, die einigermaßen gute Ergebnisse erwarten lassen (Komödien, Komödien) und sechs bis acht Wochen lang laufen können, ins *Camera*, das dann eigentlich kein Programm kino mehr ist. Das *Filmhaus* dürfte schließlich vom Start weg die neuen Jarmusch, Kaurismäki und Ferrara zeigen und das vier Wochen lang; das wäre für

Bewohner der Innenstadt angenehm, weil das Kino so schön zentral liegt, hätte aber mit kommunaler Filmarbeit nichts mehr zu tun.

In jedem Fall: Es ist keineswegs so, wie OB Hoffmann mitteilte, daß die *Camera*-Kinos aufgrund ihres Programmangebots nicht gefährdet seien und das *Filmhaus* gar nicht betroffen. Die freie Wirtschaft wird schon selbst entscheiden (müssen), welche Standorte erhalten bleiben. Kinos sind eben doch keine Bäckereien, Filme keine Croissants, nicht Vielfalt ist das Charakteristikum dieses Marktes,



Illingen, UNION THEATER

sondern die Konzentration auf immer weniger *blockbuster*-Filme. Wer nicht mit einer starken Nachfrageposition in die Verhandlungen mit den Verleihern geht, der kriegt, was übrigbleibt.

Im Umland wird es mindestens genauso brachial zugehen. Hier kann eine Kinostruktur wirklich zusammenbrechen, wenn das Multiplex auch nur annähernd den Erwartungen der Investoren entspricht.

Mal angenommen, zumindest in der ersten Zeit rasen die jungen Menschen nicht nur aus Völklingen und St. Ingbert, sondern auch aus Saarlouis, Homburg und Neunkirchen samstags ins neue Großkino - Stichwort Erlebnisgesellschaft. Zwar merken sie nach einer Weile, daß das auch nicht die große Welt ist... Aber: wie lange halten die Kino-Betreiber auf dem Land das durch, ein halbes Jahr, ein Jahr, länger? - Die Besitzer der Kleinstadtkinos sind vielfach nicht gerade jugendliche Unternehmer, die sich in ökonomische Abenteuer stürzen, sondern sie werden ihre Betriebe schließen. So einfach ist das.

Schließlich noch die bescheidene Frage: Was passiert eigentlich, wenn das Konzept Multiplex in Saarbrücken ein Flop wird? Wir wissen nicht, ob die Rechnungen, die der hiesige Verband der Filmtheater aufmacht, realistisch sind, wonach das Multiplex auch in zehn Jahren keine schwarzen Zahlen schreiben könne. Die Annahmen, die Günther Theis der Stadt bezüglich der Verluste der ansässigen Kinos in Stadt und Umland präsentiert, passen zu den Erfahrungen andernorts. Entspricht das Multiplex nicht den Erwartungen und ziehen sich die Investoren (mit kleinen Blessuren) aus der Sache heraus, hinterläßt es nicht nur ein Kino-Ödland, sondern auch ein Gebäude mit der Attraktivität der Saar-Galerie.

Wir wollen uns nicht weitläufig über den städtebaulichen Aspekt auslassen - nur so viel dazu: Die Bemerkung "Mit Knappschaft, Post und Landeszentralbank ergebe sich mit dem Kinokomplex ein Viereck mit äquivalenten Punkten", "eine hervorragende Eingangssituation" der Stadt (so Hoffmann laut Saarbr. Ztg. vom 9.6.94), die ist schon ziemlich irre. Vielleicht sind die Gebäude äquidistant, sie bilden jedenfalls kein in irgendeiner Art nutzbares Ensemble. Wie gerne Menschen unter Autobahnzubringern und im Umkreis von Verwaltungsgebäuden, die kaum einmal (und schon gar nicht am Abend) Publikumsverkehr haben, flanieren, ist bekannt. Selbst ein Multiplex, das überwältigende Akzeptanz findet, wird man am liebsten mit dem Auto ansteuern und nach dem Kinobesuch baldmöglichst wieder verlassen; was sollte man auch an diesem äquivalenten Viereck. Eine Multiplex-Ruine ..., na, wir wollen es gar nicht herbeireden.

All dies zusammengekommen kann man nur staunen, mit welcher Lässigkeit der Stadtrat - und der Landtag, der dem Verkauf des Geländes zu angenehmen Konditionen zustimmte - die Sache laufen läßt.



Munster, Elsaß, CINÉ-THEATRE DU VAL SAINT GREGOIRE

Es ist ein gewagtes Experiment des auswärtigen Investors, der damit auf einem ziemlich verschlafenen Markt den großen Reibach machen könnte, das aber gut und gerne auch in die Hosen gehen kann. Es wird nicht nur den Saarbrücker Monopolisten bedrohen, sondern einer ganzen Reihe von Kinos auf dem Land ein Ende bereiten. Es ist allerdings zumindest ein nützlicher Test für die Branche, die so erfahren kann, was denn nun funktioniert in den kleineren Zentren. - Und es bestätigt leider mal wieder den Eindruck, daß die hiesige Großmannssucht der Lokalpolitik auf so ziemlich alles draufspringt, was irgendwie metropolitan daherkommt und bei dem mit großen Summen jongliert wird.

Quellen:

- Rolf Bähr, Cinemaxe, Multiplexe und die Folgen - "Nackte Zahlen 33 1/3", Europäischer Filmtheater-Kongreß 1994, hgg. von der Filmförderungsanstalt, Berlin 1994
- Jean McGuire, Kino Größenwahn, Zeit-Magazin, Nr. 46, 8. Nov. 1991
- Gerhard Neckermann, Filmtheater in der Bundesrepublik Deutschland, Inforum: Gemeinsamer Informationsdienst der Filmtheaterverbände im HDF, München 1994

Im Kopf des Mörders

Von Bernd Nixdorf



for heaven's
sake eat me
Before I Kill more
I cannot control myself

Das erste Mal war nur Zufall. Auch wenn ich vielleicht lange darauf gewartet habe, gesucht habe, oder zumindest die Augen offen hielt, es hätte ohne diesen Zufall nie passieren müssen. Auch alles Folgende nicht. Denn das folgte nur auf das erste zufällige Mal, nicht unbedingt und voraussetzungslos. Aber sie sagen, ich hätte diesen Zufall gesucht, wenn nicht diesen, einen anderen hätte ich gefunden.

Ich weiß es nicht, ich weiß nur, ich war froh für diesen Zufall, am Anfang. Ich wußte ja nicht, was noch kommt, sie sagen aber, ich hätte es sehr wohl schon gewußt und deswegen gesucht und auch gefunden. Ich hätte irgendwann irgendetwas gefunden, daß es ausgerechnet dieser war, das war der Zufall, nicht daß ich irgendjemanden gefunden habe, mit dem ich es tun konnte. Aber sogar als er in meinem Wagen saß, ich wußte nicht, wie es ausgeht, sie sagen aber, ich hätte es bereits gewußt. Ich weiß nicht. Ich glaube nein. Er hätte bleiben sollen, nicht wieder weg, weiter, irgendwohin, er hätte bleiben sollen, Platz habe ich genug, er hätte bleiben sollen und mir nicht den Rücken zudrehen. Da war er selbst schuld. Ich hätte ihm nicht in die Augen sehen können und hatte auch keine Betäubungsmittel, beim ersten Mal. Er hätte noch bleiben sollen, mich ansehen und es wäre nicht passiert und es wäre nichts passiert, danach. Er ist schuld, wenn einer überhaupt. Aber eigentlich bin ich es ja immer gewesen. Deswegen sagen sie ja, ich sei ein Monster. Ich habe es immer geplant. Hinterhältig, listig, ich sei ein Sadist und eine widerwärtige Bestie, dabei habe ich niemanden gequält, sie haben alle geschlafen und waren tot, bevor ich anfange habe. Sie hätten einfach bleiben sollen, aber sie wollten immer alle wieder gehen. Aber mit einem, der nicht da ist, mit dem kann ich nichts anfangen. Auch nicht mit einem der da ist und gehen will. Oder irgendetwas will. Da sein soll er und nichts wollen. Er braucht nicht tot zu sein.

Ich habe es ja auch nicht ständig gemacht. Das erste Mal und das zweite Mal, das dauerte sieben Jahre. Und das zweite Mal war eigentlich auch Zufall, aber ich habe bestimmt auf diesen Zufall gewartet und ihn gesucht, das sagen sie und sicher haben sie recht, sie beobachten und befragen mich ja. Es hätte auch nach drei Jahren sein können oder nach zwölf. Ich weiß nicht, aber sie werden es ja wissen. Jetzt ist es vorbei, ich will auch gar nicht mehr, ich bin auch nicht mehr so einsam, manchmal kommt mich sogar jemand besuchen, auch wenn er mich nur befragt dabei, wenigstens besucht er mich. In den letzten Jahren war immer nur kurz jemand bei mir, eine Nacht und dann wollte er wieder gehen und ich habe ihn behalten, aber nicht so, wie es sein sollte, sondern so, wie es sein mußte, weil es anders nicht gegangen wäre. Ich habe es vielleicht gar nicht so gemerkt, meinen sie, es war aber die Einsamkeit, die hat das mit mir gemacht. Die hat mir immer noch eine Flasche geöffnet, bis ich soweit war, sie konnte mich beruhigen, stärken, sie machte mir immer wieder Mut, die Einsamkeit. "Für wen sonst, wenn nicht für mich und dich, für uns zwei" sagte sie immer. Wer soll es denn schon merken? Es bleibt ja nichts mehr übrig. Und auch weil ich nichts sagen konnte. Das wäre es auch gewesen. Weil ich immer nicht geredet habe, nicht mal geschrien oder so. Immer nur gemacht, nichts gesagt, gemacht und geschwiegen, egal was ich gemacht habe, ich habe nichts davon gesagt, weil einmal hatte ich was sagen wollen, ich wollte ihnen sagen, wie ich gelernt habe, einen Frosch zu sezieren. Sie sagten, das wollen sie von mir nicht hören. Was ich mir einbilden würde, meinen Eltern was beibringen zu wollen. Also wußte ich, daß die

Was ich mir einbilden würde, meinen Eltern was beibringen zu wollen. Also wußte ich, daß die alles schon wußten, also sagte ich nichts mehr. Ich sagte ihnen später auch nicht, daß mein Freund Hunde totgefahren hat und der eine Hund mich angesehen hat, während er verreckt ist und ich deswegen geweint habe und nie wieder mit ihm gesprochen habe. Die sagten nur er wär eine Sau, weil er kiffte und schwul ist. Da wußte ich, daß ich auch eine Sau bin. Das behielt ich aber für mich.

Ich muß lachen. Ab und zu muß ich lachen, wenn ich daran denke, wie oft eigentlich alles schon vorbei war und ich gehofft habe, jetzt ist es gleich vorbei, aber keiner hat was gemerkt, ein bißchen komisch haben sie mich angesehen, aber sie haben nicht gemerkt, daß zum Beispiel, man glaubt es kaum, als sie bei mir waren, weil es so stank, die Schädel auf meinem Altar nicht unecht waren. Angemalt habe ich sie, sie waren bei mir geblieben, nachdem ich den Rest weggeworfen hatte, nachdem ich den Rest nicht mehr mochte, die Schädel auf dem Altar, sie glaubten, ich sei verrückt oder sowas, Satanskult haben sie vielleicht gedacht, aber nicht, daß sie echt sind. Und in meinem Badezimmer waren sie nicht, hätte nur einer auf die Toilette müssen, aber mußte keiner, sagte der eine nur, ich solle für bessere Entlüftung sorgen, wenn meine Fische krepieren, was ich ihnen gesagt hatte und sie glaubten es, vielleicht war es ihnen auch schlecht, weil sie gerade gegessen hatten und sie wollten nicht bleiben. Ich dachte noch, geht doch in Bad, schaut doch in meinen Kühlschrank, bitte, tut etwas, damit es vorbei ist, aber sie gingen und waren sogar nett. Ich weiß nicht, wie es ihnen jetzt geht. Denn sie sind doch schuld an den anderen Toten. Sie waren es doch, die mich nicht gerettet haben, ich war schon lange woanders. Konnte nicht mehr sprechen, kaum noch, konnte nicht sagen, was ich getan hatte, ich ertrug es selbst nicht, aber ich konnte es nicht mehr sagen, es ist so schrecklich, daß die Sprache versagt. Ich habe mich nicht einmal mehr vorgesehen. Ich dachte, es darf nicht mehr lange so weiter gehen, ich habe einen laufen lassen, nackt war er, er hatte ein Loch im Kopf aber zu viele Haare, sie brachten ihn mir zurück, schauten mich an, "Schwule Freaks", sagten sie, zogen ihre Mützen tiefer und fuhren weiter. Er konnte ihnen nichts sagen, ich hatte seine Sprache kaputtgemacht mit dem Loch, aber er wollte trotzdem noch weg. Also mußte er bleiben. Aber das Loch im Kopf war so häßlich, der Schädel gefiel mir nicht mehr, ich habe ihn dann auch weggeworfen, wie den Rest. So, daß keiner was findet, nicht einmal ich mehr. Ich kann Ihnen auch sagen, wie das geht, da gibt es noch viel, eigentlich, was mir so durch den Kopf geht, obwohl ich immer betrunken war, ich weiß noch Einzelheiten und ich mußte nüchtern sein, wenn ich alles vernichten wollte. Die haben mich oft deswegen befragt, sagten es sei wichtig, wegen der Psyche und dem Menschen überhaupt, um zu erfahren, was denn im Menschen so vorgeht, einer sagte was von der dunklen Seite des menschlichen Daseins und dann habe ich es ihnen erzählt und sie waren angewidert und haben mich angesehen, als wäre ich ein Monster. Aber sie hatten doch gefragt und wenn ich es ihnen nicht sagen kann, wer dann. Sie brauchen ja jetzt nicht weiterzulesen, wenn Sie Angst haben. Aber Sie werden es ja doch tun. Darum behalte ich es für mich. Ich hätte es auch den anderen nicht sagen sollen.

Ich will nicht, daß jemand was von mir lernt.



Um die Zeit zu überdauern



Gespräch zwischen
Mauricio Kagel
und Stefan Fricke *

HEFTE: Was fällt Ihnen zu Saarbrücken ein, wenn Sie die Stadt mit Musik in Verbindung bringen?

Kagel: Zuallererst das Orchester des Saarländischen Rundfunks und der Sender selbst, mit dem ich seit mehreren Jahren sehr gerne zusammenarbeite. Ich glaube, das beruht auf Gegenseitigkeit, und das ist natürlich sehr konstruktiv; denn wenn Sie mit Mühe ein Programm einstudieren und danach beide Teile froh sind, sobald die Verpflichtung beendet ist, dann kommt man nicht gerne zurück. Mit diesem Orchester ist dies nicht der Fall, da viele Musiker sich für das interessieren, was ich schreibe. Das lohnt, da die Interpreten das erste Publikum der Komponisten sind. Ferner denke ich an die Musikhochschule (1) und an Theo Brandmüller (2), dortiger Professor für Komposition, der auch in Köln eine Zeit lang in meiner Klasse war und schließlich an die Schriften, die Sie in Verbindung mit dem Musikwissenschaftlichen Institut der Universität herausgeben. Eine Arbeit, die ich - wie Sie wissen - sehr schätze. (3)

HEFTE: Durch ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes kamen Sie 1957 in die Bundesrepublik, nach Köln, wo Sie heute noch leben. Das erste Stück, mit dem Sie hier auf sich aufmerksam gemacht haben, war Ihr *Streichsextett* (*Sexteto de cuerdas*), das 1958 bei den Darmstädter Ferienkursen uraufgeführt wurde. Komponiert haben Sie es 1953 in Argentinien und 1957 in Köln überarbeitet. Das Stück reflektiert die Musik Arnold Schönbergs. Zu dieser Zeit spielte Schönberg überhaupt keine Rolle in der damaligen jungen Komponistengeneration; Pierre Boulez hatte ja bereits 1952, auch stellvertretend für viele andere Komponisten, Schönberg gänzlich für tot erklärt. Sie selbst schrieben 1959 in einem Essay über Schönberg: "Es lebe Schönberg". (4) Wie sehen Sie diesen postumen Vater- oder vielleicht besser Großvatermord?

Kagel: Schönberg ist tatsächlich eine Vaterfigur für mich wie für viele Komponisten gewesen. Ich glaube, Vaterfiguren sind unbedingt notwendig zur Erhöhung der kompositorischen Leistung. Zwar kann man nicht mehr so schreiben wie Schönberg, aber wenn man aufrichtig schafft, sollte man sich an dem, was er gemacht hat, messen dürfen. Und weil man kaum einen richtigen Dialog mit der Musikwelt führen kann - man ist einsam als Komponist - braucht man eine oder mehrere Figuren, die von so hohem Niveau, die einen im gewissen Sinne begleiten und

überwachen. Das klingt zwar etwas pathetisch, ist aber nicht so gemeint. Je älter man wird, desto undramatischer werden die Vaterfiguren, was nicht heißt, das sie für einen nicht mehr existieren. Den Aufsatz von Boulez habe ich erst in Europa gelesen, obwohl ich ihn 1952 in Argentinien - wie auch 1954 - kennengelernt hatte. Wir haben bei diesen beiden Treffen nicht über Schönberg gesprochen. Eigentlich bestätigt Boulez' Aussage "Schönberg est mort" die Wichtigkeit Schönbergs, denn nach der psychoanalytischen Theorie ist der Vatermord die Legitimation dieser Wichtigkeit.

HEFTE: In Ihrem letzten großen Interview, das Sie 1991 mit Werner Klüppelholz geführt haben, sagt Klüppelholz treffend, daß Schönberg der größte Kompositionslehrer unseres Jahrhunderts war. (5) Auch Sie sind Kompositionslehrer, worauf richten Sie im Unterricht Ihr Augenmerk?

Kagel: Ich unterrichte schon seit mehreren Jahrzehnten, und bevor ich die Professur an der Kölner Musikhochschule 1974 angetreten habe, war ich Lehrer an der Universität von New York at Buffalo, an der Rheinischen Musikschule, bei Kursen in Göttingen, Darmstadt und anderswo. Meine wichtigste Aufgabe als Lehrer ist, das zu fordern, was beim Studenten ohnehin schon in nuce vorhanden ist. Ich spreche nie über meine Stücke in der Kompositionsklasse und verbiete es mir, meinen Studenten irgendwelche ästhetischen Normen zu geben. Der Komponist leidet an einer angeborenen Krankheit mit einer sich selbstentwickelnden Therapie. Diese Krankheit entsteht nicht nur, indem man schreibt, sondern indem man ganz bestimmte Sachen nicht tut. Das Wichtigste für den angehenden Komponisten ist, dies zu entdecken und sich dieser introspektiven Arbeit rücksichtslos und konsequent zu widmen; wenn er das tut, dann wird er - glaube ich - tatsächlich genesen und ein Komponist. Insofern unterscheiden sich meine Ansichten zu dem, was man lehren kann, sehr stark von denen Schönbergs. Übrigens lehre ich nicht Komposition, sondern "Neues Musiktheater". Das beinhaltet zwar die Disziplin Komposition, aber nicht im üblichen Sinne, und nicht umsonst wollte ich nicht ein "üblicher" Kompositionslehrer werden, weil ich hierbei anders vorgehen müßte. Es ist für mich lehrreich, Lehrer zu sein; ich habe niemals zwei gleiche Studenten gehabt. Darüber bin ich froh und ebenso, die Eigentümlichkeiten gefördert zu haben. Alle Studenten sind

unterschiedlich, dies hält mich natürlich als Lehrer lebendig und neugierig.

HEFTE: Mittlerweile ist Ihr Gesamtwerk - Hörspiele und Filme mitgerechnet - auf weit über hundert Stücke angewachsen. Haben Sie unter diesen Werken eigene Lieblingskompositionen, *Favorites*?

Kagel: Die gibt es, und das muß so sein. Ein Komponist, der alles, was er gemacht hat, liebt, hat eigentlich kein Qualitätsurteil. Er kann zwar für alle seine Stücke Gründe nennen, aber es ist unmöglich, daß er alles mit der gleichen Intensität lieben kann und daß er alles gleich gut verwirklicht findet. Werke sind immer ungleich; es gibt gelungene und weniger gelungene Stücke. Die Bestätigung dieser These finden Sie darin, wie das Musikleben mit den Klassikern umgeht - mit Klassik meine ich hier natürlich Romantik, Klassik, Barock und Moderne. Das Musikleben filtert das Oeuvre eines Komponisten und konzentriert sich auf die Wiederholung der immer mehr oder weniger gleichen Stücke. Dies ist sicher ungerecht, aber auch ein Quäntchen Wahrheit liegt in diesen Entscheidungen. Natürlich gibt es auch gute Stücke, die nicht so häufig gespielt werden, weil die Besetzung zu aufwendig ist oder weil es nicht in die Wiederholungsästhetik des Musiklebens paßt. Was bleibt, ist aber nicht nur das Ansprechende, sondern das, was - insgesamt gesehen - die höchste Qualität hat.

HEFTE: Nennen Sie doch bitte einige Ihrer Lieblingsstücke.

Kagel: Das Programm, das ich am Freitag dirigiere. (6) Z.B. *Szenario* finde ich ein gelungenes Stück. Auch *Ein Brief* ist durch die Kombination von dramatischer Intensität und entsprechender Musik hörenswert. Die *Variationen ohne Fuge* gehören ebenso zu meinen "Evergreens". Die Idee, daß die Variationen ad infinitum weiter verfolgt werden, daß Brahms erscheint und dann von Händel aus dem Konzertsaal geholt wird, bleibt aufregend.

HEFTE: Außer zu komponieren, haben Sie auch sehr viel über Musik geschrieben, vor allem zwischen den 50er und 70er Jahren. Sie haben mir kürzlich einen Einblick in Ihren Keller gewährt, wo dutzende von Ordnern lagern. Wie kommen diese Texte zustande, sind es Auftragsessays oder entsteht das Schreiben aus der gleichen künstlerischen Notwendigkeit wie das Komponieren?

Kagel: Ich glaube, ich habe irgenwann geschrieben, daß wir alle als junge Komponisten glaubten ...

HEFTE: Sie meinen die Komponisten in den 50/60er Jahren in Köln wie Karlheinz Stockhausen, Gottfried Michael Koenig, György Ligeti, Karel Goeyvaerts...

Kagel: Ja. Wenn man Komponist sein möchte, denkt man nicht an Musikkultur. Das Schreiben von Worten ist für Komponisten eine Art Ventil und Rechtfertigung, das allerdings mit unterschiedlichem Glück gemacht wird. Es gibt Komponisten, die unbedingt ihre Theorie ausbreiten wollten, um aus der inneren Notwendigkeit heraus zu erklären, daß ihre Arbeit eine innere und äußere Logik hat. Diese Logik ist wiederum in einer musikalischen Tradition von Logik, Kombinatorik und organischer Vernetzung begründet. Das Schisma kam dann, als diese Art von Verbreitung ureigener Methodik zur Weiterreichung einer kompositorischen Wahrheit wurde. Es gibt in der Musik, in der Kunst keine Wahrheit. Sogar sehr gute Musik kann gelogen sein, Komponisten beherrschen das Lügen wie Schriftsteller das Fabulieren. Das ist möglich, weil wir in der neuen Musik ein Repertoire an Slangs, an Mundarten haben, die nicht an Nationalitäten, sondern an ein Repertoire universeller Slangs der neuen Musik gebunden sind. Sich dieser Idiome zu bedienen, ist legitim geworden. Ich gebe zu, daß es unendlich schwierig ist, nur Eigenes und Neues zu schreiben. So war auch das Komponieren von Fugen im 19. Jahrhundert ein Slang; ich habe deswegen in *Variationen ohne Fuge* die Fuge von Brahms nicht variiert, weil diese Fuge wesentlich unpersönlicher war als die Variationen über das Thema von Händel.

HEFTE: In dem schon erwähnten Gespräch mit Werner Klüppelholz kündigen Sie einen Essay über den hervorragenden Musikwissenschaftler Curt Sachs an, den Sie schreiben wollen - sofern Sie einmal Zeit dazu haben. In diesem wollen Sie der Relevanz nachgehen, die eine progressive Musikwissenschaft für Komponisten haben kann. Ich nehme an, daß Sie noch nicht dazu gekommen sind, diese Idee zu realisieren; was verstehen Sie unter "progressive Musikwissenschaft".

Kagel: Unter anderem meine ich damit eine Musikwissenschaft, die bereits vor Entstehung wichtiger Werke geschrieben worden ist. Progressivität so, daß sie dem Komponisten zu Lebzeiten dienen kann.

Also jemand, der z.B. die Idee meines *Transición II* bereits hat, bevor *Transición II* geschrieben wurde. Das ist das erste Stück in der Musikgeschichte mit elektroakustischer Livebearbeitung, eine real-time-Artikulation des musikalischen Geschehens im Konzert - das ist die Idee von *Transición II*. (7)

HEFTE: Das würde für die Musikwissenschaft bedeuten, mehr Grundlagenforschung zu betreiben, heute z.B. im Bereich der Elektronik, Hörpsychologie zu forschen und nicht die postume Erklärung des entstandenen Werkes zu liefern.

Kagel: Genau das. Z.B. im Bereich der Form als Ganzes und im Detail gibt es heute unendlich viel Material zu untersuchen. Das hat Curt Sachs getan, ohne sein *Reallexikon der Musikinstrumente* (8) gäbe es *Exotica* (9) und viele andere, für mich wichtige Gedanken nicht.

HEFTE: Was wären für Sie wichtige Themen?

Kagel: Ich würde sehr begrüßen, wenn man z.B. etwas über heutige Aufführungspraxis schriebe. Wenn ich sehe, wie kluge gute Ensembles für alte Musik sich mit Abhandlungen über Verzerrungen auseinandersetzen, so wünsche ich mir Ähnliches für die neue Musik. Wenn man die Grundlagen nicht liest, kann man keine Barock-Laute in die Hand nehmen. In diesem historischen Abschnitt hat die Musikwissenschaft eine entscheidende Rolle gespielt, weil sie zu praktischen Zwecken benutzt wird. Eine Musikwissenschaft hingegen, die nur in der Ecke der abgehakten Doktorarbeiten verschwindet, ist irgendwie wirkungslos. Natürlich ist eine solche Grobeinteilung gefährlich, und ich will unter keinen Umständen so verstanden werden, als fände ich nur das Benutzbare gut. Aber das, was ganz offensichtlich nur für halbhungrige "Bibliotheksratten" geschrieben wird, finde ich im Grunde überflüssig.

HEFTE: Für Ihren Freund György Ligeti ist der amerikanische Komponist Conlon Nancarrow einer der bedeutendsten Komponisten der Gegenwart. Haben Sie auch eine Empfehlung, wen es noch zu entdecken gilt?

Kagel: Ich kann das auf Anhieb nicht beantworten; ich könnte Ihnen auch jetzt nicht sagen, was ich mit auf eine einsame Insel mitnehmen würde - vielleicht die *Sudelbücher* von Lichtenberg [lacht]. Ich bin sicher, daß es viel zu entdecken gibt, zuversichtlich,

daß es entdeckt wird, weil wir eine solche Erweiterung des Repertoire erleben, daß nur wenig, was wertvoll ist, ungespielt bleibt. Es ist nicht so, daß die Ungerechtigkeit so groß ist, daß es einen Bann für bestimmte Komponisten gibt. Es gibt Komponisten, die unspielbar sind aufgrund ihres Instrumentariums, wie Harry Partch es in seinen Stücken benutzt. Auch der frühe Alois Hába wird nicht gespielt, keine Note von ihm - das finde ich ungerecht. Seine Musik wirkt zum Teil zwar wie Musik Schumanns mit Vierteltönen, aber ich würde mich freuen, diese heute zu hören. Es war wichtig, daß man die frühen Russen wie Nikolaj Roslavetz und Arthur Lourié wiederentdeckt hat; aber bei einigen Stücken bedauere ich, daß sie teilweise an eine bestimmte Ästhetik und historische Periode gebunden sind und damals nicht gespielt wurden. Aber wenn das letztendlich so geschieht, bedeutet dies, daß die Stücke nicht die Robustheit und musiksprachliche Kraft haben, um die Zeit zu überdauern.

* Das Gespräch fand am 7.6.1994 in Saarbrücken statt.

- (1) Am 8.5.1991 veranstaltete die Musikhochschule Saarbrücken unter dem Titel *Kagelade* ein Konzert mit Kompositionen Kagels anlässlich seines 60. Geburtstags.
- (2) Theo Brandmüller studierte 1976-77 bei Kagel in Köln.
- (3) Kagel bezieht sich auf die Reihe *Quellentexte zur Musik im 20. Jahrhundert*, die von Stefan Fricke und Wolf Frobenius ediert und im Saarbrücker Pfau-Verlag publiziert wird. Initiiert wurde die Reihe mit einer dreibändigen Ausgabe aller theoretischen Texte von Gottfried Michael Koenig, mit dem Kagel in 50er/60er Jahren viel zusammengearbeitet hat.
- (4) Rundfunkmanuskript für den WDR Köln, Mai 1959. Erstmals publiziert in: Programmheft zur *Kagelade*, Saarbrücken 8.5.1991.
- (5) .../1991. Ein Gespräch zwischen Mauricio Kagel und Werner Klüppelholz, in: *Kagel.../1991*, Hrsg. von Werner Klüppelholz, Köln: DuMont-Verlag 1991, S. 11-54.
- (6) Konzert am 10.6.1994 im Saarländischen Rundfunk mit dem RSO Saarbrücken. Unter Leitung von Mauricio Kagel wurden seine Kompositionen *Szenario* (1981/82) für Streicher und Tonband, *Etude Nr. 1* (1992) für großes Orchester, *Ein Brief* (1985/86) Konzertszene für Mezzosopran und Orchester sowie *Variationen ohne Fuge über "Variationen und Fuge" über ein Thema von Händel für Klavier op. 24 von Johannes Brahms* (1971/72) aufgeführt.
- (7) *Transición II* für Klavier, Schlagzeug und zwei Tonbänder, entstand 1958/59.
- (8) Curt Sachs (1881-1959), *Reallexikon der Musikinstrumente*, Berlin 1913.
- (9) *Exotica* (1970/71) für außereuropäische Instrumente.

Nächstes Jahr in...

Notate zu fünfundzwanzig Jahren SR-Festival

“Musik im 20. Jahrhundert”

Von Stefan Fricke

Im Februar nach Berlin, im März nach Bremen und Lüneburg, im April nach Witten und Darmstadt, im Mai nach München, wieder nach Bremen, dann Saarbrücken, anschließend sofort nach Berlin und Heidelberg - vielleicht noch einen Abstecher nach Illingen -, im Juli mal wieder nach Darmstadt, im August nach Frankfurt, im September nach Kassel und Stuttgart, im Oktober nach Hannover, Donaueschingen und kurz noch nach Weingarten, im November, Dezember ist's ruhiger - nur einige Uraufführungen hie und da.

So könnte die Route eines Reisenden ausgesehen haben, der im Jahr 1992 in Sachen zeitgenössischer Musik unterwegs war, sich allerdings bei seiner musikalischen Bildungsreise, der Jagd und dem akustischen Einfangen von Uraufführungen nur in bundesdeutschen Grenzen bewegte; namhafte europäische oder gar außereuropäische Festivals hätten den Reisenden kaum zur Rast kommen lassen, denn heute, so scheint es, veranstaltet nahezu jeder Marktflecken eigene Festtage; die Übersicht über die einzelnen Projekte verliert man bei solch einer Fülle leicht, selbst die intensive Lektüre verschiedener Musikzeitschriften vermag einem bloß noch eine lückenhafte Kenntnis zu vermitteln. Der Verbreitung und Vermittlung der Musikproduktion des 20. Jahrhunderts gereicht die immense Zunahme von Festivals sicher zum Guten, jedoch täuschen die statistischen Fakten über das tatsächliche Interesse der Öffentlichkeit an diesen Veranstaltungen hinweg. Das Festival-Publikum besteht zumeist aus Fachleuten wie Komponisten, ausübenden Musikern, Kritikern, Musikproduzenten, Verlegern, Musikwissenschaftlern, Neue-Musikfestival-Organisatoren; recht selten sind dilettierende Sachkenner (im Sinne des 19. Jahrhunderts) anzutreffen, der einfache Zuhörer bleibt die singuläre Ausnahme. Es sind die Professionellen der Branche, aus denen sich das Auditorium solcher Musikspektakel weitestgehend zusammensetzt und von denen viele kommen, um die vermeintliche Konkurrenz zu kontrollieren, um neue Seilschaften für andere Expeditionen zu formieren, alte aufs Neue zu besiegeln oder die Spesenfreudigkeit der Lohnherren für anderes zu nutzen. Bei den letztjährigen “Donaueschinger Musiktagen” flüsterte mir ein Bekannter während des Abschlußkonzertes zu, “hier eine

Das Spezialistentum ist einer der Tricks, um das Denken zu verhindern.

(Max Horkheimer)

Bombe hineinwerfen und tausend Arbeitsplätze würden in der Neuen-Musik-Szene frei”. Die Zahl der vakant werdenden Stellen war freilich zu hoch gegriffenen, um die fünfhundert Personen könnten es dennoch gewesen sein. Aber abgesehen von der Polemik des Bekannten, der

übrigens selbst schon lange eine exponierte Position in der Branche inne hat und bestimmt nicht zu den Opfern gehören möchte - oder wollte er die Tat begehen? - trifft die Aussage genau das, was bei den Festivals heute im Vordergrund steht: nicht die Musik, sondern das Business mit ihr.

Dies war nicht immer so: Die unmittelbare Nachkriegszeit forderte großes Engagement und Pionierarbeit für die avancierte Musik, die, wegen der durch die Nazis verhängten Schreib- und Aufführungverbote und dem Zwang vieler Komponisten ins Exil gehen zu müssen, nahezu gänzlich in Vergessenheit geraten war. Es ist der Initiative einiger weniger zu verdanken, die nun die Musik vor 1933 und die der Emigranten aufs Neue bekannt machen wollten. Jedoch gab es innerhalb des konservativen Kulturbetriebs der 50er und 60er Jahre kaum Möglichkeiten, diese Musik aufzuführen und damit die nur spärlichen Kenntnisse über sie zu vertiefen. Wolfgang Steinecke konnte allerdings die Stadt Darmstadt von der dringenden Notwendigkeit überzeugen, Kurse für Komposition, Analyse und Interpretation zeitgenössischer Musik durchzuführen, und bereits im Spätsommer 1946 wurden auf Schloß Kranichstein die ersten “Internationalen Ferienkurse für Neue Musik” veranstaltet. An diesen Kursen haben in den letzten gut fünfzig Jahren nahezu alle in der zweiten Jahrhunderthälfte berühmten und weniger bekannten Komponisten teilgenommen; die Liste derer, die dort ihre Werke und die anderer analysierten, grundlegende Kompositionen unserer Zeit zur Uraufführung brachten, ist endlos, und bis heute rangieren die Ferienkurse, die zweijährig stattfinden, innerhalb der Festivals nicht nur an einer der ersten Stellen, sondern sie sind darüber hinaus auch in ihrem Programm einzigartig. Neben der Viel-

“hier eine Bombe hineinwerfen und tausend Arbeitsplätze würden in der Neuen-Musik-Szene frei”

zahl der Komponisten-Lectures, in denen sie ihre Werkkonzeptionen vorstellen, folgen bis in die späte Nacht Konzerte, von den besten Ensembles der Welt abwärts bis zu jungen, noch unerfahrenen Instrumentalisten, die ebenfalls nach Darm-

stadt kommen, um Spielerfahrungen bei hervorragenden Interpreten zu sammeln. Diese Rahmendaten haben sich seit dem Bestehen der Kurse kaum geändert, wenngleich die inhaltliche Struktur zum einen wegen der gigantischen Nachfrage an diesem Spektakulum nicht mehr entspricht; zum anderen fehlen in den Programmen der letzten Jahre innovative Ideen, die sowohl dem immensen Zulauf als auch dem immer breiter werdenden Spektrum des heutigen Komponierens gerecht werden. Aber die Vernetzung von Theorie und Praxis, Analyse und Pädagogik - und das für gut zweieinhalb Wochen - gibt es in dieser Form nur bei den Ferienkursen.

Ein weiteres wichtiges Festival, das - nachdem es 1921 erstmals stattfand und unter der braunen Ära verschwand - 1950 erneut ins Leben gerufen wurde, sind die schon erwähnten "Donaueschinger Musiktage", die jedes Jahr an einem Herbstwochenende stattfinden. Hier konzentrieren sich Uraufführungen großer Orchesterwerke, gespielt vom Orchester des Südwestfunks. Wegen der Drei-Tages-Dichte der Konzerte, dem dargebrachten Neuen bedeutsamer Komponisten und den gelegentlichen Skandalen kommt man alljährlich nach Donaueschingen - vielleicht; viele aber kommen, um Markt zu halten auf der CeBit der Neuen Musik. Die Musik sei hier eben nicht das wichtigste, sagte mir der schon erwähnte Bekannte. Doch trotz shopping mall und Pausenbusiness zeichnet sich in Donaueschingen nach kurzlichem Wechsel in der Organisatorenriege ein Strukturwandel im Programm ab: man öffnet sich (wieder) den Komponisten, die mit der heutigen Technik experimentell arbeiten, die in den Grenzbereichen von E- und U-Musik ihren Weg gefunden haben oder neuerlich Multimediales wagen. Für den Puristen ist dies ein Sakrileg, für den anderen aufgewärmte Sechziger, für weitere vielleicht auch eine Chance, um Zugang zur vielfältigen Musik der Gegenwart zu finden. Aber schließlich sind es die Programmkonzepte, die einem Festival über die einzelnen Konzerte hinaus Profil geben, und diese können angesichts eines steten künstlerischen Wandels eben auch nicht starr sein.

Als 1970 der Saarländische Rundfunk das erste Festival "Musik im 20. Jahrhundert" durchführte, war

"Die Gruppe, Marschkolonnen der Individualisten, kommt zu neuen Ehren. Und im Schlepptau politischer Ideen kommt sie vielleicht zu großen Ehren."

die E-Musik der Gegenwart im allgemeinen Bewußtsein zwar kein weißer Fleck mehr, doch von genereller Kenntnis neuer Musik konnte kaum die Rede sein. Zumal sich im traditionellen Konzertbetrieb die Aufführungen von Werken des 20. Jahrhunderts so gut wie gar nicht gegen

konservative Widerstände von Musikern und Abonnementpublikum behaupten konnten. Ganz sicher haben die gesellschaftlichen Veränderungen in den sechziger Jahren dazu beigetragen, ein breiteres Publikum und die kulturvermittelnden Institutionen vermehrt für diese Musik zu sensibilisieren. Aus diesem Kontext heraus wundert es auch kaum, im Veranstalter-Editorial ("Thesen zum Programm") des ersten Programmheftes von "Musik im 20. Jahrhundert" einen Hinweis auf die Verquickung von Politik und Musik zu finden: "Die Gruppe, Marschkolonnen der Individualisten, kommt zu neuen Ehren. Und im Schlepptau politischer Ideen kommt sie vielleicht zu großen Ehren." Gemeint sind die sich in den sechziger Jahren formierenden Improvisationsgruppen von Komponisten und Interpreten, die dadurch die Arbeitsteilung von produzierendem und reproduzierendem Musiker zu durchbrechen suchten. Neben dieser, damals aktuellen Form der musikalischen Darbietung - gespielt von der Pariser "Groupe de Recherches Musicales" - repräsentierte das erste Festivalprogramm nahezu alles, was sich seit 1945 in der avancierten Musik getan hatte. Christof Bitter, Initiator des Festivals und damaliger Redakteur des SR, hatte sich wohl das Ziel gesetzt, in einem Schnelldurchlauf die Musikentwicklungen der Nachkriegszeit aufzuzeigen, aber auch die Ahnen in diesem Rahmen neuerlich erklingen zu lassen. Dies war im Inauguralkonzert Gustav Mahler, dessen Sinfonie Nr. 7 von Bruno Maderna (1920-1973), Komponist, Dirigent, Pädagoge und eine der bedeutendsten und beeindruckendsten Persönlichkeiten in der Musikszene seit 1945, geleitet wurde. Dieser Programmaspekt, im Festival stets auch vor 1945 entstandene Kompositionen, z.B. von Alban Berg, Ferruccio Busoni, Maurice Ravel, Claude Debussy, Charles Ives, Erik Satie, Arnold Schönberg, Edgard Varèse, Erwin Schulhoff, Arthur Lourié, Dimitri Schostakowitsch, Viktor Ullmann, George Antheil zu spielen, ist - freilich mit zeitweiligen Gewichtsverschiebungen - eine sich durch die 25jährige Festivalgeschichte ziehen-

... von genereller Kenntnis neuer Musik konnte kaum die Rede sein.

de Konstante. Einen weiteren Eckpfeiler bilden seit Bestehen des Festivals die Konzerte, in denen ein hervorragender oder auch außergewöhnlicher Interpret oder ein vorzügliches Ensemble im Mittelpunkt stehen. Dies waren als Interpreten u.a. Cathy Berberian, Aloys und Alfons Kontarsky, Paul Zukofsky, Keith Jarrett, Stefan Litwin, Frederic Rzewski, Michael Riessler, Stefano Scodanibbio und Instrumental- und Vokalensembles wie New Phonic Art, Ensemble InterContemporain, Nuova Consonanza, London Sinfonietta, Arditti-Streichquartett, musica negativa, ensemble recherche.

Von Anfang an beteiligte sich auch das Sinfonieorchester des Saarländischen Rundfunks - geschlossen und in kleineren Instrumentalgruppen - am Festival (bis 1992 mit zwei Orchesterkonzerten, danach mit nur einem); heute zählt es im Bereich der neuen Musik mit zu den besten großen Klangkörpern in der BRD. Neben den jeweiligen Chefdirigenten (Hans Zender, Dennis Russell Davies, Myung-Whun Chung, Heinz Holliger, Marcello Viotti) konnten zahlreiche namhafte Gastdirigenten, von denen viele zugleich auch komponieren, für einzelne Projekte gewonnen werden, zu nennen sind vor allem Bruno Maderna, Diégo Masson, Michael Gielen, Kasper de Roo, Bernhard Kontarsky, Markus Stenz, Mauricio Kagel, Carmen Maria Carneci.

Eine dritte Programmsäule von "Musik im 20. Jahrhundert" sind seit 1972 die Konzerte mit "außereuropäischer Musik"; dieser recht unglücklich gewählte, aber weitverbreitete Begriff bezeichnet nicht selbstverständlich die Musik, die in anderen Kontinenten entstanden ist, sondern die anderer Kulturen. Z.B. haben alte traditionelle Musikformen, wie sie heute noch in südlichen und östlichen Teilen Europas praktiziert werden, nur wenig mit der europäischen Kunstmusikentwicklung gemein. Hingegen hat diese heutige panamerikanische und asiatische Komponisten nachhaltig beeinflusst, so daß deren Werke meist in der Tradition der europäischen Kunstmusik stehen (vgl. hierzu Saarbrücker Hefte, Nr. 70, S. 76-78). Traditionelle und immer noch aktuelle Musik aus Tansania, Pakistan, Korea, Indien, Thailand, Nigeria, China, Ceylon, der Türkei, dem Irak, Pakistan, Marokko, Aser-

... seit Mitte der 60er Jahre finden sich verstärkt Elemente anderer Musikkulturen in europäischen Kompositionen.

bajdschan prägten das Profil dieses Schwerpunktes, mit dem das Festival nicht nur einen wichtigen interkulturellen Beitrag leistet, sondern darüber hinaus quasi musikpädagogisch wirksam ist, denn seit Mitte der 60er Jahre finden sich verstärkt Elemente anderer Musikkulturen in eu-

ropäischen Kompositionen; mit diesen Konzerten erhält das Publikum die einmalige Chance, jene exotischen Einsprengsel und ihren Sinn am Original zu überprüfen.

Bei einzelnen Festivals wurden die musikalischen Darbietungen um Ausstellungen von Partituren, Musik thematisierenden Bilder oder solchen von Komponisten erweitert (z.B. 1970 "Musik und Grafik", 1993 "Schulhoff in Saarbrücken", 1994 Bilder von Chris Newman); gelegentlich waren auch Filme entlegener Operninszenierungen oder Porträts von Komponisten in das Festival integriert. Aber gerade diese, die Musik ergänzenden Medien, die geschichtliche sowie ästhetische Hintergründe und Kontexte zusätzlich vermitteln, nahmen in der Festivalgeschichte nur einen kleinen Raum ein.

Ebenso spielten die experimentellen und intermedialen Projekte bei "Musik im 20. Jahrhundert" eine eher untergeordnete Rolle: Eberhard Schoeners "Saarbrücken 7.00 bis 11.00 Uhr" (1970), Harald Weiss' "Stadtmusik" (1979), seine "Endstation - ein musikalisches Schauspiel für den Saarbrücker Hauptbahnhof" (1981), Lorenzo Ferreros "Waldmusik" (1977) sowie einige Werke von John Cage, von Dieter Schnebel und von Josef Anton Riedl. Auch sprachakrobatische Aktionen von z.B. Gerhard Rühm (1978) oder der Gruppe ExVoCo, die Texte russischer Futuristen in Klang umsetzte (1988), Lesungen von Literaten wie Jürg Laederach (1991) und Komponisten wie Chris Newmann (1994) bildeten eher die Ausnahme, als daß sie einen festen Platz im Programm einnahmen.

Nur gelegentlich wurden in der Vergangenheit auch Musiktheaterproduktionen berücksichtigt...

Eine singuläre Besonderheit war 1993 die Produktion von Murnaus Stummfilm "Nosferatu" (1922), zu der die originale Filmmusik von Hans Erdmann (in Rekonstruktion des Dirigenten Berndt Heller) durch die Brandenburgische Philharmonie

im Gasgebläsehaus Völklingen aufgeführt wurde.

Nur gelegentlich wurden in der Vergangenheit auch Musiktheaterproduktionen berücksichtigt ("L'Empire De Dadi" - Musiktheater zu Erik Satie, 1985; verschiedene Stücke

Jürg Wyttenbachs, 1991; Viktor Ullmann "Der Kaiser von Atlantis", 1987), doch seit der Kooperation (1993) mit dem Saarbrücker Festival "Perspectives", dessen Schwerpunkt die französische Theater- und Chansonszene ist, zeichnet sich hier eine Änderung ab. In den letzten zwei Jahren wurde je eine Produktion von beiden Festivals gemeinsam getragen, 1993 Tanztheater von Karine Saporta nach Musik von Erwin Schulhoff (das realiter aber wenig mit Schulhoff zu tun hatte) und 1994 "Sextuor" von Georges Asperghis.

Kooperationen scheinen nicht nur angesichts des ubiquitären Geldmangels not zu tun, sondern sie können außerdem helfen, zwischen den verschiedenen künstlerischen Bereichen und dem jeweils dazugehörigen, meist doch recht getrennten Publikum Brücken zu bauen. Somit lag die Zusammenarbeit beider Festivals nahezu auf der Hand, zumal sie sich zeitlich überschneiden; wenn sie darüber hinaus vermag, die Publikumstrennung aufzuheben, ist ihr ohne Zweifel Erfolg beschieden, der aber nach zwei Jahren wohl noch nicht eingetreten ist. Zwei andere Kooperationen im Umfeld des Festivals funktionieren allerdings schon ausgezeichnet: Zum einen die mit der Stadtgalerie Saarbrücken, Klangskulpturen-Ausstellung (1988) sowie die Ausstellung von Schriftbilder Chris Newmanns (1994); zum anderen die Zusammenarbeit von Musikhochschule und Saarländischem Rundfunk. Sie existiert seit 1990 und besteht darin, daß am Vorabend des eigentlichen Festivals Studierende (manchmal auch Dozenten) der Hochschule zeitgenössische Kompositionen aufführen. Diese Konzerte, unter dem Titel "Prolog" firmierend, mausern sich zu einem der Höhepunkte des Festivals, nicht nur was das Engagement der Studierenden hinsichtlich Programmzusammenstellung und Auführungen anbelangt, auch die Besucherzahlen sind hier wohl insgesamt die höchsten. Wenngleich die Qualität der Darbietungen äußerst schwankend ist, stehen diese Konzerte in summa der Aspekte, die ein

Kooperationen scheinen nicht nur angesichts des ubiquitären Geldmangels not zu tun...

Konzert ausmachen, den anderen Konzerten des Festivals in nichts nach. Leider zollen die Institutionstitanen dieser wertvollen Beteiligung letztlich nur wenig Respekt; so ist für das monatelange Studieren und die oftmals diffizile Interpretation von der Hochschule kein Leistungs-

nachweis zu erhalten, und der SR verdrängt diese für ihn kostenlosen Aufnahmen - sofern sie überhaupt gesendet werden - auf SR4, wo sie denn auch kaum jemand hört. Hier muß schnellstens ein Umdenken stattfinden; denn in den Programmheften (die Musikwissenschaft der Universität steuert als Appendix der Kooperation jährlich ein separates Prolog-Programmheft bei) bekundeten die Verantwortlichen zwar nachhaltig die eminente Relevanz dieser gemeinsamen Veranstaltung, aber eine dringend nottuende institutionelle Verankerung steht noch aus.

Die Hauptbastion von "Musik im 20. Jahrhundert" machen - von den obigen Ausnahmen einmal abgesehen - die rein kammermusikalischen sowie orchestralen Kompositionen aus. In den zurückliegenden 25 Jahren wurden mehrere hundert Kompositionen gespielt, darunter gut hundert Uraufführungen (rund vierzig Auftragswerke eingeschlossen) sowie zahlreiche europäische oder deutsche Erstaufführungen. Stellvertretend für viele andere seien hier nur zwei Komponisten genannt, für die sich das Festival bereits Mitte der 70er Jahre eingesetzt hat, als anderorts in Deutschland von ihnen nur kaum die Rede war: Jean Barraque (1928-1973) und Giacinto Scelsi (1905-1988). Letzter wurde in den 80er Jahren einem größeren Publikum bekannt, während die Rezeption von Barraque gerade erst einsetzt. Außerdem hat sich "Musik im 20. Jahrhundert" um unbekannte und vergessene Kompositionen aus den Anfängen der Moderne verdient gemacht, so wurden manche Werke Arnold Schönbergs (1874-1951) über fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung erstmals in Saarbrücken dem deutschen Publikum zugänglich.

Auch einige witzige Kuriositäten ... haben sich in die Programme geschlichen...

Auch einige witzige Kuriositäten, die man bei einem Festival zeitgenössischer E-Musik wohl nicht erwartet hätte, haben sich im letzten Vierteljahrhundert in die Programme geschlichen, Beatles-Songs, Kompositionen von Johann Sebastian Bach, John Dowland, Claudio Monteverdi.

Was letztlich bei der Konzeption der einzelnen Festivaljahre ins Auge sticht, ist ihre meist lockere Handhabung übergeordneter thematischer Zusammenhänge. Nur in wenigen Jahren kristallisierte sich eine mehr oder weniger dichte Konzeption heraus, die sich meist an einzelnen Komponisten oder Ländern festmachen läßt: z.B. Impro-

Natürlich sind Mega-Veranstaltungen an der Saar wegen geringerer Budgets und personeller Knappheit nicht denkbar, ...

visation versus Komposition (1971), USA (1984), UdSSR/Frederik Rzewski (1987), Wolfgang Rihm/György Kurtág/Volker Heyn (1989), UdSSR/Osteuropa (1990), Schweiz (1991), Vinko Globokar/Kompositionen der 20er Jahre aus Deutschland (1993), Italien (1994). Von den Anfängen der Moderne bis hin zur aktuellen Musikproduktion, in recht freier Kompilation - das ist summa summarum das durchgängige Prinzip von "Musik im 20. Jahrhundert", an dem sich auch bei wechselnden Ägiden der verantwortlichen Redakteure - Christoph Bitter, Ulf Thomson, Gideon Rosengarten, Friedrich Spangemacher (seit 1991) - kaum etwas geändert hat, wenngleich sich in den letzten Jahren sinnige Modifikationen hinsichtlich Kooperationen und Konzeptionen abzeichnen.

Innerhalb der deutschen Festivallandschaft setzt sich das des Saarländischen Rundfunks von anderen durch die Integration des "außereuropäischen" Akzents und Repertoire der klassischen Moderne ab; letztes macht partiell auch einen Programmpunkt der "Wittener Tage für neue Kammermusik" (gegründet 1969) aus. Und natürlich sind es die eo ipso einzigartigen Uraufführungen, die "Musik im 20. Jahrhundert" von anderen Veranstaltungen unterscheidet, wobei dies kein Verdienst ihrer autochthonen Konzeption ist; vielmehr galt und gilt die generelle Formel: kein Festival ohne Uraufführung. Eine unverwechselbare Disposition, deren sowohl offenes wie dichtes Raster alljährlich für Flair und Furore sorgte und das Festival zu einem der Mußereignisse hätten werden lassen können, war und ist nicht zu erkennen. Diesbezüglich zeichnen sich andernorts schon präziser gefaßte Realisationen ab, wie die zweijährigen Berliner "Inventionen", das diesjährige "Irrton"-Festival oder die Kölner "Triennale". Natürlich sind solche Mega-Veranstaltungen an der Saar wegen geringerer Budgets und personeller Knappheit so nicht denkbar, doch eine themenzentrierte Planung und Gestaltung könnte helfen, sich aus der Unbedeutsamkeit zu lösen - sofern man will. Ansonsten bleibt für "Musik im 20. Jahrhundert" nur

die regionale Relevanz, aber auch Donaueschingen ist Provinz, und obgleich Saarbrücken wohl nicht zu einem weiteren musikalischen Messe-Hannover werden wird und nicht werden sollte, muß dem Festival ein neues, gut durchdachtes Profil gegeben werden, um sich überregional

wie regional ein neuerliches Forum zu verschaffen. Dabei muß sich die enge Kulturlandschaft des Saarlandes nicht negativ auswirken, denn die Chancen einer zeitlichen und thematischen Verdichtung sind hier eher gegeben und darüber hinaus auch existenznotwendiger als anderswo, wenn sich die Titanen darüber einig sind, daß sie eigentlich doch das gleiche wollen. "Kämpferische Aneignung und Liebe" seien für die Auseinandersetzung der heutigen Musikproduktion wichtig, sagt Friedrich Spangemacher im Vorwort des diesjährigen Programmheftes. Diese zweifellos richtige Forderung muß aber die Zuhörer gleichermaßen meinen wie Veranstalter und Vermittler. Für diese sollte dies zukünftig bedeuten, ihre Eigendynamik zu hinterfragen und revolutionär und liebevoll in den Programmen, Konzeptionen sowie der öffentlichen Darstellung zu sein. 25 Jahre Erfahrung und Bodensatz sind dafür eine treffliche Voraussetzung. So bestünde auch die Möglichkeit, weiteres Publikum neugierig zu machen auf das, was los ist in der Musik und in der Welt. Ob die Konzerte tatsächlich so gut besucht waren, wie die Saarbrücker Zeitung (16.5.94) abschließend zum diesjährigen Festival konstatierte, sei dahingestellt, jedenfalls gibt diese fragwürdige Notiz keinen Aufschluß über die Konstellation des Publikums, das nämlich abzüglich der Branchisten schwindend gering war. Diese Hermetik zu durchbrechen, ist künftig eine der dringenden Aufgaben, um den notwendigen breiten Diskurs über Musik als utopieweisendes Potential neu zu beleben. Oder die Spezialisten bleiben unter sich, entfachen ein Expertenflämmchen, das systemimmanent vor sich her lodert, ohne auszugehen und ohne jemals aufzulohen.

Am Lagerfeuerchen sich wärmend, legt man ganz nebenbei die Reiseroute der kommenden Monate fest und ruft sich beim Verabschieden zu "bis nächstes Jahr in..., wenn nicht vorher in...".

Klage unter Astralflügel

In den Winkeln der Stadt, in der
Milchgesicht-aber schon Geierzeit
Zischen die von den Einöden öde
Gewordenen
Aus ihrem wächsernen Leben heraus
Ihr Aberwissen. Geredeter Schrei

So gehn die Sonnen durch allerlei
Schicksalsgestirne
Die sauren Bäume ächzen unter Fremdheiten
Lasten

Allhier und alljetzt sind wir nimmer
Niemals. So stößt
Das Laub der Seele den Gestirnen auf.

Von überall her quacken die Einödigen
Durch lange Weiln Aschende
Die Aszendenten aus den Winkeln der Stadt
In der Geierzeit herüber zu uns

Daß mir sauer wird der Gedanke im Herzen.

Löwe und Jungfrau, Stier und Schütz
Irm durch unsere Abendhimmel aber ich
immerhin

Ein Widder mit dem Adolf
Im Sonnengeflecht hab bei Neumond
Schon wieder meinen Arsch
Allhier und alljetzt mit Birkenfichten
Verwoben zwischen Lachsälven
Von Hundsblume und Katzenstart. Doch
schon

Deuten in den Winkeln
Ausgewachsene Leute früher
Milchkinder bereits die Scheiße
Nach Osten ins Achte Haus
Ihren Hilfeschreien gemäß

Aber daweil sies zischen und quackern
Stehn über ihren verstepten Innenbezirken

Die Geier
Ruhig und windstill denn Geier
Sind pünktliche Tiere, die einzigen
Götter des Aberwissens

Auf sie zu
Driftet die Zeit die leberzerfressene
Machtzeit und Nichtszeit.
Sie ascht
Ihren Vögeln
Die Herzgedanken alle.

Robert Schindel

“Eine Utopie gibt es nicht”

**Andreas Kosack und Lutz Gillmann
im Gespräch mit Stefan Fricke**

Während des Konzertes am 9. Februar 1994 in der Saarbrücker Musikhochschule wurde die um die Jahreswende 1993/94 entstandene Komposition “Geier sind geduldige Tiere...” für einen Schlagzeuger und einen Pianisten (gespielt an einem Flügel) von Andreas Kosack uraufgeführt. Es spielten Lutz Gillmann und Lars Lauer.

HEFTE: “Wenn wir nachgeben, sind wir verloren, wenn wir aufgeben, sind wir tot”, heißt es in dem Theaterstück *Der Weltverbesserer* von Thomas Bernhard. Dieser Satz könnte dem Stück gleichsam programmatisch vorangestellt sein.

Kosack: Wenn man ihn auf das Ende des Stückes bezieht, an dem der Pianist den Tastendeckel schließt, so ist das ein Aufgeben, das dem “Totsein” in Bernhards Satz entspricht.

HEFTE: Aber diese Art, das Stück zu beenden, ist ja wohl mit einer gewissen Einsicht des Pianisten verbunden, er ist also eben nicht “tot”, sondern realisiert eher eine durch Einsicht gewonnene Kotau-Kapitulation vor dem Schlagzeuger.

Gillmann: Stimmt - diese Einsicht ist Voraussetzung für seine Kapitulation, aber er ist ja nicht “tot” im Sinne einer Auslöschung seiner Person, sondern seine Ausdrucksfähigkeit ist quasi “gestorben”, seine ihm vorher eigenen Ausdrucksmöglichkeiten sind ihm genommen.

HEFTE: Diesen Punkt, der letztlich auf die Frage nach einer möglichen oder unmöglichen Utopie zielt, sollten wir nicht aus den Augen verlieren. Doch zunächst zur Gesamtanlage des Stückes...

Kosack: Es besteht aus drei Sätzen mit einer sehr langen Pause zwischen dem zweiten und dritten Satz. Diese Pause sollte 66 Sekunden dauern. In ihr vollzieht sich eine Entwicklung, die ich nicht darstellen wollte, die ich ausklammerte.

HEFTE: Wir sollten hier einfügen, daß Pianist und Schlagzeuger auf demselben Flügel spielen. Der Schlagzeuger agiert im Inneren des Flügels, auf den Saiten, am Korpus etc., während der Pianist ausschließlich auf den Tasten spielt, wie wir es normalhin kennen.

Kosack: Aus dieser Aufteilung der Spielbereiche und der Tatsache, daß alles am selben Instrument passiert, leite ich die Dramaturgie des Stückes ab. Der erste Satz besteht aus einer Folge von musikalischen “Splittern”, die durch mehr oder weniger große Pausen getrennt sind. Es findet keine eigentliche Kommunikation statt, sondern der Schlagzeuger beeinflusst mit seiner Sprache das Spiel des Pianisten und entwickelt sich vom scheinbar Begleitenden und Imitierenden, über den Störenfried bis zum rhythmisch massiv Machtausübenden. Der Pianist reagiert, von ihm geht keine Manipulation aus, er befreit sich auch zunächst aus der rhythmischen Umklammerung.

HEFTE: Kannst Du zu den Pausen im ersten Satz noch etwas Näheres sagen?

Kosack: Sie dienen hauptsächlich der dramaturgischen Gliederung, ihre Länge richtet sich nach der Art der Unterschiedlichkeit der klingenden Ereignisse, die sie trennen. Außerdem schärfen sie meiner Meinung nach die Konturen der einzelnen "Splitter".

HEFTE: So daß quasi Akte voneinander getrennt werden wie in der Mitte des Satzes, wo es zu einer Art "Peripetie" kommt. Der manipulierte Pianist checkt die Lage, disputiert mit dem Gegenüber - *wie im Streit*, wie Du in der Partitur als Spielanweisung schreibst - und operiert in seinem Bereich mit Mitteln, die zuvor der Schlagzeuger hatte, versucht sich aufzubauen und pendelt schweigender werdend aus. Damit könnte ja dann das Stück zuende sein?

Kosack: Nein, denn der Pianist bewahrt sich zunächst seine Autarkie, seine Klangwelt. Das kann er jedoch nur, weil es der Schlagzeuger zuläßt, wie sich dann im dritten Satz zeigt.

Gillmann: Es gibt zwar im ersten Satz dieses ständige Gegeneinander, doch der Schlagzeuger greift in keiner Weise in die Klangproduktion des Pianisten ein. Das geschieht erst im dritten Satz - und zwar ausnahmslos.

Kosack: Der zweite Satz stellt ein - wenn man so will - solistisches "Intermezzo" des Schlagzeugers dar.

Gillmann: Das stimmt nicht ganz, der Pianist tritt durchgehend das Pedal und läßt es an einer Stelle nachhaltig hochschnellen...

Kosack: ...was sofort den Schlagzeuger mit einer heftigen Geste reagieren läßt. Es ist wahr, der Pianist ist schon noch präsent, aber sehr unscheinbar; außerdem rührt er die Tasten nicht an.

Gillmann: Insgesamt ein etwas verspielter Teil des Stücks, in dem auch skurrile Spieltechniken wie Raus- und Reinschlagen der kleinen Deckelstütze vorkommen. Es scheint, daß der Schlagzeuger hier sein Terrain noch einmal so locker durchgeht, bevor er im dritten Satz seine Machtposition voll ausspielt.

HEFTE: Doch zunächst kommt nun die lange Pause vor dem dritten Satz. Du hast gesagt, in ihr vollzöge sich eine Entwicklung; diese ist aber für den Hörer nicht wahrzunehmen. Das scheint mir nun doch eine recht bequeme Art des Komponierens zu sein, die Auslassung von dem, was ich eigentlich sagen will.

Kosack: Das könnte man mir vorwerfen, doch war dies eine bewußte Entscheidung, die ich eben nicht aus Bequemlichkeit getroffen habe; sie hat zur Konsequenz, daß die Macht des Schlagzeugers im dritten Satz sich sofort als absolute zeigt, was die Sache für den Pianisten umso auswegloser erscheinen läßt. Außerdem spiele ich durch die Pause in Anspielung auf den Titel des Stückes mit dem Publikum. Es wird auf sich

Song

Is it dirty
does it look dirty
that's what you think of in the city

does it just seem dirty
that's what you think of in the city
you don't refuse to breathe do you

someone comes along with a very
bad character
he seems attractive. is he really. yes. very
he's attractive as his character is bad. is it. yes

that's what you think of in the city
run your finger along your no-moss mind
that's not thought that's soot

and you take a lot of dirt off someone
is the character less bad. no. it improves
constantly
you don't refuse to breathe to you

Frank O'Hara

Andreas Kosack

(*1966 in Neustadt/Weinstraße)

- seit 1989 Studium der Schulmusik (Hauptfach Klavier bei Bernd Glemser) und Germanistik in Saarbrücken
- spielte u. a. bei *360 Minuten für John Cage* (1992) und verschiedenen *Prologen* zum SR-Festival "Musik im 20. Jahrhundert"

Lutz Gillmann

(*1967 in Dahn/Pfalz)

- 1988/89 Studium der Musikwissenschaft und Germanistik in Heidelberg
- seit 1989 Studium der Germanistik und Schulmusik (Hauptfach Klavier bei Bernd Glemser), Cembalo (G. Hambitzer) sowie Theorie (Theo Brandmüller). Schwerpunkte: Musik des 16. und 17. Jahrhunderts und 20. Jahrhunderts
- spielte u. a. bei *360 Minuten für John Cage* (1992), dem Festival "Musik im 20. Jahrhundert" und *Schichtwechsel*, Völklingen

selbst zurückgeworfen. Es erfolgt keine Führung des Hörers, er wird im Ungewissen gelassen.

HEFTE: Das eignet doch der Pause per se.

Gillmann: Mmh..., es gibt auch andere Pausen. In der romantischen oder klassischen Musik, wo Erwartungen aufgebaut werden, die sich dann zumeist auch einlösen.

Kosack: Das Nichtführenwollen ist auch nicht der Hauptaspekt dieser Pause. Sie korrespondiert eher mit den Pausen des ersten Satzes, die ja durch unterschiedliche Längen die Unterschiedlichkeit der musikalischen Ereignisse dokumentieren. Und so markiert die große Pause auch den Abstand von latenter zu voll ausgespielter Macht.

Gillmann: Im dritten Satz gibt es keine Autarkie des Pianisten mehr. Der Schlagzeuger präpariert von Beginn an zunehmend mit den verschiedensten Materialien wie Schrauben, Kochlöffel, Flaschen-



schraubverschlüsse, Triangelstöcken, Bambushölzern die Saiten des Flügels. Dieses Präparieren wird fast immer auch als musikalische Aktion direkt hörbar. Der Pianist kann hier keinen "normalen" Ton mehr hervorbringen.

HEFTE: Aber das kann man der Notation nur teilweise entnehmen. Die benutzten Zeichen sind doch weitestgehend traditionell.

Gillmann: Es klingt aber nicht so, wie es notiert ist. Das ist hier eine Aufführungsnotation. Es ist ein Klangstück, das Partiturlesen reicht gar nicht aus, um sich das Klangbild vorstellen zu können. Es geht um das Erforschen von Klängen, natürlich nicht ausschließlich, aber immerhin auf einer Ebene.

Kosack: Mich hat einfach auch interessiert, was man aus dem Flügel, diesem riesigen Sarg alles rausholen kann.

HEFTE: Und dies zeigt sich am nachhaltigsten im dritten Satz.

Kosack: Der Pianist versucht noch etwas zu sagen, aber alles Hervorgebrachte ist vom ursprünglichen Klavierklang her gesehen deformiert. Die Palette reicht vom gongähnlichen Klang bis zum reinen Lärm.

HEFTE: Der Schlagzeuger tritt im Verlauf des letzten Satzes aber dann als Akteur immer weniger in Erscheinung.

Kosack: Das braucht er auch nicht mehr, der gesamte vom Pianisten benutzte Bereich ist vom Schlagzeuger präpariert, also klanglich definiert worden. Deswegen kann der Klavierspieler alleine tätig sein, er ist schon seiner Welt beraubt.

Gillmann: Gegen Schluß deutet der Klavierpart aber auch etwas Melodisches an, sehr knapp natürlich. Aber es wirkt in dem Kontext anders, eher schon elegisch, traurig. Das ist schon seltsam, das dies innerhalb des eigentlich gänzlich eingeschränkten Rahmens passiert. Der Versuch wird unternommen, etwas Melodisches zu finden, aber das geht nicht mehr, es fehlt ein musikalischer Zuordnungsbereich, und der Spieler merkt, daß er hier nicht mehr zuhause ist; er macht den Deckel zu und entzieht sich dieser Welt.

Kosack: Dieser Versuch des Pianisten wird vom Schlagzeuger dreimal unterbrochen; es sind die letzten Aktionen von seiner Seite, bei weitem die theatralischsten und auch brutalsten: er knallt die Flügeldeckelstütze in den Flügel, läßt den Flügeldeckel herunterkrachen und schlägt den Deckel über dem Notenpult zu. Der Pianist zieht dann die schon erwähnte Konsequenz.

HEFTE: Das Ende ist doch mehr als resignativ, der Pianist kann nicht nur nicht mehr, er darf nicht mehr. Für mich wäre es einsichtiger gewesen, und jetzt nachdem wir über die Dramaturgie gesprochen haben noch viel mehr, der Tastendeckel wäre dem Klavierspieler auch zugeschlagen worden oder er wäre vom Stuhl gefallen. Allerdings erkenne ich keine Utopie hinsichtlich einer potentiellen Veränderung.

Kosack: Eine Utopie gibt es nicht, da das Stück das *Ende* zeigt. Alles ist besiegelt. Es ist die Darstellung einer Macht-Ohnmacht-Konstellation, die natürlich nicht zu dem Ergebnis führen muß, das ich gewählt habe. Machtspiele können selbstverständlich anders verlaufen und enden. Diese Variante hat mich jedoch am meisten gereizt, sie schien mir am drastischsten.

HEFTE: Kommen wir nun auf den Titel zu sprechen, der ja doch recht eigentümlich ist?

Kosack: Wie man auf dem Umschlag der Partitur sehen kann, habe ich viele Titel gesammelt - übrigens gemeinsam mit Lutz -, von denen wir dachten, daß sie etwas mit dem Stück zu tun haben. Diese Begriffe waren uns aber entweder zu konkret oder hatten nur mit Teilaspekten der Komposition zu tun. Jedenfalls habe ich mich dann an ein Gedicht von Robert Schindel erinnert, in dem es heißt: "Geier sind pünktliche Tiere", ferner war darin die Rede von "Machtzeit" und "Nichtszeit". Das Gedicht und meine Komposition schienen mir in einem engerem Zusammenhang zu stehen, als mir vorher bewußt war.

HEFTE: Wenn ich mir aber auch die anderen Titel anschau, die auf dem Cover stehen wie *Klanggräber*, *Klagemauer*, *Klangmauer*, *Verwelkung*, *Zeitzerfetzung*, so sind das alles Titel, die eine gewisse Zerstörung, ein Absterben, eine gewisse Trauerzeit andeuten. *Abgeklüft* z.B. auch. Und da dieses Stück ja Deine erste fertiggestellte Komposition ist, scheint mir diese Vielzahl von weniger euphemistischen Wörtern doch recht auffällig zu sein.

Kosack: Es ist nicht das erste Stück, aber das erste in dieser Tonsprache und das erste, das ich selbst ernst nehme. Ich habe mir schon als Kind Stücke am Klavier zurechtgebastelt und auch später - nicht viel, aber immer wieder, quasi schubweise - komponiert; es war ein ständiges Suchen. In der Zeit meines Studiums fand ich intensiven Zugang zur sogenannten "Neuen Musik" und damit auch eine Sprache, in der ich glaubte, mich adäquat ausdrücken zu können. Die Titel, die Du nennst, spiegeln eine ganz bestimmte private biographische Situation wider, die unter anderem Anlaß für die Komposition war, auf die ich aber nicht näher eingehen möchte.

HEFTE: Gut, lassen wir es dabei. Was kommt nun nach dem opus 1?

Kosack: Zur Zeit arbeite ich an einem Stück, das auf dem Gedicht *Song* von Frank O'Hara für Sprecher, Schlagzeuger und Klavier basiert, wobei ein Schlagzeuger im Inneren des Flügels spielt.

Gillmann: Also eine ähnliche Besetzung wie beim ersten.

Kosack: Ähnlich, aber doch ganz anders.

HEFTE: Da Du mehr nicht verraten willst, müssen wir wohl auf die Aufführung warten.



“Von Notterdam a pjeh zum Plahs Wangdohme”

Eine französische Anthologie deutscher Lyrik

Von Ralph Schock

Eine Anthologie der deutschen Lyrik von den Anfängen bis in die Gegenwart - das Projekt klingt so gigantisch, daß man zu seiner Realisierung die Zusammenarbeit mehrerer Universitäten erwartet; daß Wissenschaftlergruppen über Semester hinweg jeweils Teilbereiche erarbeiten, daß öffentliche Gelder beantragt und Sponsoren gesucht werden müssen. (So lief es denn auch bei dem Komplementärprojekt “Französische Dichtung von Villon bis zur Gegenwart”, das vor vier Jahren bei Beck in München veröffentlicht wurde.) Die bei Gallimard in Paris erschienene “Anthologie bilingue des la poésie allemande”, Band 401 der kanonischen “Bibliothèque de la Pléiade”, ist hingegen das Werk eines einzelnen, des französischen Germanisten Jean-Pierre Lefebvre; und dies gilt nicht nur im Hinblick auf die immense Fleißarbeit des Zusammentragens und Auswählens, sondern auch für das Übersetzen selbst: Rund 80 Prozent der deutschen Gedichte hat Lefebvre selbst übertragen; sei es, weil keine französischen Übersetzungen existierten, sei es, weil die vorliegenden Übertragungen seinen Ansprüchen nicht genügten.

Man möchte es angesichts der intensiven deutsch-französischen Kulturbeziehungen kaum glauben, aber die einzige in Frankreich vorliegende deutsche Lyrikanthologie von den Anfängen bis in die Gegenwart stammt ausgerechnet aus dem Jahr 1943; unter der maßgeblichen Einflußnahme des damaligen Chefs des deutschen Instituts in Paris, Karl Epting, entstanden, wundert man sich nicht, daß sie Heine nicht kannte, Schubart nicht, von den damals zeitgenössischen Autoren wie Mühsam, Lasker-Schüler, Werfel, Tucholsky und Brecht ganz zu schweigen. Dafür durften sich die Franzosen aber an überragenden Lyrikern wie etwa Baldur von Schirach oder Heinrich Anacker erfreuen ...

Lefebvres Anthologie umfaßt rund 1400 Seiten, dazu kommen 600 Seiten biographische Anmerkungen zu 209 Autoren - darunter aus dem Saarland Johannes Kühn und Arnfried Astel -, Werkverzeichnisse, Verständnishilfen für französische Leser, Quellenvermerke, bibliographische Angaben, ein ausführliches Vorwort sowie eine Chronologie, die von der Zeit der Merseburger Zaubersprüche bis zur deutschen Wiedervereinigung politische, kulturelle und literaturhistorische Daten verzeichnet.

Um eine Vorstellung von der Gewichtung zu geben: Etwa 800 Seiten dokumentieren die Zeit bis zur

Jahrhundertwende; wenn man mit Günter Eichs Gedicht “Inventur” die Epoche der Nachkriegslyrik beginnen läßt, so sind jeweils 300 Seiten für die Jahrzehnte vor und nach 1945 reserviert. Die Vertreter der einzelnen Epochen sind ihrer Bedeutung nach berücksichtigt, die Epochen selbst angemessen repräsentiert, und aus der Zeit des Barock findet man gar Lyriker, die selbst für einen Germanisten eine interessante Neuentdeckung bedeuten.

Man könnte nun annehmen, daß durch die Auswahlarbeit Lefebvres aus vielen Gedichtbänden seine Anthologie “the best of the best” der deutschen Lyrik präsentiert. Doch ist dem nicht so. Denn der Herausgeber - immer in Platznot - hat nun häufig zu Texten gegriffen, in denen Frankreich selbst thematisiert wird. “Paris est un petit monde” von Johannes Grob gehört zu dieser Gruppe, ebenso Friedrich Matthissons “Vaucluse” und auch Uli Beckers Erinnerungsgedicht auf Jacques Vaché. Dieses Kriterium hätte man hingegen gern im Falle von Volker Braun berücksichtigt gesehen, der ja - beispielsweise in dem Gedicht “Avignon” - Realsozialistisches und Konkret-Utopisches, Ostdeutsches und Südfranzösisches auf eine sehr gelungene Weise gegeneinanderstellt.

Natürlich vermißt man auch Autoren, gerade unter den zeitgenössischen ist mancher Verzicht, aber auch manche Auswahl nicht recht nachvollziehbar. Kein Wulf Kirsten, aber Barbara Maria Klooß, kein Uwe Kolbe, aber Uwe Dick, kein Günter Herburger, aber Dagmar Nick. Von den Jüngeren sähe man, wenn schon Split vertreten ist, der einen Lyrikband veröffentlichte, doch auch gerne den stilverwandten Thomas Kling aufgenommen, der inzwischen immerhin vier Bände vorgelegt hat. Weiterhin vermißt man Elke Erb und Heinz Czechowski aus der ehemaligen DDR, Ursula Krechel, Guntram Vesper und Johannes Schenk aus der Bundesrepublik und auch einen oder zwei Repräsentanten der rumänisch-deutschen Lyriker. Da hat Lefebvre nur den Ausnahmefall Oskar Pastior berücksichtigt. Einige Namen fallen einem noch ein, doch wer je als Anthologe auswählen mußte, kennt die Probleme. Dafür überrascht aber die Aufnahme einiger Autoren zumeist aus dem frühen 20. Jahrhundert. Die gutgemeinte und etwas makabre Revolutionsapothekose von Rudolf Leonhard gehört dazu, ebenso der heroische, George verpflichtete Josef Weinheber, der Hitler-Hymnen verfaßte und in seinen Oden die Toten des Weltkriegs verherrlichte.

Im Anhang fällt auf, daß viele Werkverzeichnisse bis praktisch unmittelbar vor Redaktionsschluß der Anthologie weitergeschrieben sind; doch endet das von Jürgen Theobaldy etwa im Jahre 1983, das von Heißenbüttel 1981, und von Gerhard Rühm wird gar nur ein Sammelband aus dem Jahre 1970 erwähnt. Ein lustiger Fehler Lefebvres sei zum Schluß erwähnt. Am Ende seines Vorwortes hat er zwei Ge-

dichte ineinandergefügt: einen bayerischen Schöpfungsmythos aus dem frühen 11. Jahrhundert und ein Paris-Gedicht von Gernhardt ("O ja! Ich ging von Notterdam / a pjeh zum Plahs Wangdohme"). In der Fußnote findet sich die Anmerkung "Paul Gernhardt, Reim und Zeit; Gedichte p.16". Merke: nicht jeder Robert Gernhardt ist ein Paul Gerhart!

Ernst Jandl

Augenspiel

wenn meinen blicken ich stecken in deinen augen
passer-by passer-by
du gleich suchen ein ding auf boden
warummen ? warummen ?
sein ich ein graben ? ein stoßenstein ?
sein ich ein münzen ?
oder wenn du sein einen hübschigen
wiener girl wiener girl
und ich mit mein augen dich tupfen
passer-by wiener girl
du gleich suchen ein dinge auf himmeln
warummen ? warummen ?
sein ich ein ballonen ? ein fliegern ?
sein ich ein sternem ?

Lichtung

manche meinen
lechts und links
kann man nicht
velwechsern.
werch ein illtum !

Johannes Kühn

Schuttabladeplatz

Dahin und dahin
spritzten die Ratten in Löcher,
als ich kam zum Friedhof der Dinge.
Hier stopft der Wind
seine Taschen voll mit vielen Gerüchen,
streut sie, spottend und hinterlistig
weit in die Gegend.

Jeux d'yeux

quand mon regard moi planter dans ton oeil
passer-by passer-by
toi de suite chercher à un chose par terre
pourdequoi ? pourdequoi ?
être-moi un fossère ? une achoppière ?
être-moi une monnaie ?
ou quand toi être un bellot
girl de vienne girl de vienne
et moi mon oeil toi faire toutouche
passer-by girl de vienne
toi de suite chercher à un chose dans ciels
pourdequoi ? pourdequoi ?
être-moi un ballone ? un avione ?
être-moi un étoilne ?

Delection

il y en a qui pensent
que goite et drauche
on ne peut pas
les cronfonde.
querle erleur !

Décharge

Là-bas, là-bas, filant partout
les rats ont giclé dans les trous
quand je suis arrivé au cimetière des choses.
Le vent ici se bourre
les poches de plein d'odeurs,
les répand moqueur et rusé
tout autor loin dans la région.

Von verbrannten Matratzen Gerüche,
verkommenem Öl in Büchsen,
verdorbenem Kohl,
ich weiß nicht,
wie toll gemischt.
Ich trat auf verrostete Trillerpfeife.
Aus. Daraus kommt kein Pfiff mehr.
Wohin sind die Lippen
gekommen, die sie gebrauchten ?
Hängt eine neue Trillerpfeife
dem Schiedsrichter sonntags im Mund,
wenn es einst seine war ?
Briefmarken im großen und kleinen
Weltländern geprägt, und hier
werden sie blaß gewaschen
vom Regen.
Es starb ein Sammler, zieh ich den Schluß.
Keiner wollte die Erbschaft
des Junggesellen.
Was wird man räumen
aus meinem Zimmer
und hierhin streun, wenn ich die Augen
zumach,
Blätter voll von Gedichten,
die keiner las und liest ?
Wird dann ein Rabe auch so sitzen
auf der durchlöcherten Tonne
und leerschrein den Hals ?

Der verlachte Dichter in Wirtshaus

Hohn, eine Meckertrompete,
lassen sie schallen
in den Wirtshauswänden ;
wär ich kein Mann,
wirbelte sie mich hin
wie ein Wetter,
daß ich betrunken lief um
ohne Wein.

Aber treppab
in die Nacht, wo sie verklingt, geh ich,
meine Verse laß ich wie Sonnenschlangen
aus dem Mund, daß ich plötzlich beschützt bin.

Von dem Mond, seiner Güte,
sind die Straßen prall voll, bald
von der Schneeflüsterei
des frühen Dezember.

D'odeurs de matelas brûlés,
d'huiles périmées dans des boîtes,
de choux gâtés,
dans des mélanges déments
qui m'échappent.
J'ai marché sur une sifflet rouillé.
Fichu. Il n'en sort plus un son.
Où sont parties les lèvres
qui l'utilisaient ?
Y a-t-il un sifflet neuf
dans la bouche de l'arbitre le dimanche,
si jamais c'était le sien ?
Des timbres imprimés
dans les pays du monde entier, grands et petits,
que la pluie ici délave
et pâlit.
Un collectionneur est mort, je déduis.
Personne n'a voulu l'héritage
du vieux garçon.
Qu'est-ce qu'on débarrassera
de ma chambre
et éparpillera ici
quand je fermerai les yeux,
des papiers remplis de poèmes
que personne n'a lus et ne lit ?
Y aura-t-il aussi comme maintenant
un corbeau qui s'époumone
sur le baril percé de partout ?

Le poète sous les quolibets à l'auberge

Ils font retentir la trompette
bêlante du mépris moqueur
dans les murs de l'auberge ;
si je n'étais pas un homme,
elle m'enverrait tourner
comme une bourrasque,
à me faire tituber d'ivresse
sans le secours du vin.

Mais je descends les marches
de la nuit où son écho se perd,
les vers me sortent de la bouche comme
des serpents de soleil, et soudain je suis protégé.

De la lune les rues sont pleines
à éclater, de sa bonté, bientôt
du fin murmure des premières
neiges de décembre.

Verrätselt-bizarre Geschichten

Helge Dawo: Gudrun und der schweigsame Vater. Kurzprosa, kirsch und jakob verlag, Saarbrücken 1993.

Bescheiden ist Helge Dawo, der Autor von "Gudrun und der schweigsame Vater" nur, was den Umfang seines neuen Erzählbandes und die Länge seiner Geschichten angeht: Nicht mal sechzig Seiten umfaßt der neue Prosaband, und die Geschichten sind in der Regel nicht länger als zwei bis drei Seiten.

Ansonsten aber haut Helge Dawo ganz schön auf den Putz, wechselt Ort, Zeit und Perspektive nach Belieben und mixt und quirlt auch sonst alles wild durcheinander. Nicht selten passiert in einem einzigen Satz bei ihm mehr als bei anderen Autoren in einem ganzen Roman. Seine Geschichten sind vollgestopft mit bizarren Gestalten, ganz ungewöhnlichen Ereignissen und reichlich Mord und Totschlag. Dennoch ist es gar nicht so leicht zu sagen, wovon Dawos Geschichten eigentlich handeln, um was es in ihnen geht. Ein unwahrscheinlicher Anfang, ein verrücktes Ende und dazwischen jede Menge haarsträubender Sachen, so sind Dawos Geschichten meistens gestrickt. Da versenkt sich ein Großvater am Ende der Erzählung "Der wortkarge Großvater" kommentarlos im See, da wird im "Geheimnis der schwarzen Kapuze" eine Eva-Maria nicht nur erdrosselt, sondern von einem bärtigen Kurt zusätzlich auch noch ertränkt, im Schornstein aufgehängt, mit der Kettensäge zerlegt und aus dem Flugzeug geworfen. Da läuft auf Seite 27 eine Marie-Louise Amok, wobei sie "auf alles feuerte, was sich bewegt", und auf Seite 32 findet in einem vermutlich abstürzenden Flugzeug eine

Trauung mit vorgehaltener Pistole statt - aber so ganz genau weiß man das auch wieder nicht. Manchmal sieht es so aus, als würde Dawo uns Lesern seine Träume/Alpträume erzählen, manchmal lesen sich seine Geschichten wie Beschreibungen surrealistischer Bilder, wie Nacherzählungen von besonders bizarren Sequenzen phantastischer Filme, manchmal meint man auch bloß, da habe jemand zuviel in den Fernsehprogrammen hin- und hergeschaltet. Auch Namen, Orte, Gegenstände und Bilder, die immer wieder - geschichtenübergreifend - auftauchen, geben kaum zusätzlichen Aufschluß. Eine Qwendolin und eine Gudrun z. B., die Voyager-Sonde, die sich der Venus nähert, eine blonde Studentin, der in den Hintern gezwickt wird, ein umbrarotes Strumpfband, ein pittoresker Ziehbrunnen und immer wieder Kühlschrank, Fernseher und diverse Revolver. Aber was hat das alles zu bedeuten? Hat es überhaupt etwas zu bedeuten?

Genauso exzentrisch wie Dawos Geschichten ist auch die Sprache, in der sie geschrieben sind. Dawo liebt Schachtelsätze, Sätze, die der Leser, um sie zu verstehen, erst auseinandernehmen muß. Mühelos und unbekümmert wechselt er zwischen Stakkato- und Legato-Rhythmus, zwischen Kurzsätzen und Bandwurmsätzen hin und her. Dawo ist vernarrt in Fremdwörter, vor allem in solche, die man auch in einem Fremdwörterlexikon vergeblich sucht. Oder wissen Sie, was "radiierend"(8), "mesmerisierend"(23), "Vapeurös"(24) bedeutet? Können Sie mit "Amplifikationen, Gradationen, Anadiplosen und Aposiopesen"(32) etwas anfangen?

Es gab Zeiten, da haben Schrift-

steller sich darum bemüht, die Welt zu beschreiben und zu erklären. Mal filigran, mal akribisch, mal emphatisch wollten sie das Leben deuten. Dawo hat mit diesem Literaturverständnis nichts im Sinn. Für ihn ist die Welt grotesk, bizarr, absurd. Sie ist in Bruchstücke und Einzelheiten zerfallen, die kein Ganzes und keinen Sinn mehr ergeben. Seine Geschichten beschreiben deshalb auch nichts und erklären nichts, sondern offerieren die Welt als einen Haufen Absurditäten und Chaos. Allerdings ist dieser Haufen Absurdität und Chaos von Dawo souverän in Szene gesetzt. Denn das muß man Dawo lassen: Schreiben kann er!

Und so hat man als Leser dieser total durchgeknallten Geschichten auch immer wieder richtig Spaß, freut sich an allerhand Sprachkapriolen und an einer Experimentierlust, die immerzu austestet, wie weit sie den Bogen spannen kann.

Oft aber hat mich die Lektüre auch ganz schön genervt. Geschichten, bei denen man immer wieder zurückblättern muß auf der Suche nach irgendeinem Sinn oder doch wenigstens nach etwas, was sich für Sinn halten läßt, sind anstrengend! Und auch eine Sprache, die sich betont elitär und abgehoben gibt, erzeugt auf Dauer mehr Unlust- als Lustgefühle. Sie wirkt schnell allzu bemüht und allzu selbstgefällig.

Aber Dawos *Seht-was-für-ein-schlaues-Köpfchen-ich-bin-Phase* wird sicher nicht ewig dauern, und man darf jetzt schon gespannt sein, womit er dann sein Publikum beeindrucken wird.

Dietmar Schmitz

Abenteuer eines Sanitärporzellan-Fetischisten

Christoph Ecker: Sulewskis Tag. Erzählung. PoCul Verlag, Saarbrücken 1994

Schon gleich am Morgen des langen Tages, durch den wir Sulewski begleiten dürfen, scheint die Luft zum Schneiden dick: Der Tankwart saß auf einem dreibeinigen Schemel neben der Zapfsäule für das Zweitakt-Gemisch. Zwischen seinen aufgesprungenen Lippen klemmte ein erloschener Zigarillo. (...) Sulewski beunruhigte es, die Augen des Mannes hinter der Spiegelbrille nicht sehen zu können. (...) (Er) bestieg etwas zu hastig das Mofa. 'Das war zu schnell!' Aus den Augenwinkeln sah er, wie der Tankwart seine Zähne beleckte und ihn, mit einem Mal mißtrauisch geworden, eingehend betrachtete.

Peng!!!! Aber nein! Der furchterregende Desperado hat unserem flüchtenden Helden nichts mehr anhaben können. Und im übrigen hatte man es nur mit einem 'stink-normalen' Arbeiter und einem hasenfüßigen Intellektuellen zu tun, womit unser Protagonist also schon teilweise charakterisiert wäre.

Durch den Griff in die Kiste gängiger Klischees des Abenteuergenres versucht Ecker also schon vom ersten Satz an, Leserinteresse zu wecken. Das gelingt ihm auch soweit, selbst wenn man lediglich darüber nachgrübelt, wovor Sulewski eigentlich Angst hat oder wie es ihm schließlich doch gelungen ist, den mißtrauischen Blick des Tankwarts hinter der Spiegelbrille wahrzunehmen.

Daß aber diese gewollt 'dramatisierte' Anfangsszene für die weitere Entwicklung der Handlung gänzlich irrelevant ist - die hier leidlich aufgebaute Spannung also im Nichts verpufft -, wird

erst später klar. Aber offensichtlich kommt es Ecker auch gar nicht auf einen gelungenen Spannungsbogen an: Denn sein Sulewski bewegt sich in der Tradition des inzwischen schon klassischen Anti-Helden, durch den natürlich auch die überkommenen Werte und Darstellungsweisen des Abenteuergenres ad absurdum geführt werden. Dementsprechend erfüllt Sulewski auch nicht das Klischee des mutigen und schönen Helden, sondern das genaue Gegenteil: Er ist - wie oben schon angedeutet - feig, verklemmt und unscheinbar, und statt seinen Colt zu lieblosen, liebt er es, an Sanitärporzellan zu lutschen. Aber darüber später mehr!

Begleiten wir Sulewski zunächst noch ein wenig weiter auf seinem Weg, der auf einen von einem Bundesgrenzschutzsoldaten (Ja, was soll der denn hier!?) bewachten Parkplatz führt. Nachdem man dann noch eine dubiose und stacheldrahtgekrönte Mauer passiert hat, wird die Lokalisierung des Geschehens schnell weitergetrieben: Zoom auf einen Markt und einen Abgang, der dem Eingang einer Pariser Metrostation ähnelt (Ei verbibsch! Sollte man dann vorm Klo uff'm St. Johanner Markt geland senn?), fortgesetzte Flucht durch das Vorzimmer einer Frau Duval (Aj jo, ich menn, die kenn isch aach!). Und wenn wir Sulewski dann schließlich noch beim Anlegen seiner Marktpolizistenuniform assistieren dürfen, meinen wir zu wissen, wo wir sind.

Sulewskis für Saarbrücker recht heimatlich anmutender Markt bietet oberflächlich gesehen kaum Anlaß zur Sorge, nur daß sich montags, mittwochs und freitags den üblichen Gemüse- und Kramwarenhändlern noch

außerirdische Anbieter in braunen Lederkutton hinzugesellt haben: die harmlos und merkwürdig humanoid wirkenden Bhgrt. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich allerdings, daß das Markttreiben eine einzige Maskerade zur Verschleierung einer permanenten Überwachung der aliens ist, die den Preis ihrer Waren an der digitalen Ortszeit orientieren. Da es darüber hinaus bisher niemandem gelungen ist, den kindischen 'Un-Sinn' ihrer summenden Steine, hustenden Metallstäbe und stinkenden Lehmklumpen zu ergründen, stellen die Bhgrt zunehmend eine Bedrohung des inneren Friedens dar. Die Aufgabe des Marktpolizisten ist es nun, die verschiedenen Rollen mit Schauspielern zu besetzen. Da aber die Schlüsselrollen im direkten Umkreis der aliens von einer hochqualifizierten Wissenschaftlerriege besetzt sind, leitet der Marktpolizist auch deren Teambesprechung. Die frustrierten Intellektuellen sind jedoch inzwischen zu einer Art 'wissenschaftlichem Kindergarten' verkommen, innerhalb dessen Sulewski die Rolle des Prügelknaben oder duldenden Hanswurst zuteil geworden ist. Echten Trost findet er nur, wenn er auf der Toilette sitzend am glatten Porzellan des Waschbeckens nuckeln kann, bis ihn plötzlich mit der Liebe sonderbare Ereignisse überrollen...

Dabei liebt es Ecker, nicht nur seinen Antihelden, sondern auch den Leser an der Nase herumzuführen, und am Ende bleiben einige Fragen offen. Alles in allem ist Sulewskis Tag ein im übermütigen Bewußtsein schöpferischer Freiheit entworfenen, aber nicht immer ganz gelungenes satirisches Feuerwerk, in dem sich unter dem Deckmantel der Erzählung groteske Episoden, Sprachorgien, Anekdoten, Exkurse, Zo-

ten, literarische Anspielungen und Stilparodien auf eine Art und Weise aneinanderreihen, die an Rabelais und seine *histoire* von Gargantua et Pantagruel erinnert. Über die uneinheitliche Form hinausgehend, scheint aber auch der Inhalt der Eckerschen Satire auf das französische Vorbild zu verweisen, denn schließlich liebte auch dieser die offene Verhöhnung der Wissenschaft. Entsprechend findet sich in der 'Bäckerszene' ein Dialog, der auf die von Rabelais ironisierte 'Behauptung' der Sorbonnisten, der Glaube allein sei Beweis für das Unwahrscheinliche, anspielen könnte: Es ist nicht wichtig, was herauszufinden. (...) Wenn ich meine, daß etwas so oder so ist, dann ist das für mich auch wahr ... (63)

Um diesem Vergleich standhalten zu können, müßte Ecker allerdings noch sicherer in der Handhabung der satirischen Mittel werden, denn gerade hier zeigt sein Text deutliche Schwächen auf. Und zwar zunächst einmal dort, wo der Leser durch eine zu starke Psychologisierung des Helden zur Identifikation eingeladen wird: Beim Überlegen betrachtete Sulewski sein Spiegelbild im gekippten Fenster. Ob er jemals das Haar einer Frau wie Anita berührte? Manchmal empfand er die Schönheit einer Frau als schmerzhaft, als ängstigend. (...) Den anderen Menschen fühlte er sich so fremd. (...) Oft lag er nachts hellwach und war nicht in der Lage, die Ereignisse des Tages zu verarbeiten. Das Verhalten der Menschen erfüllte ihn mit einer großen Ratlosigkeit. (25) Einmal abgesehen vom Stil dieser Passage verhindert eine derart ausschweifende Charakterisierung den notwendigen Verfremdungseffekt und die kritische Di-

stanz der satirischen Form, die nach Typen und nicht nach Charakteren verlangt. Ein guter Lektor hätte sie deshalb gestrichen. Ähnlich verhält es sich mit den anfänglichen Ausführungen über das Klischee des Franzosen, in denen auf überaus störende Weise dargelegt wird, welch skurriles wissenschaftliches Hobby der Protagonist mit dem Autor zu teilen scheint: "Generalisierungen, Vorurteile und Stereotypen interessieren mich nun mal" (7), sagt Sulewski. Natürlich fehlt es dann in der Folge nicht an Klischees und menschlichen 'Katalogisierungsversuchen', was bei einem solchen Text ja auch nicht verwunderlich ist. Warum aber diese explizite Ankündigung? Das wirkt so, als wäre sich Ecker der satirischen Form nicht ganz sicher, sonst hätte er keine Skrupel haben müssen, sich kommentarlos auch der billigsten Klischees zu bedienen. Jedenfalls nimmt diese einleitende Passage mit ihrem Ausrutscher auf die 'metatextuelle' Ebene dem sich anschließenden Geschehen eine Menge Schwung.

Hinzu kommt, daß m. E. eine Art Voltaire'scher Ingénu oder eine zeitgemäße Version des 'Ritters von der traurigen Gestalt' als 'naives Kontrastmittel' innerhalb der Wissenschaftssatire bessere Dienste geleistet hätte als eine kategorisierungswütige Forscherseele, hinter der sich der Autor zudem kaum verbergen kann. Bleibt also höchstens noch die Möglichkeit, daß wir es hier mit einer bewußten Verspottung einiger Schwächen und Neigungen zu tun haben, d. h. also mit einer gehörigen Portion Selbstironie, wie wir sie z. B. in Lenz' tragikomischem Hofmeister bewundern können. Aber das kommt hier dann eben nicht so recht 'rüber'!

Störend innerhalb eines satirischen Textes wirken weiterhin diejenigen Passagen, in denen durchaus ernstzunehmende erkenntnistheoretische Probleme gewälzt werden, wodurch der Autor lediglich seine profunde Sachkenntnis zu demonstrieren scheint: Durch die Sprache wird stets interpretiert. Es ist klar, daß die Eskimos ihre Welt ganz anders wahrnehmen (sic!) als wir. Die Grenzen unserer Sprache sind die Grenzen unserer Welt, sagt Wittgenstein; wir sehen Schnee, während die Eskimos zwanzig oder dreißig verschiedene Formen von Schnee erkennen können. Die Welt, die wir wahrnehmen, ist also durch unsere Sprache schon interpretiert, ohne daß wir es merken. Dadurch wird also auch hier schon auf der Textebene explizit breitgetreten, was sich der Leser eigentlich als gedankliche Anregung aus der Handlung nehmen sollte. Wenn man denn schon den Anspruch hat, in einer Groteske ganz nebenbei auch noch die 'linguistische Relativität' zu behandeln, hätte es völlig genügt, die Probleme darzustellen, die die Wissenschaftler mit der absurden Grammatik der BHRGT haben. Auf Wittgenstein, Weisgerber und Whorf wäre der eine oder der andere Leser dann sicher selbst verfallen.

Zusammenfassend kann man also sagen, daß all diejenigen Stellen, an denen Ecker allzu offen elaborierend, kommentierend, psychologisierend oder wertend in den Text eingreift, mißlungen sind, was auch hier wieder deutlich wird: Sulewski war sich ziehlich (sic!) sicher, daß die Scheißer die Hälfte ihrer Wörter selbst erfanden. Mit solch einem pseudowissenschaftlichen Kauderwelsch konnte der letzte

Dreck behauptet werden. (23) Solches müßte in einer guten Satire szenisch-dialogisch dargeboten und überdenkenswert gemacht werden, wenn man nicht auch seine Leser für dumm verkaufen will. Hinzu kommen die vielen Rechtschreibfehler, schiefen Bilder und stilistischen 'Waterloos', die beim besten Willen nicht mehr als Stilparodien gewertet werden können.

Ecker zeigt sich also weder in der Wahl seiner Charaktere noch in der seiner Mittel immer sehr geschickt, und ebenso wenig kann m. E. von einer wohldurchdachten Handlungs-Dramaturgie, wie Thomas Wolter sie in der SZ bejubelt hat, die Rede sein. Damit will ich aber, wie oben schon angedeutet, keineswegs behauptet haben, daß eine in sich logische und spannende Handlungsführung konstitutiv für die satirische Form ist, im Gegenteil! Nur sollte man sie auch nicht lobend hervorheben, wenn sie weder vorhanden noch überhaupt notwendig ist. Dahingegen sollte die Komposition des Ganzen sehr wohl wohldurchdacht sein, auch wenn man die Welt als eine aus allen Fugen geratene Farce darstellen will. Aber Eckers Stärke liegt eher im Detail, in der fabulierenden Ausgestaltung einzelner Szenen und Schwänke im Sinne einer 'grotesca pictura', wobei man dann zuweilen durchaus zu seinem Lesevergnügen kommt!

So gibt es - neben den obigen 'Fehlzündungen' - auch echte Highlights, an denen sich nun wiederum im positiven Sinne exemplarisch aufzeigen ließe, wie gute Satire zu funktionieren hat. Zu nennen wären hier vor allem der groteske Auftritt des Phonetikers Persch (32) und das Protokoll der donnerstäglichen Projektbesprechung (51ff). Köstlich

ist auch die Klo-Szene bei Anita, in der sich treffsicher geschildert zwischenmenschliche Abgründe auftun (57ff). Gut hat mir auch Eckers Einlage konkreter und onomatopoetischer Dada-Lyrik gefallen, mit dem Sulewski sein demütigendes Hornissenabenteuer zu bewältigen versucht.

s
oo
- oh!
ein hümmel
ssst! groß horniß
die hümmel ihr flug
durch Luft sssubumm!
stachelbombe - weg!
abgeschwirrt fortssst
weg hümmel - weg!
zeppdüs
nichtsei
leishimmel
hümmelweg
u
f
f
!

Aber leider kann er es auch hier nicht lassen, sein Produkt selbstherrlich zu kommentieren: Zuerst hatte er ein weszp geschrieben, aber ein 'hümmel' klang auf eine sehr subtile Art und Weise doofer. (...) Wenn man das Gedicht um 45 Grad nach links kippte, glich es einer Wespe. Inhalt und Form harmonisierten auf's Wunderbarste. (45f)

Damit wird dann noch ein weiteres Dilemma des Autors deutlich: Er wirkt krampfhaft um den Anschein der Intellektualität bemüht, will sich aber gleichzeitig über die Intellektuellen lustig machen.

Schließlich fragt man sich am Ende mit leichtem Summen im Kopf (Schlimm Hümmel, ssssss ...), was das nun eigentlich sollte, wodurch dem Leser nach all der Bevormundung am Ende doch

noch einige Fragen offen bleiben: Nicht zuletzt auch die Frage der Textsorte, wenn man sich partout auf eine satirische Form festlegen will: Parodie des Abenteuer-, Spionage- und Science-fiction-Genres, Wissenschaftssatire, Parodie eines Entwicklungsromans, Farce, Groteske ... das eine oder das andere oder alles zusammen und am Ende möglicherweise noch eine satirische Parabel auf die Kommunikationsunfähigkeit der privaten und interplanetaren Welt?

Oder hat Ecker es etwa darauf abgesehen, unseren geliebten Markt als Maskenschau und Tanzveranstaltung um das goldene Kalb der Eitelkeit zu diffamieren?

Vielleicht sollte ich ihn mal fragen, und er gibt mir eine Antwort! Dann dürfte man sich sicher schon auf das nächste Heft freuen

...

Iris Schumacher

Weibs-Bild

Jutta Reinert: Schwiegermütter machen dick. Logos-Verlag, Saarbrücken 1993.

Um etwas über die erstgenannte Veröffentlichung zu sagen, die von RTL mit dem Prädikat 'Buch mit dem frechsten Titel' auf der Frankfurter Buchmesse ausgezeichnet wurde, reicht eigentlich schon eine Kurzbeschreibung seiner billigst geklebten Paperback-Verpackung (1): Darauf wird die unerhörte Titelmassage, welche besagt, daß Schwiegermütter dick machen, von einer fülligen Dame, die mit einem Maßband ihre Leibesfülle inspiiziert, und von schreiendstem Lila bekräftigt.

Wer aber nun glaubt, diese Signalfarbe ideologisch interpretieren und der 68er-Frauen- und Lila-Latzhosengeneration zuordnen zu können, weit gefehlt! Derartige Erwartungen kann der Text nicht erfüllen. Dafür entspricht er exakt denjenigen, die sich in nicht ganz vorurteilsfreien Köpfen an das schriftstellerische Niveau einer für einen Groschenheftverlag tätigen Kosmetikerin knüpfen. Peinlich, daß Jutta Reinert auf der Umschlagrückseite dann auch noch stolz als ebensolche präsentiert wird! Si tacuisses ...

Denn hier wird ein mit den übelsten Klischees beladenes Frauenbild verkauft: Julia, die kummerbespeckte Protagonistin, darf sich zwar emanzipieren, jedoch nur gegenüber ihrer eifersüchtigen Schwiegermutter, die sie im wahrsten Sinne des Wortes vergiftet hat. Da sie aber allein zu schwach ist, um sich gegen die 'böse Hexe' zu wehren, benötigt sie die heldenhafte Hilfe ihres Mannes, dem es am Ende auch gelingt, seine beschützenswerte Prinzessin zu retten. Schneewitt-

chen läßt grüßen!! In Anbetracht dessen mutet der Serientitel 'Weibs-Bilder' nachgerade zynisch an. Eine kurze Probe des Textanfangs mag dies verdeutlichen:

"In ihrem großen, mit viel Geschmack gestalteten Badezimmer stand die vierzigjährige Julia vor dem Spiegel. Sie war sehr traurig und unglücklich, denn ihr Spiegelbild zeigte ihr überdeutlich, daß sie etliche Pfunde zuviel auf die Waage brachte. (...) Im allgemeinen legte sie viel Wert auf ihr Äußeres und pflegte sich sehr sorgfältig. Ihr Gesicht war immer noch hübsch und die Haut glatt und weich. Sie strich sich über ihre vollen glänzenden Haare. 'Damit bin ich zufrieden', dachte sie; als sie aber weiter an sich herunter schaute, traten Tränen in ihre Augen. 'Wie kann es nur angehen, daß ich so zugenommen habe', weinte sie still in sich hinein. Sie setzte sich unglücklich auf einen messingfarbenen Stuhl, der dem Badezimmer einen vornehmen Anstrich verlieh. Gerade als sie sich müde zurücklehnte, kam ihr Mann ins Badezimmer. 'Aber Prinzessin', sagte Nils liebevoll, 'wer wird an einem so schönen Sommertag morgens um halb acht weinen?' (...) Nils nahm sie in die Arme, und Julia schmiegte sich an ihn. (...) Das intensive Gefühl von Liebe und Geborgenheit, daß (sic!) Nils ihr vermittelte, hatte sich im Laufe der Jahre eher noch verstärkt. Julia träumte in der warmen Geborgenheit seiner Arme, bis er ganz leise fragte: 'Prinzessin, gibt es noch Kaffee? Ich muß heute früh im Geschäft sein.'" ...

Sich über dies triviale Gesülze - denn in diesem Stil geht die mäßige und von Rechtschreibfehlern nur so strotzende Story bis zum

bitteren Ende weiter - 'analysierend und interpretierend' auszulassen, wäre nur eine ebenso unnötige Papierverschwendung, wie sie sich der Logos-Verlag hat zuschulden kommen lassen. Obwohl 'Papierverschwendung' hier eigentlich zu euphemistisch ist!

Ich jedenfalls kann gut auf derartige logos(2)-Kosmetik verzichten, die zu allem Übel auch noch in dem erst kürzlich erschienenen Weibs-Bilder-Folgebund 'Mama, ab heute heißt Du Oma!' weiterbetrieben wird!

(1) Meist spiegelt die Form ja treffend den Inhalt wider ...

(2) logos, griech.: 'Wort', 'Sprache', später bei Heraklit auch 'Weltvernunft'

Iris Schumacher

Versuche, Grenzen zu durch-schauen

Wolfgang Haubrichs und Reinhard Schneider (Hg.): *Grenzen und Grenzregionen, Saarbrücken 1994* (Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Bd. 22), 283 Seiten

Probleme der Regionalität, der Grenzen und Grenzregionen ziehen parallel zum europäischen Einigungsprozeß und zum Durchlässigwerden von Grenzen in Osteuropa verstärktes Interesse auf sich; das Aufreißen neuer Gräben und der Abriß von Brücken in nicht allzu ferner Nachbarschaft dürfte diesem Interesse noch zusätzlichen Antrieb geben.

Die Beiträge des Bandes, die auf ein Symposium des Forschungsschwerpunkts 'Grenzregionen und Interferenzräume' der Philosophischen Fakultät der Saarbrücker Universität aus dem Jahr 1991 zurückgehen, nähern sich dem Grenzproblem vorwiegend historisch bzw. sprachgeschichtlich, wobei das Mittelalter stark übergewichtig vertreten ist. Die mediävistischen bzw. siedlungsarchäologischen Beiträge (M. Pfister, R. Schneider, F. Stein, W. Haubrichs, V. Bierbrauer, G. A. Plangg, E. Eichler, G. W. Barrow) zeigen vor allem auf, wie lineare Grenzvorstellungen Geltung erlangen und wie früh die - dann im großen ganzen erstaunlich konstant bleibende - Festlegung von Sprachgrenzen erfolgte. Daneben beziehen sich zwei Beiträge auf die Situation des Reichslandes Elsaß-Lothringen, also das späte 19. Jahrhundert (F. Roth zur deutsch-französischen Grenze zwischen 1871 und 1918, R. Wittenbrock zu den Auswirkungen dieser Grenzziehung auf die Stadtentwicklung am Beispiel von Metz und Straßburg).

Neben der Saar-Lor-Lux-Region werden vor allem alpenländischer, deutsch-slawischer und englisch-schottischer Grenzraum angesprochen (ein Vergleich dieser Räume findet freilich - entgegen der Formulierung in der Einleitung - kaum statt). Die Herangehensweisen sind eher traditionell. Grenze wird in erster Linie als rechtliches (W. Fiedler), politisches, administratives Phänomen thematisiert; spannend wäre es, Grenze darüber hinaus auch als Objekt der Erfahrung, der Aneignung, Auseinandersetzung, eingebettet in den Zusammenhang sozial-kultureller Praxis der betroffenen Bevölkerung, zu erforschen und gerade auch die Relationalität des Grenzbegriffs, die 'Interferenz' verschiedener - 'objektiver', 'subjektiver' - Grenzzusammenhänge, und das heißt auch: verschiedener regionaler Zusammenhänge und Orientierungssysteme, in den Blick zu nehmen.

Ein Beitrag immerhin wendet sich dieser Problematik zu und darf überhaupt besonderes Interesse beanspruchen: H. Riedels wahrnehmungsgeographische Studie, meines Wissens der erste Versuch, den subjektiven Umgang mit der deutsch-französischen Grenze auf saarländischer wie lothringischer Seite ein Stück weit zu erhellen. Wenn auch nur von begrenzter Repräsentativität und methodologischer Reichweite (befragt wurden Studienanfänger an den Universitäten Saarbrücken und Metz mit standardisierten Testverfahren), lassen sich der Studie doch interessante Hinweise entnehmen. So konnte beispielsweise die Hälfte der Befragten mit einer Selbstverortung in der von offizieller und publizistischer Seite so hochgehaltenen 'Saar-Lor-Lux-Region' etwas

anfangen, ein Drittel stimmte einer solchen persönlichen Zuordnung vorbehaltlos zu (viel oder wenig?). Sehr interessant ist auch die Beobachtung, welchen Zugschnitt ein als 'heimatlich', 'vertraut' erfahrener Raum jeweils gewinnt. Die Deutschen zogen ihn auf der Karte im Durchschnitt ein gutes Stück weit über die französische Grenze hinweg aus, und auch die Franzosen, bei denen ein solches Überschreiten in umgekehrter Richtung im Gruppendurchschnitt eher selten vorkam, taten es doch in individuellen Einzelfällen immer wieder einmal.

Die Ausweitung des Grenz-Themas auf literaturwissenschaftliches Terrain unternimmt ein abschließender Beitrag von G. Schmidt-Henkel, Mentor des am Germanistischen Institut der Universität des Saarlandes angesiedelten "Archivs für die Literaturen der Grenzregionen Saar-Lor-Lux-Elsaß".

Edwin Dillmann

Kirchliche Grenzräume - begrenzte Kirchenräume

Von geistlicher Herrschaft, einer Bischofsreise und dem Streit um die Kirchenglocken.

Hans-Walter Herrmann (Hg.), *Die alte Diözese Metz. L'ancien Diocèse de Metz. Referate eines Kolloquiums in Waldfischbach-Burgalben vom 21. bis 23. März 1990, Saarbrücken 1993*

In einem Grenzort zwischen den Diözesen Metz und Worms trafen sich im März 1990 Wissenschaftler und Forscher unterschiedlicher Disziplinen, um sich über die fachlichen wie politischen Grenzen hinweg auszutauschen und über eine Grenze besonderer Art zu diskutieren. Seit letztem Jahr liegen die Referate dieses Kolloquiums als Publikation in zum Teil erheblich erweiterter Form vor. Die insgesamt 15 Beiträge zur alten Diözese Metz vor 1800, größtenteils in deutscher, zum Teil in französischer Sprache geschrieben sowie die zweisprachig verfaßten Einleitungs- und Schlußworte lassen erkennen, daß den Autoren auch bei der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse an einer Rezeption über die deutsch-französische Grenze gelegen ist.

Thematisch läßt sich im Band eine wenngleich nicht explizit vorgenommene Dreiteilung erkennen: Zum einen werden jene Faktoren untersucht, die die Entstehung und Ausbildung der diözesanen Grenzen beeinflußt haben können; weiter geht es um die Möglichkeiten des Ausbaus und der Absicherung des kirchlichen Zuständigkeitsbereiches und schließlich um die konfliktreiche religiöse Alltagspraxis in einer Region, in der trotz Reformation und Gegenreformation drei große Konfessionen nebeneinander existieren konnten.

Mit dem Blick auf die Entstehungsgeschichte der diözesanen Grenzen kann Max Pfister auf dem Gebiet der Siedlungsge-

schichte anhand ausgewählter Beispiele darlegen, daß es durchaus Dialektgrenzen gegeben hat, welche - etwa im Unterwallis oder in den Vogesen - auf Diözesangrenzen zurückgeführt werden können. Gerade die Diözese Metz stehe allerdings für das Gegenteil eines Auseinanderfallens sprachlicher und kirchenpolitischer Grenzen. Wie letztere sich zwischen den Diözesen Metz, Speyer und Worms ausbildeten und welche Faktoren bei der konfessionellen Organisation des Raumes maßgeblich waren, untersucht Wolfgang Haubrichs anhand der Siedlungs-, Pfarr- und Besitzgeschichte. Anders als im westlichen Gallien, wo die antiken Organisationsgrenzen von Civitas, Gau und Comitatus mit den Diözesen zusammenfielen, orientierten sich die Diözesangrenzen im Waldland des Vosagus (Vogesen), die sich zwischen dem 8. und 9. Jahrhundert herausbildeten, an vormaligem Königsland, welches später in den Besitz von Adligen, Klöstern oder geistlichen Institutionen überging.

Zwei weitere Beiträge von Michel Parisse und Franz Staab beschäftigen sich mit den für den Ausbau der Diözese Metz förderlichen Ämtern des Erzbischofs und des Archidiakons sowie mit der Entstehung einer zunächst vom Bischofsitz Metz aus gelenkten, sehr traditionsgebundenen Seelsorgetätigkeit, welche effektive Möglichkeiten der Kontrolle des christlichen Lebens auf dem Land und der einheitlichen Durchführung einer geistlichen Jurisdiktion erlaubte. Nicht nur auf diesem Gebiet, sondern auch bei der Gründung von Kollegiatstiften, so Hans-Walter Herrmann, bildete die Diözese Metz eher eine Ausnahme. Herrmanns vorläufige Ergebnisse

einer ersten Untersuchung dieser Thematik deuten darauf hin, daß weder Königtum oder Adel noch das Patriziat der Stadt Metz oder anderer Territorialstädte ein weiterreichendes Interesse an der Gründung von Stiften besaßen, was im Hinblick auf die rege Gründertätigkeit in den Nachbardiözesen Trier und Speyer erstaunen mag. Zwei Gründe gibt der Autor für diese Entwicklung an: den starken Einflußbereich der alten Benediktinerabteien sowie die fehlenden finanziellen Voraussetzungen innerhalb der diözesanen Bürgerschaft. Mitgeliefert wird im Anhang dieses Beitrages eine Übersicht über alle Stiftungsgründungen und ihre wichtigsten Daten inklusive Literatur- und Quellenangaben, ein Orientierungsraster, das auch den anderen Beiträgen des Bandes zugute kommt.

Kirchengeschichtlich orientiert sind auch die Beiträge von Johann Friedrich Gerhard Goeters über die bereits gut dokumentierte Reformation in Pfalz-Zweibrücken und von Gérard Michaux zur tridentinischen Reform in der Metzter Diözese. Im Nordosten der Diözese griff die evangelische Kirchenreformation im Zweibrückischen entscheidend in die bischöflichen Jurisdiktionsrechte ein, bis diese schließlich seit 1555 in diesem Territorium keine Geltung mehr besaßen. Umgekehrt bemühte sich die Metzter Diözese nach den Maßgaben des Konzils von Trient (1563) um eine wenn auch verspätete Rekatholisierung: Predigertätigkeit der Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner, Ordensgründungen, Kirchenvisitationen, Laienbruderschaften und Unterrichtsförderung zeichneten diese Phase aus, die der Metzter Diözese, unter-

stützt durch das französische Königtum, eine wichtige Rolle in gegenreformatorischer Zeit zu kommen ließ. Wie die "Missionare" der Gegenreformation vorgehen und welche Alternativen sie dem Laienvolk anboten, zeigt der Beitrag von Louis Chatellier über das Wirken der Jesuiten in Bouquenom (Bockenheim) und in weiteren lothringischen und saarländischen Orten. Trotz aller Bemühungen, so konstatiert Hans-Walter Herrmann im Schlußwort des Buches, sei es den Metzger Bischöfen jedoch letztlich nicht gelungen, "mit Mitteln der tridentinischen Reform und der vom französischen Königtum geförderten Gegenreformation ihre volle Zuständigkeit über die katholischen Glaubensgenossen bis zu der alten Diözesangrenze wiederherzustellen" (310); vielmehr könne man ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur von katholischen und gemischtkonfessionellen Gebieten sprechen.

Wie aber stand es um das religiöse Alltagsleben, um Volksfrömmigkeit und konfessionellen Eifer? Spielten, so könnte man fragen, diözesane Grenzen als Orientierungsräume überhaupt in der Vorstellungswelt und der Wahrnehmung der Menschen eine Rolle, waren sie "mental maps" oder gar greifbare Entitäten? Die Beiträge von Wolfgang Laufer, Olivier Billuart, Bernhard H. Bonkhoff, Hans Ammerich und Günter Volz, die sich dem kirchlichen Alltag und der religiösen Praxis widmen, beantworten derartige Fragen nur indirekt. Am Beispiel der Kirchenvisitation des Jahres 1669 durch den gerade ins Amt gekommenen Metzger Bischof Georges d'Aubusson de la Feuillade im Archidiakonat Saarburg - es war die

erste Inspektion nach 50 Jahren und dazu im problematischsten, sprich nunmehr protestantischen Teil der Diözese - kann Wolfgang Laufer Möglichkeiten des pastoralen Wirkens in Verbindung mit politischer Motivation verdeutlichen. Während man etwa in den lothringischen Gemeinden Lixingen und Brouviller dem profranzösischen Bischof erst gar keinen Zutritt ermöglichte, ja ihm in den protestantischen Herrschaften hinter Bretterverschlägen sogar mit Waffengewalt drohte, wurde er von den katholischen Dorfbewohnern Bübingens geradezu sehnsüchtig erwartet. Dieser vorwiegend katholische Ort im heutigen Saarland, vormals zur Herrschaft Chriechingen gehörig, wurde im 17. Jahrhundert gemeinsam von dem katholischen von der Leyenschen Hause und der lutherischen Grafschaft Nassau-Saarbrücken verwaltet. Allerdings hatte der Saarbrücker Graf seine Ansprüche auf Religionshoheit unmißverständlich gegenüber dem mitregierenden Grafen von der Leyen durchzusetzen versucht, indem er alle Bübinger Untertanen zur Teilnahme am evangelischen Gottesdienst und der Kinderlehre unter Androhung von Haft- und Geldstrafen zwang. Beim Näherücken des Metzger Bischofs ließ er sogar die Kirche vernageln. D' Aubusson reiste jedoch keineswegs nach Bübingen, sondern gleich nach St. Johann und Saarbrücken, nachdem er zuvor alle katholischen Bübinger zu einem Gottesdienst nach Großblittersdorf geladen hatte. Am Ende seiner Fahrt hatte er "Tausende von Katholiken ... seelsorgerisch erreicht" (249), ob durch schlichte Gottesdienste in den Dorfkirchen, durch Firmungen oder die barocke Inszenierung des nach

den Wirren des Dreißigjährigen Krieges besonders glanzvoll erscheinenden katholischen Kultus, wie er in einer Messfeier in Gräfinthal sichtbar geworden war.

Wie umgekehrt eine evangelische Gemeinde im 17. und 18. Jahrhundert die Rekatholisierung erlebte, stellt Bernhard H. Bonkhoff in seinem Beitrag am Beispiel der saarländischen Gemeinde Wiesbach vor. Im zuvor pfalz-zweibrückischen (protest.), ab 1681 französischen (kath.) Wiesbach setzte ab 1784 wieder der katholische Gottesdienst ein, zelebriert von einem Geistlichen allerdings, der nicht einmal mehr wußte, welcher Kirchenpatron für die Pfarrkirche galt und zu welcher Diözese sie gehörte, der weder kirchliche Gerätschaften noch die nötige Ausstattung zur Spende der Sakramente vorweisen konnte. Einige Jahre später war eine mehr oder weniger praktikable Lösung gefunden, wie sie für viele andere Ortschaften mit mehrfacher Religionszugehörigkeit auch Geltung erlangte: Sonntagmorgen bis 9.30 Uhr war katholischer Gottesdienst, wobei die Katholiken jedesmal den Altartisch zur Seite rückten, um für den Gottesdienst die Sicht auf den Chor zu ermöglichen. Danach stand die Kirche den Protestanten zur Verfügung; gemeinsam benutzte man den Friedhof und die Kirchenglocken. Aus der Einführung dieses Simultaneums (Mitbenutzungsrecht der Katholiken an protestantischen Kirchen, Friedhöfen und Glocken) resultierten vor allem im Pfalz-Zweibrückischen, wo in manchen Orten reformierte, lutherische und katholische Religionsgemeinschaften nebeneinander existierten, erhebliche Konflikte, denen Hans Ammerich nachgeht.

Der Autor zeichnet am Beispiel der Auseinandersetzungen zwischen Protestanten und Katholiken in den Gemeinden Großsteinhausen und Brenschelbach eine zunehmende Radikalisierung der gegenseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen sowie der gegnerischen Gemeindegruppen nach. Abgeschlossen wird der Band mit Auszügen aus der Lebensgeschichte des Wadgasser Prämonstratensers Anton Bauer, welcher, um der Deportation von Geistlichen im Departement Moselle in den Jahren 1794/95 zu entgehen, seine Haushälterin heiratete und schließlich als Kontrolleur der Finanzen im Arrondissement Trier, dann als Kreissteuereinnahmer in Ottweiler Karriere machte.

Es ist kein Zufall, daß der vorliegende Band sowohl durch seine Thematik als auch seine interdisziplinäre Zugangsweise bisherige unausgesprochen geltende Grenzen überschreitet, die sowohl die vorzugsweise getrennte Untersuchung deutscher und französischer Gebiete als auch die Erforschung abgeschlossener, vor allem territorialer Räume vorgeben, dann insbesondere, wenn es um die Untersuchung der politischen Geschichte geht.

Innerhalb der neuerlichen Grenzraumdiskussion erlaubt gerade die Untersuchung einer Diözese, hier der Diözese Metz vor 1800, den umgekehrten Blick: von Landesgrenzen weg zu Konfessions-, Sprach-, Siedlungs- und Gemein-

degrenzen, die sich oftmals kreuzten. Ein sicherlich ausbaufähiger, hier bereits mit fundierten Ergebnissen aufwartender Schritt in Richtung einer neuen Regionalgeschichte, der in diesem Band allerdings an mancher Stelle mit den Siebenmeilenstiefeln der Wissenschaftlichkeit und der Fachsprache gemacht wurde.

Eva Labouvie

Bürgertum in Saarbrücken auf dem historischen Seziertisch

Michael Jung, *Zwischen Ackerbau und Fürstenhof. Saarbrücker und St. Johanner Bürgertum im 18. Jahrhundert, Saarland-Bibliothek Band 7* (St. Ingbert: Röhrig Verlag, 1994).

Die schnell wachsende Saarland-Bibliothek hat einen neuen Titel aufzuweisen, der sich in seinen Fragestellungen und methodischem Konzept deutlich von der Mehrzahl der bisher erschienenen Bände unterscheidet. Während bisher zumeist alltags- und auch frauengeschichtliche Themen dominieren, verläßt die Studie von Michael Jung diese eher modernistischen Pfade der Geschichtsschreibung, um das ge-

stellte Thema mit den Methoden der noblen und angesehenen strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise zu erforschen. Das Buch ist damit einem Konzept verpflichtet, das seine Glanzzeit in den siebziger Jahren hatte, das gleichwohl bisher in dieser Ausprägung weder in der Regionalgeschichte noch in der Saarbrücker Stadtgeschichte zur Anwendung kam.

Das Buch, das eine überarbeitete Fassung der 1992 vom Verfasser in Saarbrücken vorgelegten Dissertation darstellt, ist keine unterhaltsame Lektüre zur heimat- und saartümlichen Erbauung. Es eignet sich nicht für Landsleute, die historische Gewißheiten und

Wurzeln suchen, die ihnen als Wegweiser in den unsicheren Zeitläufen der Gegenwart dienen können. Trotz einiger Abbildungen ist das Buch kein Bilderwerk mit erzählerischen Ambitionen, sondern ein Fachbuch, das historische Strukturen und Prozesse mit der zugehörigen fachimmanenten Logik und Methode beschreibt. Vom Leser wird vielmehr erwartet, daß er bereit ist, auch komplizierten Analysen und Gedankengängen zu folgen und daß er manchmal den verschlungenen Pfaden der Argumentation bis in die fast tausend Fußnoten nachklettert.

Aber die Mühe lohnt sich, wenn man bereit ist, sich auf die struk-

turgeschichtliche Betrachtungsweise einzulassen. Der Verfasser bietet eine Fülle von neuen Einsichten, die sich dem Leser in einer klaren Gliederung offenbaren und in einer Fachsprache, die sich um Verständlichkeit bemüht. Allerdings sollte man sich von den sehr griffig und plastisch formulierten Kapitelüberschriften nicht täuschen lassen: Immer verbergen sich dahinter auch komplexe Argumentationsstränge, die den in der Fachwissenschaft entwickelten Methoden und Erkenntnissen verpflichtet sind.

Drei große Themenbereiche bürgerlicher Existenz stehen im Mittelpunkt der Analyse. Da ist zunächst die politisch-administrative und rechtliche Stellung der städtischen Einwohner, die als spannungsreiches Verhältnis zwischen kollektiven Rechten und individuellen Pflichten definiert wird. In einem zweiten Themenkomplex beschreibt der Verfasser die sich nur langsam verändernden wirtschaftlichen Aspekte bürgerlichen Lebens in beiden Städten, die weiterhin von der Landwirtschaft und unterschiedlichen städtischen Gewerben geprägt werden. Schließlich wird die Sozialstruktur analysiert, wobei für beide Saarstädte - abhängig von ihrer Funktion als Ackerbürger- bzw. Residenzstadt - abweichende Sozialprofile gezeichnet werden.

Von zunehmender Bedeutung für alle Bereiche bürgerlichen Lebens ist dabei der in Saarbrücken residierende Fürst, und so kommt es, daß trotz der gewählten sozialgeschichtlichen Thematik (das **Bürgertum** in den beiden Saarstädten) wichtige Fakten aus dem landesherrlich-dynastischen Bereich den zeitlichen Rahmen der Untersuchung bestimmen. Im Grunde setzt sie ein mit dem Jahr

1741, dem Herrschaftsantritt Wilhelm Heinrichs und dem Ausbau der Residenzstadt. Folgerichtig klingt sie aus mit dem Ende der fürstlichen Herrschaft in Saarbrücken.

Allerdings werden, bedingt durch die strukturgeschichtliche Betrachtungsweise, diese ereignisgeschichtlichen Fakten im Gefolge der Französischen Revolution überhaupt nicht erwähnt. Ja, der Leser dieses Buches kann zu dem Schluß kommen, daß es für die Bürger in beiden Saarstädten eine Französische Revolution im 18. Jahrhundert überhaupt nicht gegeben hat!

Diese Ausblendung politischer Ereignisse mag der reinen Lehre der Strukturgeschichte entsprechen, aber hier hätte man gerne in einem Kapitel nachgelesen, welche Stellung die Bürger an der Saar zu den revolutionären Ereignissen im Nachbarland einnahmen und in welcher Weise sie sich selbst an der Zerstörung des Ancien Regime beteiligten, das ja auch ihre eigene im Buch beschriebene Lebenswelt maßgeblich prägte.

Dafür nimmt der Verfasser die in der Forschung in den letzten Jahren entwickelten zentralen Deutungsmuster zur Beschreibung der Gesellschaft in den frühen Neuzeit auf. Wir erfahren etwas über Sozialdisziplinierung, 'innere Staatenbildung', über Bürokratisierung und Rationalisierung, Prozesse, die es nach Darstellung des Autors auch in den Saarstädten, allerdings mit grenzlagebedingter Verspätung gab. Leider sind hier die saarspezifischen Belege zum Nachweis dieser allgemeinen Prozesse recht spärlich, so daß man den Eindruck hat, daß hier gar nicht erst der Versuch gemacht wurde, die Richtigkeit der allgemeinen Deutungsmuster

am konkreten Beispiel der gewählten Saarstädte kritisch zu überprüfen.

Gerade hier aber liegt der Reiz und Nutzen einer solchen mikrohistorischen Studie einer kleinstädtischen Gesellschaft, die in ihrem spezifischen Profil nur erkannt werden kann, wenn man fragt, ob und in welchem Maße die in der Forschung allgemein beschriebenen Strukturen und Prozesse auch für das lokale Beispiel charakteristisch sind. Wobei diese kritische Bemerkung natürlich dadurch zu relativieren ist, daß es in Saarbrücken und St. Johann im Untersuchungszeitraum meist deutlich weniger als insgesamt 6000 Einwohner gab, so daß die damit verbundene schmale Quellenbasis einer solchen kritischen Überprüfung ohnehin vermutlich enge Grenzen setzen würde.

An der strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise liegt es auch, daß die Bürger vor allem in Erscheinung treten als Objekte in Statistiken, als Funktionsträger bestimmter Gremien und Zünfte bzw. als Angehörige bestimmter Sozial- und Einkommensgruppen. Vor allem im ersten Teil des Buches bleiben die Bürger eher anonyme, umrißhaft erkennbare Schattengestalten.

Nur selten wird diese Perspektive durchbrochen durch die Einblendung exemplarischer Personen, wie den Handwerksmeister Lautemann oder die Familie Schmidtborn. Ein erfreuliches Maß von Anschaulichkeit gewinnt die Darstellung bürgerlichen Lebens auch bei den einzeln aufgeführten Nachlaßinventaren. Ansonsten bietet die dominierende strukturgeschichtliche Perspektive eher einen 'Blick von außen'.

Die Vorteile und Stärken dieses

historischen Konzepts zeigen sich dann jedoch in der Darstellung der Interessenkonflikte zwischen den Bürgern beider Saarstädte und dem Landesherrn, wobei verschiedene Konfliktfelder, wie z.B. die Wachdienste, die Frage des Zuzugsgeldes oder umstrittene Fragen der Fron- und Steuerpflichten ausgeleuchtet werden.

Bei der Analyse der jeweiligen Interessenkonstellationen und Machtstrukturen kommt der Verfasser, ausgehend von der in den Quellen erkennbaren konkreten Handlungs- und Konfliktsituation, zu wichtigen neuen Erkenntnissen. Das ermöglicht ihm einerseits eine in der Forschung so bisher nicht formulierte Bewertung der Rolle und des Selbstverständnisses der Stadtgerichte, die zwar einerseits ein Repräsentativorgan der städtischen Bürgerschaft waren, andererseits aber ein durchaus obrigkeitliches Amtsverständnis entwickelten. Gerade der strukturgeschichtliche Ansatz ermöglicht Michael Jung auch eine überzeugende kontrastierende Analyse der beiden Städte St. Johann und Saarbrücken, die wegen ihrer unterschiedlichen Funktionen ein deutlich voneinander abweichendes Profil in ihrer Sozial- und Wirtschaftsstruktur entwickelten.

Durch den Binnenvergleich, aber auch durch den Vergleich mit anderen deutschen Städten versucht der Verfasser, sein Thema in den allgemeinen Forschungsstand zur Stadtentwicklung im 18. Jahrhundert einzuordnen.

Dabei gilt sein Interesse neben den hier z.T. genannten Strukturen auch den im Rückblick erkennbaren historischen Prozessen. Besonders bedeutsam für die weitere stadthistorische For-

schung ist hier der von Michael Jung dargestellte Wandlungsprozeß im Bereich der städtischen Kaufleute und Händler. Mit der Bildung der Kranengesellschaft beginnt der Aufstieg einer kleinen Gruppe von Großkaufleuten, die mit ihrer leistungs- und profitorientierten Wirtschaftsethik die traditionellen Mentalitäten der altständischen Gesellschaft überwinden. Damit entwickeln sich auch in den Saarstädten kollektive Einstellungen und Handlungsweisen, die für die bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert charakteristisch sein werden.

Wertvoll ist auch die Beobachtung des Verfassers, daß sich die nun ausbildende städtische Elite in ihrem Lebensstil und Konsumverhalten eher der höfischen Gesellschaft nähert und sich tendenziell nach unten abschließt. Interessant wäre in diesem Zusammenhang noch die erweiterte, systematisch zu erforschende Fragestellung, ob und in welchem Maß diese Wirtschaftseliten mit der politischen Führungsschicht, aus denen sich z.B. die Mitglieder der Stadtgerichte rekrutierten, identisch waren.

Ebenso nutzbringend wäre eine historisch-geographische Analyse der Lage des Grundbesitzes und der Wohnhäuser dieser bürgerlichen Eliten innerhalb und außerhalb der beiden Saarstädte. Eine solche Untersuchung wäre mit Hilfe der zeitgenössischen Tractus-Karten sicher möglich, allerdings gehört sie nicht zum klassischen Repertoire strukturgeschichtlicher Forschungen.

So läßt sich zusammenfassend feststellen, daß das Buch sicher, dem Anspruch des Verfassers entsprechend, eine Lücke in der landesgeschichtlichen Forschung schließt. Gleichwohl ist nicht zu übersehen, daß die sozialge-

schichtliche Forschung zur Geschichte beider Saarstädte im 18. Jahrhundert damit keineswegs abgeschlossen ist. Es ist noch ausreichend Platz für wissenschaftliche Forschungsfelder, die für strukturgeschichtliche Betrachtungsweisen offensichtlich von geringerem Interesse sind.

Neben den bereits genannten Aspekten wäre hier z.B. eine Untersuchung zur Bevölkerungs- geschichte wünschenswert, die uns Einsichten in die komplexen Zusammenhänge von Sterbe- und Geburtenraten, abhängig von der jeweiligen sozialen Zugehörigkeit, ermöglicht. Auch über die Alltagsgeschichte sowie über die Selbstwahrnehmung der Bürger in beiden Saarstädten wissen wir sehr wenig. Weiterhin ist zu hoffen, daß die im vorliegenden Buch sehr spärlichen Hinweise zum kulturellen Leben in beiden Saarstädten sich noch um zahlreiche Wissensbestände vermehren lassen.

Für alle diese Arbeiten hat das Werk von Michael Jung wichtige Vorarbeiten und eine solide Basis geschaffen, die die Einordnung der noch zu erwartenden Forschungsergebnisse in den sozialgeschichtlichen Kontext erleichtern wird.

Rolf Wittenbrock

Gekürzte Rede von Joachim Jäger anlässlich der Totenfeier für
Henny Schmittner-Alger, der ehemaligen 1. Vorsitzenden des Vereins Saarbrücker Hefte.

Ich höre sie jetzt dazwischen rufen: "Red keinen Unsinn, ich bin ein ganz normaler Mensch". Ich



Till Neu: "Portrait Henny", 1990

müßte sie daran erinnern, daß dies eine Totenfeier ist und wir, ihre Freunde und Verwandten, tun, was schon immer in Totenfeiern getan wurde. In fast allen menschlichen Gesellschaften gibt es Todesriten. Trotz vieler Unterschiede im einzelnen haben sie einige zentrale Gemeinsamkeiten: So sind z.B. die Todesfeiern in gleichem Maße auf den Verstorbenen als auch auf die Hinterbliebenen gerichtet.

In Bezug auf den Verstorbenen in zweierlei Hinsicht: Zunächst muß der Leichnam in irgendeiner Form - meist ist es die Beerdigung - eine neue Stätte erhalten. Sodann besitzen fast alle Kulturen Vorstellungen darüber, in welcher Weise nach dem Tode eine spirituelle Substanz des Menschen bestehen bleibt, die durch die Totenfeier in ihre neue Welt übergeführt werden muß: das Weiterleben einer Seele bis zum jüngsten Tag im Christentum, eine Seelenwanderung, eine Weitergabe des Karma an eine



Till Neu: "Portrait Henny", 1990

Wiedergeburt bis zur völligen Auslöschung im Nirwana im Buddhismus oder der Eingang als guter oder böser Geist in ein Geisterreich im Schamanismus.

Die Totenfeiern haben aber auch die Funktion, die Hinterbliebenen wieder in das normale soziale Leben zurückzuführen. Sie beginnen deshalb in der Regel mit einer Feier, die der Trauer Möglichkeit gibt, sich auszudrücken und sie haben in fast allen Kulturen einen nahezu fröhlichen Ausklang. Das gilt auch für unsere Kultur: der Leichenschmaus beendet normalerweise die Totenfeier, und er gleicht oft eher einem Familienfest als einer Trauerfeier. Ich denke Henny würde uns raten, jetzt ordentlich zu feiern und sich darüber zu freuen, daß nun alle, die ihr nahestehen, zusammenkommen. Vielleicht würde sie auch über den ein oder anderen schimpfen, der nicht gekommen ist.

Henny würde also diese Feier letztlich akzeptieren. Das entspräche jedenfalls ihrem kulturhistorischen Verständnis. Ich kann mir gut vorstellen, wie sie, wenn sie Feuer gefangen hätte, sich in das Thema der Begräbnisriten vertiefen würde, Literatur dazu besorgte, Bücher und Artikel verschlänge und ihre Einsichten preisgäbe und mit anderen diskutierte. Sie würde sich für die Säkularisierung der Friedhöfe interessieren, die diese Begräbnisstätte nach dem 18. Jahrhunderts aus dem Bann der Kirche gelöst hat. Schließlich war der Kirchhof der Ort, an dem gemäß der christlichen Vorstellung am jüngsten Tage die Toten und die Lebendigen zugleich und vereint sich dem jüngsten Gericht stellen werden. Sie hätte wohl mit Amüsement Thomas von Aquins Zweifel an der leiblichen Auferstehung nachvollzogen, der diese Frage in Bezug auf einen Kannibalen und seine Opfer stellt. Neben ihrer Impulsivität werden mir als die prägnantesten Wesenszüge Hennys in Erinnerung bleiben: ihr weitgespanntes kulturelles Interesse und die Begeisterung und Ausschließlichkeit, mit der sie sich in ein Themengebiet stürzt.

Sie liest ungeheuer viel. Sie verschlingt regelrecht Bücher. Sie taucht in deren Welt ein. Aber sie liest dennoch kritisch. Sie prüft, ob die Charaktere eines Romans glaubwürdig sind, die Handlung schlüssig aufgebaut ist, ob z.B. der plötzliche Tod des Physikers und Astronomen in Mulischs Roman "Die Entdeckung des Himmels", den ein Meteorit traf, nicht vielmehr Ausdruck der Ratlosigkeit des Autors über den Fortgang der Geschichte als eine zwingende Weiterentwicklung derselben ist. Und sie kann vernichtend mit ihrem Urteil sein. "Vergiß es", ruft sie dazwischen, "ist das Papier nicht wert!"

Henny stürzt sich nicht nur mit dieser Ambivalenz des Eintauchens und Bewahrens der kritischen Distanz in Romane. Sie interessiert sich für Gott und die Welt. Das Lesen hilft ihr aber auch, glaube ich, in schwierigen Zeiten. In ihren letzten Wochen hat sie viel gelesen und sei es nur zur Ablenkung, so zum Beispiel eine Biographie des berühmten englischen Mathematikers Alan Turing, den jeder Informatiker und Logiker wegen der nach ihm benannten Turing-Maschine kennt, die Älteren vielleicht als denjeni-

gen, der den Code der deutschen Chiffriermaschinen im 2. Weltkrieg entschlüsselte.

Ihre kulturellen Interessen begrenzen sich aber keineswegs auf Literatur. Sie liebt Malerei, kennt sich auch dort aus. Sie ist musikbegeistert, schließlich stammt sie aus einem musikalischen Haus. Wir besorgen ihr für den Krankenhausaufenthalt einen CD-Player, weil sie dort Musik vermisst. Nachdem wir uns im letzten Jahr in einem unserer musikalischen Abende mit dem kanadischen Pianisten Glenn Gould beschäftigt haben, will sie nun die beiden Aufnahmen der Goldbergvariationen von Bach studieren, die Gould am Anfang seiner Karriere mit 20 Jahren und fast 30 Jahre später, kurz vor seinem Tod eingespielt hatte. "Wahnsinn" sagt Henny zum Zeitunterschied: die frühe Einspielung dauert 38 Minuten, die späte 10 Minuten länger. Die frühe gefällt ihr natürlich besser. Sie hat vor, sich näher mit den Goldbergvariationen zu beschäftigen. Sekundärliteratur liegt zu Hause noch auf dem Tisch.

Aber Henny hat nicht mehr genug Zeit. Den Ernst der Lage kehrt sie unter den Tisch. "Ich bin ein Glücksrabe; das stehe ich durch" sagte sie zu mir, um sich selbst zu überzeugen, in Anspielung auf Vitorio Segres Roman "Der Glücksrabe", als ich sie vor 2 Wochen von Saarbrücken in die Klinik zurückbringe. Nein, ein Glücksrabe ist sie nicht. Ihr Leben war keinesfalls leicht und ihre Lebenspläne haben sich nicht so erfüllt, wie sie es sich gewünscht hatte. Es gab schwere Schläge für sie, den Tod ihres Bruders zum Beispiel. Sie hätte wohl gerne eine große eigene Familie gehabt. Ich kann sie mir jedenfalls gut als Mutter mehrerer Kinder vorstellen, als eine - sicher dominante - Mutter, die wie eine Henne die Fittiche über ihre Kinder breitet, sie beschützt, die für alles sorgt und die Einheit der Familie zu bewahren sucht. Dieser Wunsch bleibt ihr verwehrt. Ich weiß allerdings auch nicht, wie sie das alles, Beruf, Familie und die vielschichtigen Interessen unter einen Hut gebracht hätte. Aber als Spezialistin für kreatives Chaos hätte sie das wohl auch geschafft.

Auf der eben erwähnten Fahrt von Saarbrücken in die Klinik - ihrer letzten - zeigt sie mir zum ersten Mal, daß sie auch Angst hat. "Jetzt ist Schluß mit den Kleinmädchen-Antworten", sagt sie entschieden zu den Auskünften der Ärzte, die keine bessere Erklärung für ihre therapeutischen Mißerfolge anbieten als, ihre Krankheit sei halt zäh. Und sie beschließt,

sich nun selbst um ihre Krankheit zu kümmern, morgen in die Bibliothek zu gehen, sich selbst kundig zu machen. Das hatte sie merkwürdigerweise vorher, obwohl Ärztin, nicht getan. Sie hatte Vertrauen in die sie behandelnden Ärzte. Sie glaubte ursprünglich, sie müsse nur einfach still halten, bis der ganze Spuk vorbei sein würde.

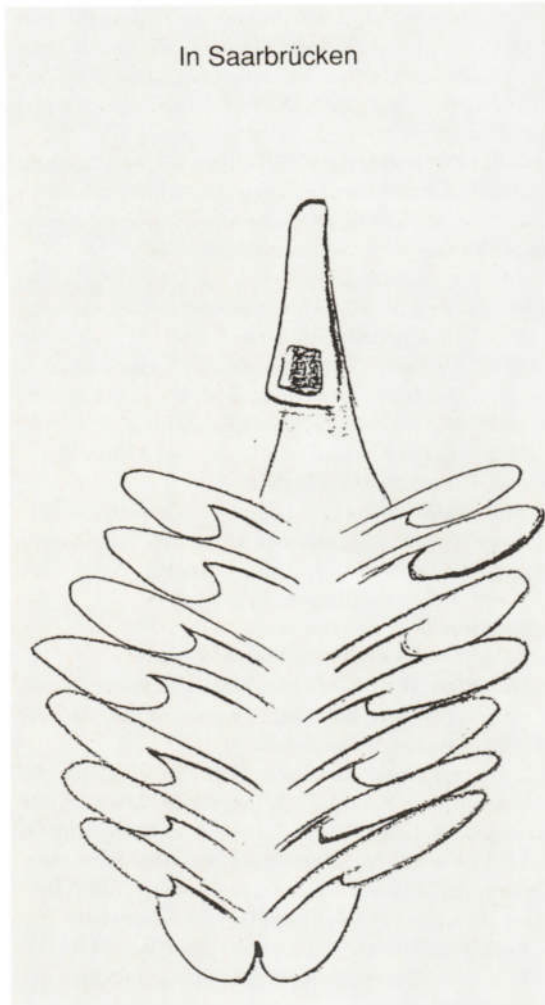
Aber für entscheidende Schritte, wenn es überhaupt welche gab, ist es zu diesem Zeitpunkt bereits zu spät. Die Erfolgsaussichten einer Lungentransplantation sind angesichts des Defektes ihres Immunsystems denkbar gering. Und das Einfrieren ihres Zustandes, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre, hätte für sie ein Leben mit einer Sauerstoff-Flasche als ständigem Begleiter bedeutet, nichts was sich mit ihrer Vitalität in Einklang bringen läßt.

Wir sprachen in einem unserer letzten Treffen über den schlimmsten Fall. Sie sagte: Lungenfibrose ist tödlich, steht in einem Buch von 1976. und dann hoffnungsvoll Jetzt sind wir aber fast 20 Jahre weiter. Danach wehrt sie jede weitere Diskussion ab: "Über das Sterben denke ich nach, wenn es so weit ist".

Ich glaube, sie hätte als naturwissenschaftlich interessierte Frau mit Interesse das Buch des international angesehenen und sicher ernst zu nehmenden Astrophysikers Frank J. Tipler gelesen "Die Physik der Unsterblichkeit". Tipler entwickelt die Omega-punkt-Theorie, eine physikalische Theorie, die mit exakten naturwissenschaftlichen Methoden den Begriffen "Gott", "ewiges Leben", "Auferstehung" einen physikalischen Sinn gibt. Dem Leser, der einen geliebten Menschen verloren oder Angst vor dem Sterben hat, verheißt die moderne Physik: "Sei getrost, du und sie, ihr werdet wieder leben."

Vielleicht hätte Henny an diesen Ideen Gefallen gefunden, vielleicht auch "Der spinnt, der Tipler" gesagt.

Dieter Krüll



- 1949 in Wiesbaden geboren
- 1969-1975 Studium an der Folkwangschule Essen-Werden
- 1982 Galerie Schmitz & Becker, Duisburg
- 1983 Kunsthistorisches Institut, Universität Bonn
- 1985 Galeria Wschodnia, Lodz
Pracownia Dziekanka, Warschau
- 1987 Galerie J. Friedrich, Dortmund
- 1987-1989 Lehrauftrag an der Kunstakademie Düsseldorf
- 1990 Internationale Westdeutsche Kurzfilm-
tag Oberhausen, "Sieben Gleisgesich-
ter", Zeichenfilm
Galerie J. Friedrich, Dortmund
Kulturforum Alte Post, Neuss
"Schmidt", Publikation
- 1991 Artothek Köln, Filme
Museum am Ostwall, Dortmund
"Personal 1", Publikation
- 1992 Clemens Sels Museum, Neuss, Filme
"Radkappen", Publikation
- seit 1992 Lehrauftrag an der HdBK Saar
- 1993 Samuel Beckett Symposium, Düsseldorf
"Brülleisch!", Publikation
Forum Bilker Straße, Düsseldorf
Galerie J. Friedrich, Dortmund
- 1994 "Die Welt der Hufschmiede", Clemens
Sels Museum, Neuss, Videoinstallation

Dieter Krüll lebt als Freier Zeichner, Trickfilmer und Autor in Köln.

Die Zeichnungen von Dieter Krüll, die den Schwerpunkt dieser Ausgabe illustrieren und kommentieren, entstanden während mehrerer Aufenthalte Krülls in Saarbrücken. Obwohl sie von Saarbrücker Erfahrungen und Erlebnissen inspiriert sind, ging es Dieter Krüll nicht um die Darstellung regionaler Besonderheiten. Die Geschichten, die er sammelt, sind jederzeit und überall wiederzuerkennen.

Autorinnen und Autoren

Dirk Bubel, seit 1989 Projektberatung bei 'Arbeit und Kultur Saarland GmbH'

Dr. phil. Edwin Dillmann, wiss. Mitarbeiter am historischen Institut der Universität des Saarlandes, promovierte über das Thema "Schule und Volkskultur"

Stefan Fricke, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter am musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes

Michael Grabenströer, Redakteur der 'Frankfurter Rundschau', Berichterstattung aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz

Dr. phil. Norbert Gutenberg, geb. 1951, Studium der Sprachwissenschaft/ Sprecherziehung, Theaterwissenschaft, Germanistik, Linguistik und Erziehungswissenschaft in Saarbrücken, Erlangen und Berlin. Z.Z. Privatdozent in Halle und Leiter des Fachgebietes Sprachwissenschaft und Sprecherziehung an der Universität des Saarlandes

Achim Huber, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, arbeitet als Sozialwissenschaftler in Saarbrücken

Prof. Dr. phil. Ernst-Ulrich Huster, Politikologe, Hochschullehrer an der Ev. Fachhochschule Bochum. Verschiedene Publikationen zur sozialen Ungleichheit

Prof. Dr. Joachim Jäger, geb. 1946, Professor für Mathematik und Informatik an der Fachhochschule des Saarlandes

Eckhardt Kauntz, Redakteur der 'Frankfurter Allgemeine Zeitung', Berichterstattung aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz

Hans-Georg Klein, Redakteur beim Saarländischen Rundfunk

Matthias Körner, geb. 1954, Diplom-Agraringenieur, Literatur-Förderpreis des Landes Brandenburg, Literaturpreis "Umwelt" des Landes Nordrhein-Westfalen, Autor des Fernsehfilms "Und führe uns nicht in Versuchung", Mitglied im VS Brandenburg und im PEN-Ost

Dr. phil. Armin Kuphal, Soziologe. Arbeitet hälftig am Soziologischen Institut der Universität des Saarlandes und im Gemeinwesenprojekt der PädSak e.V. in Saarbrücken

Dr. phil. Eva Labouvie, geb. 1957, Studium der Geschichte, Germanistik und Sozialkunde in Saarbrücken. Zur Zeit leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin eines Projekts zur Regionalgeschichte des Saarraumes am Historischen Institut der Universität des Saarlandes

Jörg Metzinger geb. 1962, Studium der Evang. Theologie in Saarbrücken, Mainz und Heidelberg. Sondervikariat in Mainz, Vikariat in Wiebelskirchen. Seit 1992 Pastor an der Saarbrücker Johanneskirche mit dem Auftrag, ein neues Konzept von Citykirchenarbeit dort umzusetzen

Nils Minkmar, promoviert z.Z. über Ehevorstellungen im Colmar des 16. Jahrhunderts

Marcella Nacci, geb. 1963, Studium der Philosophie und Geschichte. Arbeitet als Sprachdozentin und freie Journalistin v.a. zu den Themen Ausländerintegration

Bernd Nixdorf, geb. 1961, Studium der Philosophie und Psychologie, Autor von 'Salli Palli'

Johannes Petrenz, geb. 1952, Studium der Sinologie und Ingenieurwissenschaften. Führerschein Kl.III. Derzeit in ungekündigter Stellung in einem arbeits- und sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut tätig

Josef Reindl, Soziologe

Volker Roth, geb. 1964, Politikwissenschaftler. Arbeitet als freier Fernsehjournalist u.a. für den SR

Dr. phil. Dietmar Schmitz, politikwissenschaftliches Studium. Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft und im Saarl. Umweltministerium. Seit 1988 beschäftigt in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung. Journalistische Tätigkeit

Dr. phil. Ralph Schock, Studium der Germanistik und Philosophie. Literaturredakteur beim SR. Veröffentlichungen: Dissertation über Gustav Regler, 'Saarkampf 1935' und andere Publikationen zur Region

Iris Schumacher, Germanistin

Karl-Heinz Spindler, Prosaiker und Requisiteur

Dr. phil. Peter Wettnann-Jungblut, Studium der Neuen Geschichte in Saarbrücken. Promotion über historische Dimensionen des Strafrechts

Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm, Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA. Seit 1978 Hochschullehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes und seit 1990 wiss. Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl

Dr. Rolf Wittenbrock, Studium der Geschichte und Romanistik in Saarbrücken, Paris und Freiburg. Direktor des Deutsch-Französischen Gymnasiums. Arbeiten zur Geschichtsdidaktik in Frankreich und zur Urbanisierung im Saar-Lor-Lux-Raum

Wolfgang Zwiener, geb. 1947, Studium der Literatur-, Theaterwissenschaft und Soziologie, Diplom in Pädagogik in Bonn und Köln, Gehversuche auf den endlosen Feldern der Kurzprosa

*Mitteilungen des historischen Vereins
für die Saargegend. Heft XI.*

Friedrich Joachim Stengel

*fürstblich sülzdischer Ingenieur, Hof-
architekt und Bauinspektor, fürstlich
nassau-usingenischer Baudirektor, herzog-
lich sachsen-gothaischer Rat und Bau-
direktor, fürstlich-nassau-saarbrückenscher
Generalbaudirektor, wirklicher Kammerrat
und Forstkammerpräsident pp.*

1694-1787

von

Karl Lohmeyer



Düsseldorf 1911

Nachdruck 1982

1694 - 1994

Format 215 X 290 mm, 224 Seiten mit 13 Tafeln und 71 Abbildungen im Text, mit ausführlichem Quellennachweis sowie Orts- und Personenverzeichnis, Ganzefalinband

ISBN 3-921870-01-1

82,- DM

(Sonderpreis für Mitglieder des Historischen Vereins für die Saargegend e.V.)

Die Biographie Lohmeyers ist noch heute das grundlegende Werk zu Stengel und seinen Bauten. Die zahlreichen Quellenzitate und das reiche Bildmaterial, welches zu einem Teil im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde, machen den Band heute zu einem wichtigen Quellenwerk. Ein Nachwort und eine Kurzbibliographie weisen auf die Ergebnisse der zwischenzeitlichen Forschung hin.

